Vom glückenden Leben

Lesebuch zur Biophilie

Herausgegeben von
Wolfgang Baldes und Roland Dürre

Erweiterte Auflage, September 2025

© Titel-Foto: Romano Amend, romanodesign.de
© für die Auswahl, das Vorwort und das Nachwort: Wolfgang Baldes und Roland Dürre
© S. 79-80; S. 197: Wolfgang Baldes
© S. 108-112; S. 173-180: Roland Dürre
© für die Übertragungen aus dem Englischen S. 102, S. 106-107, S. 135-137: Wolfgang Baldes

Inhaltsverzeichnis:

Vorwort 6
Zeit und Glück (Luciano de Crescenzo) 8
Wege zum Glück (Jan Schwenkenbecher) 9
Vom glückseligen Leben (Lucius Annäus Seneca) 11
Wollen wir glücklich sein? (Aurelius Augustinus) 12
Orientierung durch Biophilie (Rupert Lay) 14
Wie ich sehe (Pierre Teilhard de Chardin) 16
Wider den Nationalismus (Thomas Mann) 24
Über die Liebe zum Lebendigen (Erich Fromm) 25
Die Weisheit der Kinder (Rupert Lay) 27
Die Ethik der Biophilie (Rupert Lay) 28
Was soll ich tun? Zur „Ur-Ethik“ der Biophilie (Rupert Lay) 29
Strategien in der ökologischen Krise (Rupert Lay) 35
Biophilie und Entropieverzögerung (Klaus-Jürgen Grün) 37
Der Bienenhirte (Th. Hanstein / H. u. P. Schönheit) 47
Zur Biophilie des Führens (Rupert Lay) 48
Wie ich mich entschleunige (Peter Gruber) 49
Menschenarbeiter (Peter Gruber) 50
Das Menschenbild der Dialektik (Peter Gruber) 52
zielgruppe: manager (Rupert Lay) 55
Biophilie im Unternehmen (Rudolf Jansche) 58
Vom Ende her (Rupert Lay) 64
„Ein Leid wirft kein Licht auf ein anderes“ (Wolfgang Baldes) 66
Gegen die Angst: Sterben als Hineinfallen ins Göttliche (Rupert Lay) 67
Über den Sinn des Lebens (Herbert Rosendorfer) 69
Klugheit und Gerechtigkeit (Josef Pieper) 72
Dem Verstand trauen? (Werner Lorbeer) 74
Gelassenheit (Werner Lorbeer) 75
Du musst nicht bangen, Gott (Rainer Maria Rilke) 75
Löwenzahn** 77
Die drei Siebe** 77
„Du weißt, was du sagst“ (Wüstenväter) 78
Geschwisterlich* 78
Biophilie und aktive Toleranz (Wolfgang Baldes) 79
Einzig … (Antoine de Saint-Exupéry)** 81

Der Elefant, der sang (Gina Ruck-Pauquèt)* 82
Das Geschenk der Meerjungfrau (Amelie Benn)* 84
Birne baut einen Spielplatz (Günter Herburger)* 90
Hans im Glück (Ein Märchen der Gebrüder Grimm)* 92
Versuch es (Wolfgang Borchert) 96
Wider den Geist des Habens (Erich Fromm) 97
Wenn Pflanzen sprechen** 101
Aufmerksam und verantwortlich** 101
Belebt, beseelt (William Wordsworth) 102
Eigenständigkeit (Ralph Waldo Emerson) 102
Die Kunst achtsam zu leben (Thich Nhat Hanh) 103
Allmutter Natur (Rupert Lay) 104
„Die Wurzel aller Achtsamkeit“ (Papst Franziskus) 105
Mutter Erde (Jolly Kunjappu) 106
Ask An Answer (Jolly Kunjappu) 107
Mein biophiler Tisch (Roland Dürre) 108
Wenn ich stehe … (Ein Zen-Meister)** 113
Der plötzliche Spaziergang (Franz Kafka) 114
„Wer mich liebt, mit dem stimmt etwas nicht“ (Paul Watzlawick) 115
Von Angesicht zu Angesicht (Daniel N. Stern) 117
„Für uns Kinder ein Spiel“ (Georg Groddeck) 121
Vom Kindsein (Georg Groddeck) 122
Kluge Egoisten (Dalai Lama)** 123
Legende von der Entstehung des Buches Taoteking (Bertolt Brecht) 123
Von Weg und Leben – Aus dem Tao Te King (Laotse) 126
Siddartha am Ziel (Hermann Hesse) 128
„Lass uns menschlich sein“ (Ludwig Wittgenstein) 130
„Ketzern verzeiht man nicht“ (Rupert Lay) 131
Fertigkeiten wieder verlernen (Georg Christoph Lichtenberg) 132
Eine philosophische Skizze (Rupert Lay) 133
Die uns lieben, lassen uns unseren eigenen Weg finden (F. Perls) 135
Wenn… (Rudyard Kipling)** 135
Besser oder besser dran (Peter Maurin)** 137
Warum Sie gegenüber Autoritäten respektlos sein sollten (R.Dobelli) 138
„Warum haben einige Menschen mehr Erfolg als andere?“ (Coelho) 140
Das kleine Männlein (aus Wolf’s Märchen)* 143
Elija bei der Witwe von Sarepta* 146

Von der Geistlosigkeit des Staates (Gustav Landauer) 147
Das Glück nicht zerstören (chinesisches Märchen) 148
Vom Privateigentum (Thomas Morus) 149
Wohnen in Utopia (Thomas Morus) 150
Sich selbst verlieren (Karl Marx) 151
Wie man gut wird (Rosa Luxemburg) 154
„Man muss noch Chaos in sich haben“ (Friedrich Nietzsche) 154
Unglück in der Schönen Neuen Welt? (Rupert Lay) 156
Über Krieg und Tod (Sigmund Freud) 157
Wir können nicht mehr schlafen… (Else Lasker-Schüler) 159
Den Müttern (Ernst Toller) 159
Frieden, Frieden, Frieden! (Walter Rathenau) 160
Gegen die Wehrpflicht und die militärische Ausbildung der Jugend** 161
Hat deine Urgroßmutter den 2. Weltkrieg verlängert? (R. Jansche)** 162
Sophie’s Welt (Inge Scholl)** 164
Sieben Erinnerungen eines Kindes (Hilde Ziegler) 167
Die rufenden Stimmen (Alfred Delp) 169
„Sei ein Mensch!“ (Marcel Reif) 170
Wie einfach sind die wesentlichen Ereignisse! (A. de Saint-Exupéry) 173
Betthupferl für meine Enkel und Enkelinnen (Roland Dürre)* 174
„Frei“ (Lea Ypi) 181
Kindergeschichte (Hanns Dieter Hüsch) 183
Der andächtige Widerständler (Heribert Prantl) 185
Ronny Großkopf (Barbara Stöckl) 186
„Das Leben ist so kostbar“ (Henry David Thoreau) 188
Biophile Gedankensplitter 190
„Liebe ist Ekstase“ (Benedikt XVI.) 191
Der Teufel und sein Freund (Anthony de Mello) 192
„Bedeuten“ und „Sein“ (Georg Christoph Lichtenberg) 192
Am Anfang tanzten wir alle (Gabrielle Roth) 192
„Das Maß ist die Liebe“ (aus der Feldrede Jeshuas nach Lukas) 194
Biophilie als Wahrheitskriterium von Religionen (Rupert Lay) 194
Religion als Ereignis (Rupert Lay) 195
„Ich will die Hölle löschen…“ (Wolfgang Baldes) 197
Vorurteilsfrei lieben (Ringparabel von Gotthold E. Lessing) 198
Stern der Lebensorientierung - Eine Befragung (Eilika Emmerlich) 203
Statt eines Nachwortes … 208

Vorwort

„Vom glückseligen Leben“ – so titelte schon der römische Stoiker Lucius Annäus Seneca seine Schrift in der Reihe der „Dialoge“. Er fragte: Wie kann Leben glücken? Dies scheint möglich über einen gelingenden, glückenden Umgang mit allem, was lebt. Darum geht es in dem hier vorliegenden Lesebuch.

„Handle und entscheide so, dass du durch dein Handeln und Entscheiden eigenes und fremdes Leben eher mehrst als minderst.“ Dieses Biophilie-Prinzip, dieses Prinzip der Liebe zum Leben des Philosophen, Ethikers, Theologen, Psychoanalytikers, Seelsorgers, Manager- und Unternehmensberaters Rupert Lay (1929-2023) entspricht der philosophischen Sprache Immanuel Kants und seines kategorischen Imperativs, geht aber darüber hinaus. In philosophischer Ausdrucksweise mutet dieses Prinzip kompliziert und schwer zu verstehen an.

Es ist aber denkbar einfach; denn es gründet auf der gesicherten Tatsache, dass Menschen von jeher danach streben, ihr eigenes Leben eher zu mehren als zu mindern. In nicht-schmarotzerischen Beziehungen werden sie auch das Leben anderer Menschen mehren. Bei der Mehrung wird es um die Lebensqualität gehen, weniger im materiellen, sondern vielmehr im personalen Sinn: Ist es mir gelungen, durch mein Entscheiden und Handeln zu einem Leben in personaler Freiheit und Wohlergehen, zu einem gelingenden Leben beizutragen und in dieses Bemühen die Gesamtheit des Lebens einzubeziehen?

Rupert Lay gründet sein Biophilie-Prinzip auf Albert Schweitzer und seiner „Ehrfurcht vor dem Leben“ – so der Titel eines Sammelbands seiner Grundtexte – und auf Erich Fromm. Die Biophilie bildet die entscheidende Grundlage dafür, dass die Gattung Mensch sich entwickeln konnte. Sie stellt damit, im Denken Charles Darwins, einen Selektionsvorteil in der Evolution dar.

Dennoch aber gibt es gegenläufige Tendenzen, die zur Zerstörung und Auslöschung der Gattung Mensch auf dieser Erde führen könnten. Ein solches Handlungsprinzip umschreibt Rupert Lay mit dem Begriff „Nekrophilie“, nach dem Menschen – vielleicht aus einer angeborenen Aggressivität heraus, Theologen mögen es „Ursünde“ nennen, und oft wider besseres Wollen – das eigene und fremdes Leben eher herabsetzen und es mindern, anstatt es zu mehren.

Wer hingegen biophil zu leben versucht, der erkennt in jedem einzelnen Menschen eine ganze Welt, der staunt angesichts der Vielfalt des Lebens, der lebt

achtsam und besonnen, der lässt sich nicht vom Haben-Wollen leiten, sondern lebt im Hier und Jetzt, im Sich-Ereignen.

Im Folgenden präsentieren wir Geschichten, Gedichte und Auszüge aus Büchern, die zeigen mögen, was es mit Biophilie auf sich hat und wie wertvoll es ist, sie in unseren Beziehungen zu kultivieren, in Freundschaften, Paarbeziehungen, Familien, Arbeitsverhältnissen, Unternehmen, Kirchen, Staaten bis hin zu transnationalen Gebilden – und nicht zuletzt in der Beziehung zu uns selber.

Darunter sind Texte für Kinder* und Jugendliche**, die auch Erwachsenen zeigen, wie Leben gelingen kann – Erwachsenen, die die Unvoreingenommenheit des Kindhaften in sich kultivieren. Und vielleicht gibt es einen Großvater, der die eine oder andere Geschichte seinem Enkelkind vorliest.

Diese Sammlung enthält auch Texte nur für Erwachsene, mit einem Blick auf das Leben – aus der Perspektive mehrerer Jahrzehnte. Und wenn erwachsene Leser sich dem Thema der Biophilie über das Lesen und Stöbern in diesem Lesebuch nähern, dann wird es ihnen möglicherweise leichter fallen, sich der Gedankenwelt Rupert Lays zu widmen, die er in seinem Buch und seinem Hörbuch „Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch“ dargelegt hat.[1]

Wir danken Amelie Benn, Rupert Diedrich, Katrine Herburger, Rudolf Jansche, Jolly Kunjappu, Eva Lorbeer, Heribert Prantl, Jacob Rosendorfer und Barbara Stöckl, den Verlagen Herder, Langen Müller, Lenos, Piper, Karl Rauch und tvd sowie dem *Literary Estate of Erich Fromm* und dem Deutschen Bundestag für die freie Gewährung von Nutzungsrechten. Peter Gruber danken wir für die Nutzung eines Kapitels aus seinem Roman „Dämonen“ und für seinen Beitrag über Dialektik. Und Klaus-Jürgen Grün für den Beitrag „Biophilie und Entropieverzögerung“.

Möge dieses Lesebuch, möge das Werk von Rupert Lay dazu führen, dass Menschen ihr je eigenes Menschsein entdecken und mit anderen zusammen leben – zu ihrem gemeinsamen Wohl und zum Wohl all dessen, was lebt.

Putzbrunn und Neubiberg, Frühjahr 2025

Wolfgang Baldes und Roland Dürre

---

[1] https://wolfgangbaldes.de/#kerker

Zeit und Glück (Luciano de Crescenzo)

Zeit und Glück: Was haben die eigentlich miteinander zu tun? Auf den ersten Blick gar nichts, bei genauerem Hinsehen aber eine ganze Menge, denn beide sind untrennbar an die Gegenwart gebunden. Doch der Reihe nach.

Die Zeit ist die Gegenwart, also jener kurze Augenblick, der die Vergangenheit von der Zukunft trennt. Doch wenn die Vergangenheit schon nicht mehr und die Zukunft noch nicht ist, wie kann es dann die Zeit, verstanden als Grenze zwischen diesen nicht existierenden Zeiträumen, überhaupt geben? Ähnlich verhält es sich mit dem Glück. Glücklich zu sein bedeutet, mit der Gegenwart zufrieden zu sein. Hört man sich jedoch um, ist fast jeder der Überzeugung, in der Vergangenheit glücklich gewesen zu sein, und jedermann hofft, dass ihm auch die Zukunft Glück bringen werde. Geht es jedoch darum anzuerkennen, genau in jenem Moment glücklich zu sein, in dem man sich die Frage stellt, tun sich viele von uns, seien wir ehrlich, recht schwer.

Es gibt keine Vergangenheit, sondern nur eine Gegenwart der Vergangenheit (die dann „Erinnerung“ genannt wird). Es gibt keine Zukunft, sondern nur eine Gegenwart der Zukunft (die „Hoffnung“ heißt). Das einzige, was wirklich existieren könnte, ist die Gegenwart, oder genauer die Gegenwart der Gegenwart (die dann letztlich die „Intuition“ wäre). Sich das klarzumachen, ist schon eine Leistung. …

Die Zeit zu verstehen bedeutet, das Leben zu verstehen, und daraus folgend auch das Glück. Aber das ist leichter gesagt als getan. Denn wenn wir uns über die Zeit Gedanken machen, laufen wir stets Gefahr, den Überblick zu verlieren.

Manche Menschen fürchten, dass das Glücklichsein ein fernes, ja fast unerreichbares Gut sei. Und so laufen sie ihm unablässig hinterher in der Hoffnung, etwas davon zu erhaschen, ohne zu merken, dass sie sich umso weiter davon entfernen, je verbissener sie ihm nachlaufen. Das Glück jedoch ist, wie Seneca lehrt, ein sehr nahes Gut, das in jedermanns Reichweite liegt: Man muss nur stehen bleiben, um es aufzuheben. Was mich irgendwie an eine Weisheit des göttlichen Buddha erinnert: „Es ist einfacher, glücklich zu sein, indem man eine Ameise vor dem Ertrinken rettet, als dadurch, ein Weltreich zu gründen.“

(Aus: Luciano de Crescenzo: Die Zeit und das Glück, München (Verlag Albrecht Knaus) 1998, 9f. Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Bruno Genzler liegen beim Albrecht Knaus Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH)

Wege zum Glück (Jan Schwenkenbecher)

Glücklicher werden – das kann doch nicht so schwer sein, oder? Das Angebot an Maßnahmen zur Glückssteigerung, die online zu finden sind, ist jedenfalls groß: *Lächle, mach Sport, sei dankbar, führe ein Tagebuch, bleib mal stehen und rieche an den Rosen, finde einen tollen Job, gehe häufiger nach draußen (das Glück soll bei 14 Grad am größten sein), räume auf, triff Freunde, lebe nach deinen Werten, werde ein Stress-Resistenz-Ninja, wirf dein Telefon weg, hol dir ein Haustier (oder eine Pflanze), sei großzügig, denke über eine Therapie nach, trink Kaffee, verdiene mindestens 75.000 US-Dollar im Jahr, meditiere, habe die richtige Menge Sex, vergleiche dich nicht, höre Musik, denk nicht zu viel nach, hilf anderen, finde einen Sinn im Leben, verkürze deinen Weg zur Arbeit (ein kurzer Arbeitsweg ist mehr wert als ein großes Haus), tanze, erlebe mehr Flow, mach Komplimente, mach dir selbst Komplimente, suche dir ein neues Hobby, minimiere Stress, lies Bücher, lache mehr, mach Mittagspausen, hör auf zu jammern, dehne dich. …*

Was ist überhaupt gemeint, wenn von „Glück“ die Rede ist? Bereits in der griechischen Philosophie nimmt die Glückseligkeit – die Eudaimonia – einen zentralen Aspekt ein … sowohl für Platon als auch Aristoteles stellt das Streben nach Glück die grundsätzliche Motivation menschlichen Handelns dar. Platon geht davon aus, dass Menschen ihr Glück erreichen, wenn der rationale, der spirituell-mutige und der begehrende Teil der Seele im Einklang sind, wobei der rationale Teil führen sollte. Für Aristoteles hingegen ist Eudaimonia das Ergebnis eines Lebens, das gemäß der Vernunft und in Übereinstimmung mit den Tugenden gelebt wird. Sie ist für ihn sogar das höchste Ziel des menschlichen Lebens, da sie die einzige Sache sei, die wir um ihrer selbst willen erstreben, nicht um damit etwas anderes zu erreichen.

Doch die Begriffe, die bei Platon und Aristoteles mit dem Glück einhergehen, … passen nicht unbedingt zu jenem Glücksbegriff, den wir heutzutage im Sinn haben. … Das könnte daran liegen, dass wir heute unter dem Begriff Glück nicht ausschließlich das verstehen, was die Philosophen der Antike als Eudaimonia bezeichneten, sondern auch das, was sie Hedonia nannten. Der Eudaimonia zufolge ist ein glückliches Leben von der Vernunft geleitet. Der Hedonismus sieht Glück in einem von den Gefühlen gelenkten Leben. … „Sowohl Laien als auch Experten aus Philosophie und Psychologie vertreten unterschiedlichste Ansichten, was Glück eigentlich ist“, sagt Julia Krasko, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für

psychologische Methodenlehre der Ruhr-Universität Bochum. „In der Psychologie wird ‚Glück' besonders häufig, aber nicht nur mit dem ‚subjektivem Wohlbefinden' gleichgesetzt."

Das subjektive Wohlempfinden umfasse laut Krasko drei verschiedene Aspekte: Lebenszufriedenheit, positiven Affekt und negativen Affekt. Die Lebenszufriedenheit beschreibt, wie der Name schon sagt, wie zufrieden jemand mit seinem Leben als Ganzes ist. Sie lässt sich also als Anteil der Eudaimonia am Glücksbegriff bezeichnen. Die Hedonia-Anteile beschreiben in Ergänzung, wie wichtig es einem ist, möglichst häufig positive Emotionen wie Freude zu erleben (positiver Affekt) und möglichst negative Emotionen wie Trauer oder Wut zu vermeiden (negativer Affekt). Die drei Aspekte müsse man getrennt voneinander betrachten, so Krasko.

Eben diese Definition des „subjektiven Wohlbefindens" legten die Forschenden in der jüngst erschienenen Überblicksuntersuchung zur Wirksamkeit verschiedener Glücksteigerungsstrategien zugrunde. Die Untersuchung stammt von Dunnigan Folk und Elisabeth Dunn, beide von der University of British Columbia im kanadischen Vancouver. Die Ergebnisse veröffentlichten sie zunächst in der Fachzeitschrift Nature Reviews, und im Januar 2024 erschien ein Artikel von ihnen im Annual Review of Psychology. … „Zwei Studien deuten darauf hin, dass das Praktizieren von Dankbarkeit zumindest kurzfristig das Glücksempfinden steigert", so die Autoren. … Neben diesen Studien zur Wirksamkeit von Dankbarkeits-Interventionen zeigte sich …, dass auch Maßnahmen, die auf das Sozialverhalten abzielen, einen geringfügigen Effekt auf das persönliche Glück haben. Solche Interventionen beinhalten typischerweise Handlungen wie sich mit Fremden zu unterhalten oder ein halbstündiges Gespräch mit einem Bekannten zu führen. …

Dennoch muss man festhalten, dass von Hunderten Studien letztlich nur eine Handvoll belastbare Ergebnisse zutage fördern. … Damit ist aber nicht gesagt, dass die Strategien nicht funktionieren. Es fehlt nur eine belastbare wissenschaftliche Grundlage nach Folks und Dunns Kriterien, um überhaupt eine Aussage zur Wirksamkeit machen zu können. Also kann es vielleicht nicht schaden, es doch einfach mal auszuprobieren: ohne Smartphone, aber mit Kaffee und Haustier nach draußen zu gehen, um lächelnd mit einem befreundeten Stress-Resistenz-Ninja durch ein duftendes Rosenfeld zu tanzen.

(Aus: Jan Schwenkenbecher: 1001 Wege zum Glück, in: bild der wissenschaft 6/2024, Leinfelden-Echterdingen (Konradin Verlag) 2024, S. 54-57, © Konradin Medien GmbH)

Vom glückseligen Leben (Lucius Annäus Seneca)

Natürlich und sicher sind die Dinge, die das Wesen der Natur verlangt; trügerisch und nichtig hingegen sind die, die nur durch bloße Meinung eingeführt wurden. Wenn wir diese (also die meinungsbedingten Güter) nicht wie fremde und zerbrechliche Dinge misstrauisch betrachten, werden wir weder ohne Angst Freude an ihnen haben, noch werden sie uns ohne Unruhe verloren gehen – denn wir werden ständig um sie fürchten, solange wir sie besitzen, oder in Zukunft sie begehren. Kein Gut kann demjenigen wirklich zuteilwerden, der auch vom Verlust betroffen sein kann.

Das höchste Gut hingegen täuscht nicht; es ist unversehrt, ruhig, sicher. Es kann weder von der Notwendigkeit noch vom Schicksal entrissen werden.

Die Seele, die in sich selbst ruht, ist heiter – wenn sie nichts begehrt, nichts fürchtet, wenn sie ihre Freude aus sich selbst heraus schöpft.

Wer auf fremde Dinge angewiesen ist, lebt in Unruhe: Er ist ständig von Hoffnung erfüllt oder von Furcht gequält. Er ist nur glücklich, solange das Glück ihn trägt. Die Dinge aber, die das Schicksal schenkt, sind nicht Eigentum, sondern Leihgabe – und jede Leihgabe kann der Geber zurückfordern. Der Besitz aber, der auf eigenem Fundament ruht, ist sicher: Er ist weder vom Zufall abhängig noch vom Willen eines anderen.

Nur das ist wirklich unser, was uns niemand nehmen kann: Und nur das verdient es, als Gut bezeichnet zu werden, was einem Menschen auch dann bleibt, wenn alles andere verloren ist. Wenn du nun wissen willst, was dieses Gut ist: Es ist die Tugend. Denn die Tugend genügt sich selbst zur Glückseligkeit.

Was sie aus sich selbst nicht geben kann, das ist auch nicht Teil des Glücks. Wenn sie aber doch etwas davon an sich nimmt – sei es Gesundheit, Reichtum, Schönheit –, dann gebraucht sie es, ohne sich von ihm abhängig zu machen, und besitzt es, ohne daran zu hängen. Sie herrscht über all das – und bleibt vollständig sich selbst genug.

(Aus: L. ANNAEI SENECAE AD GALLIONEM DE VITA BEATA, LIBER VI, übers. von ChatGPT)

Wollen wir glücklich sein? (Aurelius Augustinus)

„Wollen wir glücklich sein?“, sagte ich. Kaum hatte ich das ausgesprochen, stimmten alle mit einer Stimme zu. „Scheint euch“, sagte ich, „glücklich zu sein, wer das, was er will, nicht hat?“ Sie verneinten es. „Und was ist mit dem, der hat, was er will, ist der glücklich?“ Da sagte die Mutter: „Wenn er Gutes will und es hat, ist er glücklich; aber wenn er Schlechtes will, ist er, selbst wenn er es hat, unglücklich.“ Darauf lächelte ich und nickte zustimmend: „Du hast“, sagte ich, „Mutter, wahrhaftig den Kern der Philosophie getroffen. Denn dir fehlten zweifellos die Worte, um dich nicht wie Cicero auszubreiten, dessen Meinung über diese Frage in folgenden Worten dargestellt ist. Denn in seinem ‚Hortensius‘, einem Buch, das er über das Lob und die Verteidigung der Philosophie geschrieben hat, sagt er: ‚Siehe da, nicht nur Philosophen, sondern auch Menschen, die bereit sind zu diskutieren, sagen alle, dass diejenigen glücklich sind, die so leben, wie sie selbst es wollen.‘ Das ist jedoch falsch: Denn etwas zu wollen, was nicht angemessen ist, ist äußerst unglücklich.“ – „Es ist nicht so unglücklich, nicht das zu erreichen, was man will, als das zu wollen, was man nicht erreichen sollte. Denn mehr Übel bringt die Verderbtheit des Willens als das Glück, dass das Schicksal jemandem Gutes bringen kann.“ Bei diesen Worten rief sie so aus, dass wir völlig vergessen hätten, dass sie eine Frau war, und glaubten, dass ein großer Mann bei uns saß. In der Zwischenzeit verstand ich, so gut ich konnte, woher diese Worte kamen und aus welch göttlicher Quelle sie entsprangen. Und Licentius sagte: „Aber du musst uns sagen, was jeder wünschen sollte, damit er glücklich ist, und welche Dinge er begehren sollte.“ – „Lade mich“, sagte ich, „zu deinem Geburtstag ein, wenn es dir recht ist; ich werde gerne alles annehmen, was du vorsetzt.“ – „Unter dieser Bedingung bitte ich dich heute bei mir zu speisen und nicht etwas zu verlangen, was vielleicht nicht vorbereitet ist.“ Als er es bereute, mich so bescheiden und zurückhaltend ermahnt zu haben, sagte ich: „Also sind wir uns einig, dass niemand glücklich sein kann, der nicht das hat, was er will; und dass nicht jeder, der hat, was er will, glücklich ist?“ Sie stimmten zu. „Was ist mit dem Gedanken“, sagte ich, „stimmt ihr zu, dass jeder, der nicht glücklich ist, unglücklich ist?“ Sie zögerten nicht. „Also“, sagte ich, „jeder, der nicht das hat, was er will, ist unglücklich.“ Allen gefiel das. „Was also sollte sich der Mensch verschaffen, um glücklich zu sein“, frage ich? „Vielleicht wird auch das bei unserem Festmahl serviert, damit Licentius' Begierde nicht vernachlässigt wird: Denn, wie ich glaube, sollte er das bekommen, was er will, wenn er es will.“ Sie sagten, dass das offensichtlich sei.

„Das“, sagte ich, „sollte also immer beständig, nicht vom Schicksal abhängig und keinerlei Zufällen unterworfen sein. Denn alles Sterbliche und Vergängliche kann nicht von uns festgehalten werden, wann immer wir es wollen und so lange wir es wollen.“ Alle stimmten zu. Aber Trygetius sagte: „Es gibt viele Glückliche, die in diesem Leben genau diese zerbrechlichen und dem Zufall unterworfenen Dinge reichlich und großzügig besitzen, und denen nichts von dem fehlt, was sie wollen.“ Worauf ich erwiderte: „Wer Angst hat, scheint dir glücklich zu sein?“ – „Er scheint es nicht“, sagte er. – „Also, wenn jemand das, was er liebt, verlieren kann, kann er das dann nicht fürchten?“ – „Er kann es nicht“, sagte er. „Jedoch können diese zufälligen Dinge verloren gehen. Daher kann jemand, der sie liebt und besitzt, auf keine Weise glücklich sein.“ Niemand widersprach. An diesem Punkt aber sagte die Mutter: „Selbst wenn er sicher ist, dass er all diese Dinge nicht verlieren wird, kann er dennoch nicht von ihnen gesättigt werden. Also ist er auch unglücklich, weil er immer in Not ist.“ Worauf ich erwiderte: „Was ist“, sagte ich, „wenn jemand, der all diese Dinge im Überfluss und Übermaß hat, sich ein Maß des Begehrens setzt und damit zufrieden ist, sie angemessen und angenehm zu genießen? Scheint er dir dann nicht glücklich zu sein?“ – „Nicht durch diese Dinge“, sagte sie, „sondern durch die Mäßigung seines Geistes ist er glücklich“. – „Sehr gut, sagte ich, „auf diese Frage und von dir sollte keine andere Antwort gegeben werden. Daher zweifeln wir in keiner Weise daran, dass, wenn jemand entscheidet, glücklich zu sein, er sich das verschaffen sollte, was immer Bestand hat und von keinem tobenden Schicksal entrissen werden kann.“ – „Dem“, sagte Trygetius, „haben wir schon lange zugestimmt.“ – „Scheint euch Gott ewig und immerwährend zu sein?“ – „In der Tat“, sagte Licentius, „das ist so sicher, dass es keiner Frage bedarf.“ Und alle anderen stimmten mit frommer Hingabe überein. „Also“, sagte ich, „wer Gott hat, ist glücklich.“ Als sie das freudig und bereitwillig annahmen, sagte ich: „Ich denke, wir müssen jetzt nichts mehr suchen als herauszufinden, welcher Mensch Gott hat; denn dieser wird sicherlich glücklich sein. Ich frage euch, was ihr darüber denkt.“ Darauf antwortete Licentius: „Gott hat der, der gut lebt.“ Trygetius sagte: „Gott hat der, der tut, was Gott getan haben möchte.“ Lastidianus stimmte dieser Meinung zu. Der jüngste Junge von allen sagte: „Derjenige hat Gott, der keinen unreinen Geist hat.“ Die Mutter stimmte allem zu, dem letzten aber am meisten.

(Aus: Aurelius Augustinus: De Vita Beata - Vom glücklichen Leben, übersetzt von G. Emmenegger mit Hilfe von ChatGPT, Fribourg 2023, II. 11-13, in: Bibliothek der Kirchenväter, www.bkv.unifr.ch, bearbeitet von Wolfgang Baldes)

Orientierung durch Biophilie (Rupert Lay)

„Mehre eigenes und fremdes personales Leben!“ Sie wissen ja, dass diese Maxime, die ich Biophilie-Maxime nenne, für mich eine besondere Bedeutung besitzt. … Die Biophilie ist nicht in konkreten Gruppen organisiert und nicht an konkreten Gesellschaftsstrukturen orientiert, sondern sie zielt auf die gesamte Menschheit ab. Sie ist transsozial, sie übersteigt jedes soziale Gebilde und betrifft nur *Menschen* in sozialen Systemen, aber niemals soziale Systeme. Fragen wir uns also: Kann die Biophilie-Maxime Sinn geben?

Ich meine, dass sie Sinn geben kann. Ich muss allerdings akzeptieren, dass mich diese Sinnbegabung in erhebliche Schwierigkeiten mit konkreten sozialen Systemen bringen kann. Denn deren Interessen und Werteinstellungen sind nicht von Biophilie geleitet, sondern von ihrem eigenen Nutzen, ihrem eigenen Bestand, ihrem eigenen Expansionswillen und der eigenen Beherrschung der immanenten und komplexen Strukturen. Ob Familien, Unternehmen, Kirchen, Staaten oder Gewerkschaften: Niemand denkt im Entferntesten an die Biophilie-Maxime, obwohl diese den Kantschen Kategorischen Imperativ ideal einfordert, eben dadurch, dass sie zur Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung werden könnte. Dafür ist die Biophilie-Maxime sogar besser geeignet als der Artikel 1 des Grundgesetzes. Dieser setzt die Würde des Menschen als Maxime ein. Daraus ist in der gesamten Bundesrepublik nichts geworden. Ich kenne kein Gesetz, das unter dem Anspruch der Mehrung der Menschenwürde entstanden ist.

Die Biophilie könnte ein erster Schritt hin zu einer Lebensorientierung sein, die nicht mehr einzelne soziale Systeme im Blickfeld hat, sondern den Menschen und die gesamte Menschheit. Ich habe ja schon dargelegt, dass die „eine“ Gesellschaft für uns Menschen das unausweichliche Schicksal ist. Es ist gerade die Biophilie-Maxime, die darauf abzielt. Wenn Pierre Teilhard de Chardin Recht hat, wenn die steigende Komplexität, insbesondere die steigende soziale Komplexität, zu der einen Menschheit führen und sich darin die Komplexität auflösen muss – wenn das alles eintrifft, dann ist die Biophilie-Maxime der einzige Weg, den ich kenne. Denn nur die Biophilie ist transsozial, alle sozialen Systeme transzendierend. Wir müssen dahin kommen, diese Biophilie-Maxime zu leben, wenn wir nicht als Menschen untergehen wollen.

Ansätze gibt es ja schon. Es wächst die Chance sich an beliebigen Orten der Welt anzusiedeln. Unternehmen beispielsweise können sich in Indien, Irland, der Schweiz oder wo auch immer niederlassen und Arbeitsplätze dorthin verlagern. Die Chancen auf eine solche Freiheit wachsen nicht nur im ökonomischen, sondern auch im politischen, sozialen und kulturellen Bereich.

In der Organisation mancher sozialen Systeme ist dieses globale Denken bereits weit fortgeschritten, z.B. bei den weltweit agierenden Großunternehmen. Hinsichtlich der Arbeitsplätze in unserem Land mag uns das befremden. Wenn ich aber global denke, dann ist ein Arbeitsplatz in Indien genauso wichtig wie ein Arbeitsplatz in Deutschland.

Wir denken auch in der Politik zunehmend global. Wir denken in größeren Einheiten als der nationalen Einheit oder der ethnischen Einheit. Auch das Kulturelle hat schon längst – wahrscheinlich als erstes – die nationalen Grenzen überschritten. Und auch im Sozialen wird es, wenn auch vielleicht für uns in einer wenig wünschenswerten Weise, zu einer Globalisierung kommen.

Was ist aber, wenn wir dieser Globalisierung mit unserem Verstand und unserem Bewusstsein nicht folgen können? Dann wird der Zwang des Seins unser Bewusstsein verändern. Ich glaube, dass Karl Marx hier Recht hat. Ab einer bestimmten Phase der Entwicklung wird unser altes Bewusstsein, das in keiner Weise global denkt, vom Sein gezwungen werden sich ebenfalls global zu orientieren. Wenn wir die eine Weltwirtschaft und die eine Weltpolitik erreicht haben, müssen wir auch ein Bewusstsein entwickelt haben, das auf die Menschheit als ganze ausgerichtet ist: ein globalisiertes Bewusstsein. Hier sehe ich den wesentlichen Ansatzpunkt einer von Weisheit – bitte, wirklich von Weisheit – geführten Biophilie.

Deshalb bin ich überzeugt: Die Biophilie kann bei der Sinnsuche in unserer immer komplexer gewordenen Welt eine wichtige Hilfe sein. Sie kann eine Orientierung geben, die Voraussetzung dafür ist, dass wir in unserem Leben einen Sinn finden.

(Aus: Rupert Lay: Sinnsuche in einer komplexen Welt. Führt die Informationsgesellschaft zu einem Sinn- und Werteverlust? Vortrag auf der Ronneburg, 1997, in: Die Sinnsuche des Menschen. Rupert Lay zum 70. Geburtstag, hrsg. vom Ronneburger Kreis e.V., Büdingen 1999, 27-29. © Rupert Diedrich)

Wie ich sehe (Pierre Teilhard de Chardin)

Ich glaube, dass das Universum eine Evolution ist.
Ich glaube, dass die Evolution auf den Geist hingeht.
Ich glaube, dass der Geist sich im Personalen vollendet.
Ich glaube, dass das höchste Personale der Universelle Christus ist.

Pierre Teilhard de Chardin[1]

Vorwort

In 38 Abschnitte gegliedert, die sich ihrerseits in drei Kapitel verteilen – eine „Physik“ oder Phänomenologie, eine „Metaphysik“ und eine „Mystik“ – lege ich hier, in Gestalt einer in sich geschlossenen Dialektik, die Gesamtheit der (wissenschaftlichen und parawissenschaftlichen) Anschauungen dar, deren fortschreitende Ausarbeitung bereits Gegenstand meiner früheren Versuche war. In diesen Seiten wird man – sei es zur Zustimmung oder zur Kritik – die authentische und vollständige Zusammenfassung meines gegenwärtigen geistigen Standpunkts zum Weltganzen und zu Gott finden: die Essenz meines Glaubens.

Da ich den Hauptvorwurf, der mir gemacht werden wird – „Alles das ist zu einfach und zu schön, um wahr zu sein“ – im Voraus kenne, möchte ich zu Beginn drei Bemerkungen machen, oder genauer gesagt, drei Feststellungen voranstellen:

1. und ungeachtet gewisser gegenteiliger Anscheine, stellt die „Weltanschauung“, die ich hier entwerfe, in keiner Weise ein festgefügtes, abgeschlossenes System dar. Es handelt sich nicht (das wäre geradezu lächerlich!) um eine deduktive Lösung des Weltganzen „à la Hegel“, um einen endgültig umrissenen Rahmen der Wahrheit, sondern einzig um ein Bündel von Entwicklungsachsen, wie sie in jedem sich evolvierenden System bestehen und nach und nach entdeckt werden. Nicht Erschöpfung der Wahrheit ist gemeint, sondern Bahnen der Durchdringung, auf denen

[1] In: L’Union Créatrice – Die Schöpferische Vereinigung, 1917. – Bereits im Studium war Rupert Lay von dem Jesuiten, Paläontologen und Philosophen Pierre Teihard de Chardin (1881-1955) fasziniert, der, von Orden und Kirche lange angefeindet, die Spaltung zwischen Naturwissenschaft und Glauben überwand. Die Liebe zur Evolution, zur Welt und die Liebe zu Gott waren keine Gegensätze mehr. Evolution ist gekennzeichnet durch Konvergenz und Einigung. Zu Pierre Teilhard de Chardin: Rupert Lay, Der neue Glaube an die Schöpfung, Olten und Freiburg i.B. (Walter-Verlag), 1971; Rupert Lay, Die Ketzer. Von Roger Bacon bis Teilhard, München (Langen Müller), 1981. (Anm. d. Hrsg.)

sich vor unseren Augen eine noch unermessliche Weite des bislang unerforschten Wirklichen auftut.

2. (und hier antworte ich auf einen bereits erhobenen Einwand) hüten wir uns davor, „Konkordismus“ mit „Kohärenz“ zu verwechseln. Wir alle kennen aus der Ideengeschichte jene kindischen, verfrühten Versöhnungsversuche, die, indem sie Erkenntnisebenen und -quellen vermischten, nur zu instabilen, ja monströsen Gebilden führten. Solche Karikaturen einer Harmonie dürfen uns jedoch nicht vergessen lassen, dass das wesentliche Kriterium, das eigentliche Kennzeichen der Wahrheit, ihre Fähigkeit ist, sich unbegrenzt weiterzuentwickeln – nicht nur, ohne jemals einen inneren Widerspruch hervorzubringen, sondern so, dass sie ein in sich positiv gefügtes Ganzes bildet, dessen Teile einander immer besser stützen und ergänzen. Auf einer Kugel wäre es absurd (Konkordismus), die Meridiane am Äquator zu verwechseln; doch am Pol (Kohärenz) müssen sich dieselben Meridiane aus struktureller Notwendigkeit miteinander vereinen.
3. setzt dies alles im Grunde das folgende Postulat voraus, das in der edelsten griechisch-mediterranen Tradition steht: Das Bewusste hat Vorrang vor dem Unbewussten, und das Reflektierte vor dem Instinktiven – freilich ohne dass Bewusstsein und Reflexion jemals die psychischen Ressourcen erschöpften, die sie nach einer zentrierten Perspektive ordnen; doch vollzieht sich der wesentliche Strom des Lebens stets in ihrer Richtung, so dass man sagen darf: Die höchste Form des Daseins und der Endzustand des Gleichgewichts für den kosmischen Stoff ist – gedacht zu werden.[1]

…

[1] „Jedes Ding will gedacht werden.“ – Charles de Bovelles, zitiert von Bernard Groethuysen in: Mesures, 15. Januar 1940.

3. Kapitel: Mystik

(32) Unter „Mystik“[1] verstehe ich das Bedürfnis, die Wissenschaft und die Kunst, das Universale und das Geistige zugleich – und eines durch das andere – zu erreichen. Gleichzeitig und in ein und derselben Bewegung eins mit dem All zu werden, durch Befreiung von aller Vielheit und materiellen Schwere – das ist, tiefer als jedes Streben nach Genuss, Reichtum und Macht, der wesentliche Traum der menschlichen Seele. Ein Traum, der in der **Noosphäre**[2] (wie wir noch sehen werden) noch nicht völlig formuliert ist, der sich jedoch klar erkennbar durch die lange Geschichte der Heiligkeit hindurchzieht.

(33) Ein geistiges Ausbrechen, durch Verallgemeinerung, in das Unaussprechliche hinein – in dieser allgemeinen Ausrichtung des inneren Lebens, das nach Vollkommenheit sucht, herrscht vollkommene Übereinstimmung zwischen den Mystikern aller Religionen und aller Zeiten.[3] Doch unter dieser äußeren Einmütigkeit verbirgt sich, wie ich seit langem überzeugt bin, ein tiefer Gegensatz (ja, eine wahre Unvereinbarkeit), entstanden aus der Verwechslung zweier symmetrischer, aber „antipodischer“ Weisen, die Einheit des Geistes zu verstehen und zu verfolgen.

a) Jene, die dem ersten Weg folgen – ich will ihn, mehr oder minder konventionell, „den Weg des Ostens“ nennen – gelangen zur geistigen Vereinigung dadurch, indem sie sich vollzieht als Rückkehr zu einem gemeinsamen, „göttlichen“ Grund, der allen sinnenhaften Bestimmungen des Universums zugrunde liegt und wirklicher ist als sie. Von diesem ersten Standpunkt aus erscheint die mystische Einheit und wird erreicht durch eine unmittelbare Aufhebung des Vielfältigen, das heißt durch ein Loslassen des kosmischen Bemühens um Differenzierung in uns und um uns. Pantheismus der Identifikation. Geist der „Entspannung“. Vereinigung durch Mit-Ausdehnung der Auflösung in die Sphäre hinein.

b) Der zweite Weg hingegen („der Weg des Westens“) ist unmöglich zu verwirklichen, ohne bis zum Äußersten zu gehen, in seiner doppelten Richtung der Differenzierung und Konvergenz der verstreuten Elemente, die uns formen

---

[1] Das Wort „Mystik“ leitet sich vom Griechischen „myein“ ab, d.h. sehen, schauen. (Anm. d. Hrsg.)

[2] Die „Noosphäre“ ist bei Teilhard die Sphäre zunehmenden, konvergierenden Bewusstseins. (Anm. d. Hrsg.)

[3] Siehe dazu eine Anthologie von Texten unterschiedlicher Herkunft in: Aldous Huxley, *Perennial Philosophy*.

und umgeben. Aus dieser zweiten Perspektive ist der „gemeinsame Hintergrund" des östlichen Weges nur eine Illusion: Es gibt nur einen zentralen Brennpunkt, den wir nur dann erreichen können, wenn wir die unzähligen Richtungen des Universums bis zu ihrem Treffpunkt zusammenführen. Pantheismus der Vereinigung (und damit der Liebe). Geist „der Spannung". Vereinigung durch Konzentration und Hyperzentrierung im Zentrum der Sphäre.

Ein paradoxes Faktum: Es scheint, dass diese beiden Haltungen – einander genau entgegengesetzt – bisher nicht klar unterschieden worden sind. Daraus ergibt sich die große Verwirrung, welche, indem sie das Unaussprechliche der Vedanta[1] mit dem eines Johannes vom Kreuz[2] vermengt oder gleichsetzt, nicht nur eine Menge guter Seelen schutzlos den schlimmsten Trugbildern des Ostens ausliefert, sondern, was weit schwerer wiegt, auch die Individualisierung und das Aufblühen einer würdigen und kraftvollen modernen Mystik verzögert, deren Entstehen von Tag zu Tag notwendiger wird.

(34) In dieser Frage ist der erste (entscheidende!) Punkt, den es herauszuarbeiten und festzuhalten gilt, folgender: Sobald – in den zuvor dargelegten Begriffen – unsere Physik und unsere Metaphysik[3] angenommen sind, ist keinerlei Zögern mehr möglich in der Wahl der Richtung auf diesem Scheideweg der Wege. In einem Universum, das sich ständig einrollt (*s' enroule*)[4], kann für eine Seinsweise, deren Wesen darin besteht, sich zu vereinen, die einzige homogene Form der Vergeistigung, die einzige tragfähige Mystik nur eine Geste sein (und sie ist es tatsächlich auch immer mehr), nicht der Entspannung, sondern der aktiven Konvergenz und Konzentration.

Und nun, da dies klar vor Augen steht, versuchen wir, die zwei Modalitäten zu bestimmen und zu beschreiben – die eine einfach rational, die andere

---

[1] Lehre von der Einheit des Seins, die auf den Veden und den Upanishaden des Hinduismus basiert (Anm. d. Hrsg.)

[2] Johannes vom Kreuz (1542-1592) war ein spanischer Karmelit und Mystiker. (Anm. d. Hrsg.) – Wenn man sich ihm über den östlichen Weg nähert (Identifikation), ist das Unbeschreibliche nicht liebenswert; erreicht man es über den westlichen Weg (Vereinigung), befindet es sich in der verlängerten Richtung der Liebe. Dieses sehr einfache Kriterium ermöglicht es, zu unterscheiden und zu trennen: antithetische Ausdrücke, die bei einem Christen oder Hindu verbal fast identisch sind. (S. oben, Anm. 27)

[3] „Physik" und „Metaphysik" lauten die Titel der ersten beiden Kapitel von „Comment je vois". (Anm. d. Hrsg.)

[4] Nach Teilhard expandiert der Kosmos nicht nur, es gibt in ihm auch „Inseln" der Einrollung. „Enroulement" meint bei Teilhard die selbstzentrierte Integration von Materie und Bewusstsein zu immer höherer Komplexität. Je stärker die Einrollung, desto höher das Niveau des Bewusstseins. Sie führt zu einer wachsenden Personalisierung. Darin tritt das Göttliche – oder der „Punkt Omega" – in Erscheinung, für Teilhard der Universelle Christus. (Anm. d. Hrsg.)

spezifisch christlich –, in deren Rahmen sich die Menschheit, durch einen instinktiven und unwiderstehlichen Entschluss, vor unseren Augen massenhaft auf den Weg des Westens begibt.

(35) An der psychologischen Quelle aller Mystik steht, so glaube ich mich nicht zu irren, die Anziehungskraft oder das (mehr oder minder unklare) Bedürfnis, das jedes bewusste Element dazu drängt, sich mit dem All, das es umgibt, zu einen. Zweifellos dem Geschlechtssinn verwandt und ebenso ursprünglich wie er, ist dieser kosmische Sinn, der bei manchen Dichtern oder Sehern sporadisch sehr lebendig ist, bislang schlafend geblieben oder zumindest (in einer elementaren und diskutablen Form) in einigen östlichen Zentren verortet.

Über den Weg des Ostens (Identifikation) genähert, ist das Unaussprechliche nicht liebenswert; auf dem Weg des Westens (Vereinigung) erreicht, liegt es in der verlängerten Richtung der Liebe.

Dieses sehr einfache Kriterium erlaubt es, als antithetisch zu erkennen und zu trennen, was sich in sprachlich fast identischen Ausdrücken bei einem Christen und bei einem Hindu finden mag.

Zuletzt jedoch, infolge des Hervortretens in unserer inneren Schau eines Universums, das sich schließlich auf sich selbst und auf uns zurückbindet – quer durch die Unermesslichkeit von Raum und Zeit –, scheint sich das leidenschaftliche Empfinden einer gleichsam universellen Gegenwart zu regen, sich zu läutern und in der menschlichen Bewusstheit zu verbreiten.

Sinn für die Evolution, Sinn für die Gattung, Sinn für die Erde, Sinn für den Menschen – lauter vorläufige und verschiedene Ausdrucksformen ein und desselben neuen Bedürfnisses nach Vereinigung, allesamt, wie selbstverständlich, durch die Anpassung an den Gegenstand, der sie hervorruft und anfeuert, dem abendländischen Typus der Vergeistigung und Verehrung gemäß. Entgegen dem zähesten Vorurteil wird das Licht nicht aus dem Osten auf uns zukommen, sondern unter uns – im Herzen und im Brennpunkt selbst von Technik und Forschung – bereitet es sich vor zu erscheinen.

(36) Aus diesem Blickwinkel kündigt sich – zur Antwort auf die neuen und immer wachsenden Bedürfnisse der Anthropogenese – eine Mystik des Morgen in der Richtung eines dynamischen und fortschreitenden Neu-Humanismus an (das heißt gegründet auf das Bewusstsein des Menschen, zur verantwortlichen Achse der kosmischen Evolution geworden zu sein). Doch unter dieser bloß

„natürlichen“ Form des gemeinsamen Glaubens an eine Zukunft der Erde – eine Haltung, die fähig ist, oder vielleicht allein fähig, wie ich überzeugt bin, die seelische Atmosphäre zu schaffen, welche für eine geistige Konvergenz der menschlichen Bewusstseine notwendig ist –, stellt sich die Frage: Ist dieser gemeinsame Glaube eine Religion, die bis ans Ende trägt?

Das heißt: um die Anstrengung der Evolution zur Hominisation[1] ohne Mangel und ohne Versagen bis zu ihrem Ziel zu tragen und zu beleben – muss sich da nicht überdies und ausdrücklich das Endzentrum der biologischen Einrollung (*Enroulement*) offenbaren und hineinmischen? Ich meine: Ja. Und hier tritt, um den Glauben an den Menschen abzulösen und zu vollenden, der christliche Glaube auf.

(37) Als Krönung des *Phänomens Mensch*[2] und der Metaphysik der Vereinigung sind wir bereits zweimal der geheimnisvollen Gestalt des wiedergekommenen oder auferstandenen Christus begegnet, in dem sich gleichzeitig die beiden Zwillingsprozesse der Einrollung und der Plérômisation[3] vollenden. Im „Christus-Omega“ gewinnt das Universale klare Konturen und erscheint in personaler Gestalt.Biologisch und ontologisch betrachtet gibt es nichts Folgerichtigeres und zugleich nichts Wagemutigeres[4] als diese – an den oberen Grenzen der Noogenese erschlossene – Identifizierung der scheinbar widersprüchlichen Eigenschaften des Ganzen und des einzelnen Elementes. Und psychologisch – also notwendig – nichts wunderbar Fruchtbareres, da sich in diesem gegenwärtigen Zentrum der ganzen Sphäre Haltungen und „Leidenschaften“ vereinigen und gegenseitig steigern, die in jedem anderen geistigen Raum unüberwindlich voneinander getrennt blieben.

„Sich verlieren im Kosmischen“; „An den Fortschritt glauben und sich ihm weihen“; „Einen anderen Menschen lieben“ – dies sind im bloß menschlichen Raum die einzigen möglichen Kombinationen, die voneinander unabhängig oder gar einander ausschließend bleiben. „Das Universum in seiner Gestalt lieben – in seiner Gesamtheit und in all seinen Einzelheiten“; „Die Evolution

---

[1] „Hominisation“ meint bei Teilhard nicht nur die biologische Herausbildung des Menschen, sondern auch das Aufkommen des reflektierenden Bewusstseins, der Eintritt in die „Noosphäre“. (Anm. d. Hrsg.)

[2] *Le Phénomène humain* (Der Mensch im Kosmos, 1960) ist der Titel des bereits 1940/41 verfassten, aber aufgrund der Ordenszensur erst 1955 posthum erschienenen Buches von Teilhard. (Anm. d. Hrsg.)

[3] Teilhard meint damit eine Teilhabe am göttlichen (trinitarischen) Leben. (Anm. d. Hrsg.)

[4] Auf sich allein gestellt würde die Biologie es zweifellos nicht wagen, die Auswirkungen der Sozialisierung über eine gemeinsame Reflexion (Einmütigkeit) hinaus zu treiben, die die denkenden Elemente zu einer Art Gewölbe zusammenführt, jedoch ohne ein gemeinsames Bewusstseinszentrum zu schaffen.

lieben“ – das ist jene paradoxe innere Geste, die im christlichen Raum unmittelbar möglich wird.

Sich selbst überlassen, würde es die Biologie wohl nicht wagen, die Wirkungen der Sozialisierung über ein gemeinsames Nachdenken (Einmütigkeit), das die denkenden Elemente zu einer Art Wölbung vereint und abstützt, hinauszutreiben – jedoch ohne das Erscheinen eines gemeinsamen Bewusstseinszentrums. Für den jedoch, der in redlichem Ernst die Natur einer Welt begriffen hat, in der die Kosmogenese, auf die Anthropogenese ausgerichtet, in einer Christogenese gipfelt – für den leuchtet, erwärmt sich, belebt sich alles und wird alles, in jedem Element und jedem Ereignis des Universums, liebenswürdig und anbetungswürdig – nicht unmittelbar an sich (wie es ein vulgärer Pantheismus wollte), sondern tiefer als es selbst, das heißt an der äußersten und einzigen Vollendung seiner Entwicklung.

Es ist unmöglich, in dieser Sicht Christus anzuhangen, ohne alles vorwärtszutreiben. Und so wird zugleich die Kommunion zur leidenschaftlichen Teilnahme am universalen Werk; und die Erwartung der Parusie[1] deckt sich genau, wie vorhergesehen, mit dem Aufstieg einer menschlichen Reifung; und die Aufwärtsbewegung zum „Oben“ verbindet sich harmonisch mit dem Vorwärtsdrang. Alles dies mit dem Ergebnis, dass die christliche Liebe, die man gewöhnlich als bloßes Öl der Sanftmut beschreibt, das auf die Not der Welt gegossen wird, sich erweist als das vollständigste und wirksamste Mittel der Hominisation. Durch sie wird zuerst die bewusste evolutive Bemühung sowohl in jedem ihrer Teile als auch in ihrer Gesamtheit, mit Liebe erfüllt, wie wir bereits gesagt haben, was die einzige Möglichkeit ist, ihre gesamten psychischen Reserven bis in ihre Tiefen hinein freizusetzen. Durch sie werden ferner die Leiden des Scheiterns und der Minderung (ja, selbst diese) verwandelt in ein Moment der einheitsstiftenden Entäußerung – ich meine: der Hingabe und des „Hinübergehens“ in ein Anderes, Größeres als man selbst –, und hören auf, als Abfall der Schöpfung zu erscheinen; sie werden vielmehr, durch ein Wunder geistiger Energiewandlung, zu positiven Faktoren der Über-Evolution: der höchsten und wahren Lösung des Problems des Bösen (siehe oben, Anmerkung 31). Durch sie schließlich können die menschlichen „Moleküle“, nicht nur von außen aneinandergedrängt, sondern, innerlich miteinander verbunden durch den Zugang zu

[1] Das Erscheinen Christi (am Ende der Zeiten). (Anm. d. Hrsg.)

einem gemeinsamen Zentrum, hoffen, ohne Verformung in das gegenwärtige Feld ihrer erschreckenden Anziehungskräfte einzutreten.

Kurz: Um die gewaltige und furchtbar komplexe Maschine der Evolution mit voller Kraft in Gang zu halten, ohne ein einziges Zahnrad zu verbiegen, erweist sich die christliche Mystik – die höhere und personalisierte Form der Mystik des Westens – bei nüchterner Überlegung als die vollkommene Energie, als die Energie *par excellence*. Ein ernstes Anzeichen dafür, dass nichts sie hindern könnte, die universelle und wesentliche Mystik von morgen zu werden.

Schluss

(38) Eine Phänomenologie der Einrollung (*Enroulement*), die in den Begriff der Über-Reflexion mündet. Eine Metaphysik der Vereinigung, die in der Gestalt des Universellen Christus kulminiert. Eine Mystik der Zentrierung, die sich zusammenfasst in der ganzheitlichen und alles umgreifenden Haltung einer Liebe zur Evolution. Eine Über-Menschheit, gekrönt von einem Über-Christus, selbst Prinzip einer Über-Nächstenliebe. –

So offenbart sich unserem Denken, unserem Herzen und unserem Handeln, in diesen drei zusammenhängenden und einander ergänzenden Aspekten, die organische Einheit eines konvergierenden Universums.

Paris, 12. August 1948

P. Teilhard de Chardin

(Aus: Pierre Teilhard de Chardin: Comment je vois („Wie ich sehe“), 1948; Vorwort, Dritter und letzter Teil: Mystik, Schluss; übersetzt von ChatGPT und Deepl.com, bearbeitet von Wolfgang Baldes)

Wider den Nationalismus (Thomas Mann)

Goethe erklärte, mit „Nationalliteratur“ sei „jetzt“ (vor hundertundfünfzig Jahren schon) nicht gar viel mehr anzufangen; eine Weltliteratur, die er halb forderte, halb als gegeben statuierte, sei an der Tagesordnung. Und Schiller, mit dem ich mich aktuellerweise gerade eben wieder viel zu beschäftigen hatte – wie hat er das Universelle, die „weiteste Teilnehmung“ verherrlicht und die Beschränkung aufs Nationelle über die Achsel angesehen! Sie sei einem philosophischen Geiste ganz unerträglich, sagte er – zur Missbilligung Carlyles, der dafür hielt, die Liebe verdunste und könne nicht lebenswirksam sein, wenn sie sich zu sehr aufs Allgemeine und Abstrakte, auf die „Menschheit“ richte; sie brauche ein ganz Konkretes und Beschränktes, einen kleinen Raum zum Gegenstande, um ihrerseits konkret zu sein und dem Leben zu dienen.

Nun, eine ganze Epoche ist ihm gefolgt; es war die Epoche des Nationalismus, und sie ist abgelaufen, ist von gestern. Kein halbwegs gescheiter Mensch, in welchem Lande auch immer, glaubt heutzutage, dass vom bloß Nationalen her irgendein Problem, ein politisches, ein wirtschaftliches, allgemein geistiges, noch zu lösen sei. Es geht ums Ganze heute, um die Menschheit, um ihre Gesittung, ja um ihr Bestehen; die „weiteste Teilnehmung“ ist nicht nur das bildungsmäßig Wünschenswerte, sie ist das Lebensnotwendige, und angesichts einer Weltlage, so entsetzlich gefahrdrohend wie der gegenwärtigen, ist jedes Unternehmen, das dem Gedanken des Universellen dient, froh und dankbar zu begrüßen.

(Aus: Thomas Mann: Geleitwort (Juli 1955), in: Die schönsten Erzählungen der Welt. Hausbuch unvergänglicher Prosa. Erster Teil, Wien (Verlag Kurt Desch) 1958, 8)

Über die Liebe zum Lebendigen (Erich Fromm)

Wer das Leben liebt, fühlt sich vom Lebens- und Wachstumsprozess in allen Bereichen angezogen. Er will lieber neu schaffen als bewahren. Er vermag zu staunen und erlebt lieber etwas Neues, als dass er in der Bestätigung des Altgewohnten Sicherheit sucht. Das Abenteuer zu leben ist ihm mehr wert als Sicherheit. Seine Einstellung zum Leben ist funktional und nicht mechanisch. Er sieht das Ganze und nicht nur seine Teile, er sieht Strukturen und nicht Summierungen. Er möchte formen und beeinflussen mit Liebe, Vernunft und Beispiel und nicht mit Gewalt, nicht indem er die Dinge auseinandernimmt und auf bürokratische Weise die Menschen verwaltet, so als ob es sich um Dinge handelte. Er erfreut sich am Leben und allen Lebensäußerungen mehr als an bloßen Reizmitteln.

Die *biophile Ethik* hat ihr eigenes Prinzip des Guten und Bösen. Gut ist alles, was dem Leben dient; böse ist alles, was dem Tod dient. Gut ist die „Ehrfurcht vor dem Leben“[1], alles, was dem Leben, dem Wachstum, der Entfaltung dient. Böse ist alles, was das Leben erstickt, es einengt und in Stücke zerlegt. Freude ist Tugend, und Traurigkeit ist Sünde. Und es entspricht dem Standpunkt der biophilen Ethik, wenn die Bibel als Hauptsünde der Hebräer erwähnt: „Weil du dem Herrn, deinem Gott, nicht gedient hast aus Freude und Dankbarkeit dafür, dass alles in Fülle da war“ (Dtn 28,47). Der biophile Mensch wird nicht von seinem Gewissen gezwungen, das Böse zu meiden und das Gute zu tun. Es handelt sich nicht um das von Freud beschriebene Überich, das ein strenger Zuchtmeister ist und das sich um der Tugend willen des Sadismus gegen sich selbst bedient. Das biophile Gewissen wird vom Leben und von der Freude motiviert; Ziel seiner moralischen[2] Bemühungen ist es, die lebensbejahende Seite im Menschen zu stärken. Aus diesem Grund verweilt der biophile Mensch nicht bei seinen Gewissensbissen und Schuldgefühlen, die letzten Endes nur Aspekte des Selbsthasses und der Traurigkeit sind. Er wendet sich schnell dem Leben zu und versucht Gutes zu tun. …

Ich habe[3] versucht, ein Bild der nekrophilen und der biophilen Orientierung in ihrer reinen Form zu geben. In dieser reinen Form kommen sie natürlich nur

---

[1] Es ist die Hauptthese Albert Schweitzers, der in seinen Schriften wie auch in seiner Person einer der großen Repräsentanten der Liebe zum Leben war.

[2] Fromm unterscheidet hier nicht zwischen Ethik und Moral. Besser wäre es von ethischem Bemühen zu sprechen. Dazu: Rupert Lay, Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch, 2023, 400. (Anm. d. Hrsg.)

[3] Weiter oben im 3. Kapitel beschreibt Fromm eingehend die nekrophile Orientierung. (Anm. d. Hrsg.)

selten vor. Der rein nekrophile Mensch ist geisteskrank; der rein biophile Mensch ist ein Heiliger. Die meisten Menschen sind individuell ausgeprägte Mischungen von nekrophilen und biophilen Orientierungen, und es kommt darauf an, welche der beiden Tendenzen dominiert. Diejenigen, bei denen die nekrophile Orientierung zur Herrschaft gelangt, werden nach und nach die biophile Seite in sich abtöten. Meist sind sie sich ihrer Hinneigung zum Toten gar nicht bewusst; sie verhärten ihr Herz; sie verhalten sich so, dass ihre Liebe zum Toten die logische und vernünftige Reaktion auf das ist, was sie erleben. Dagegen erschrecken die, bei denen die Liebe zum Leben noch die Oberhand hat, wenn sie merken, wie nahe sie dem „Tal der Todesschatten“ sind, und dieses Erschrecken kann sie zu neuem Leben erwecken. Daher ist es sehr wichtig, dass man nicht nur erkennt, wie stark die nekrophile Tendenz im Menschen ist, sondern auch, wie weit er sich ihrer bewusst ist. Sofern er meint, er befinde sich im Land des Lebens, wenn er sich in Wirklichkeit im Land des Todes befindet, ist er dem Leben verloren, weil es für ihn keine Umkehr mehr gibt. …

Die wichtigste Vorbedingung für die Entwicklung der Lebensliebe beim Kind ist, dass es mit Menschen zusammenlebt, die das Leben lieben. Die Liebe zum Lebendigen ist ebenso ansteckend wie die Liebe zum Toten. Sie teilt sich ohne Worte und Erklärungen mit, und ganz gewiss ohne dass man dem Kind vorzupredigen hat, dass man das Leben lieben muss. Sie kommt mehr in Gesten als in Ideen zum Ausdruck, mehr im Ton der Stimme als in Worten. Man spürt sie an der gesamten Atmosphäre eines Menschen oder einer Gruppe und nicht an bestimmten Prinzipien und Regeln, nach denen sie ihr Leben gestalten. Unter den spezifischen Bedingungen, die für die Entwicklung der Biophilie notwendig sind, möchte ich folgende erwähnen: ein warmer, liebevoller Kontakt mit anderen Menschen während der Kindheit; Freiheit und das Fehlen von Drohungen; Belehrung über die Grundsätze, die zu innerer Harmonie und Kraft führen, und zwar mehr durch Beispiel als durch Ermahnung; Einführung in die „Kunst des Lebens“; anregender Austausch mit anderen Menschen und eine von echten Interessen geprägte Lebensgestaltung.

(Aus: Erich Fromm: Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen (1964), 3. Die Liebe zum Toten und die Liebe zum Lebendigen, Berlin (Ullstein Verlag) 1981, 43ff.48.
Copyright by The Literary Estate of Erich Fromm. Mit freundlicher Genehmigung des Literary Estate of Erich Fromm)

Die Weisheit der Kinder (Rupert Lay)

Lebenswissen heißt zu wissen, wie man lebt, wie menschliches Leben eher gemehrt als gemindert wird. Ich bin weise, wenn ich mein eigenes Leben durch mein Handeln – Tat-Handeln, Sprech-Handeln, Ausdrucks-Handeln – eher mehre als mindere. Ich bin weise, wenn ich in diesen drei Handlungsweisen auch das Leben anderer Menschen eher entfalte als mindere. Weisheit und Biophilie, also Liebe zum Leben, dürften ganz eng beieinander liegen.

Mit einer experimentellen Versuchsanordnung wurde einmal herausgefunden, wer eigentlich weiser ist, ein Fünfjähriger oder sein dreißigjähriger Vater. Es war eine relativ einfache Frage: Willst du, dass dein Vater versetzt wird? Dafür haben wir 5000 Mark im Monat mehr. Dann könnten wir Ferien machen auf den Malediven oder wo du sonst mal gerne hin möchtest. Und wir können dann auch tolle Klamotten kaufen wie deine Mitschüler. Dann brauchst Du keine Sorgen mehr zu haben, du kriegst alles. Aber dein Vater kann dann nur noch samstags und sonntags zu Hause sein, und sonst kann er dich mal anrufen, aber mehr ist nicht drin. – Etwa 90 Prozent der Dreißigjährigen haben gesagt, ich nehme den neuen Job an, während rund 90 Prozent der Fünfjährigen gesagt haben, nein, Papa, bleib du besser hier. Ich möchte nicht auf die Malediven, ich möchte, dass du jeden Abend bei mir bist. – Das ist lebensmehrendes Wissen.

Denn es kommt nicht auf das Geld an. Lebensmehrung korreliert nicht signifikant mit Geld. Lebensmehrung korreliert mit der persönlichen Begegnung. Ich kann eigenes und fremdes Leben nur mehren, wenn ich es mit anderen Menschen zusammen mehre …

(Aus: Rupert Lay: Von der Information zur Weisheit. Wege und Irrwege (Vortrag auf der Ronneburg, 2002), in: Rupert Lay: Manager zwischen Egoismus und Weisheit. Drei Beiträge über Weisheit, Wertschöpfung und Egoismus (Ronneburger Texte), hrsg. vom Ronneburger Kreis e.V., Büdingen 2003, S. 19-20, © Rupert Diedrich)

Die Ethik der Biophilie (Rupert Lay)

Alle Selbstverständlichkeiten sind Konstrukte der menschlichen Erkenntnisvermögen, insbesondere die der Vernunft. Insofern sie unmittelbar oder auch nur mittelbar entscheidungsrelevant sind, erweist sich hier Realitätsdichte ausschließlich an den Konstrukten. Sind diese nicht biophil, siedeln sie in Realitätsferne und sind deshalb falsch und ethisch verwerflich. (13f.)

Es gibt nur ein Kriterium, um die Realitätsdichte des entscheidungsrelevanten Erkennens auszumachen: Es ist der biophile Ausgang des Handelns, das dem Erkennen folgt. Alle menschlichen Konstrukte sind einander gleichberechtigt, wenn sie zu einem Entscheiden führen, das nicht lebensmindernd, „nekrophil“ ist. (27)

Die Ethik der Biophilie geht nur von dem einen Faktum aus, das jeder Leitkultur zu eigen sein muss. Es ist das Faktum, dass jeder physisch, psychisch und sozial gesunde Mensch danach strebt, eigenes physisches, psychisches und soziales Leben eher zu mehren als zu mindern. Und weil das nur möglich ist in einem symbiotischen Zusammen mit anderen Menschen, gilt es auch deren Leben eher zu mehren als zu mindern. Mit der Akzeptation dieses Prinzips jeder Ethik[1] sind der Beliebigkeit objektive Grenzen gezogen, innerhalb derer ein Mensch seine persönliche Leitkultur entwickeln und leben darf und soll. Nur die Ethik ist in der Lage, die Realitätsdichte des Entscheidens sicher auszumachen. Alles entscheidungsrelevante Wissen ist Element eines Konstruktes, in dem Werteinstellungen, Interessen, Erwartungen und Bedürfnisse unvermeidlich eine erhebliche Rolle spielen. (46f.)

(Aus: Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, © 2023 Rupert Diedrich)

---

[1] Alle anderen Ethiken haben diesem Prinzip zu folgen. Fordern sie lebenminderndes (nekrophiles) Handeln ein, sind sie verwerflich. Sie haben nur insoweit Geltung, als sie helfen können, der Biophilie gerecht zu werden.

Was soll ich tun? Zur „Ur-Ethik“ der Biophilie (Rupert Lay)

Diese Frage scheint auf den ersten Blick recht einfach zu beantworten zu sein: Ich soll das Gute wollen, doch das Böse meiden. Was aber ist das Gute? Eine erste Antwort auf diese Frage aller Fragen wurde schon gegeben: Es kann niemals in der Realitätsferne siedeln, seine Heimat ist die Realitätsdichte.[1]

Doch schon jetzt taucht eine Frage auf, die beantwortet werden muss, weil sie jeder Ethik vorausgeht: Welche genetische Vorgabe, die in der Phylogenese ihren Ursprung hat und dazu helfen soll, das Überleben von „homo sapiens“ auf dieser Erde zu sichern, gibt Grenzen vor, in denen menschliches Handeln spielt?[2] Die Phylogenese gibt ein Erbe vor, das durch guten Willen allenfalls reguliert werden kann, niemals aber ist es zu löschen.[3]

Zunächst ist zu fragen: Welche Vorgaben macht uns die menschliche Phylogenese, um dem Anspruch dessen gerecht werden zu können, was denn das Gute sei und wie es zu verwirklichen ist? Die Phylogenese konzentriert sich in aller Regel auf die biologische Adaption eines Lebewesens an seine Umwelt. Doch ist

---

[1] Dieses Mehr ist die alleinige Rechtfertigung jeder Philosophie. Eine Philosophie, die diesem Anspruch nicht gerecht werden kann (oft nicht einmal will) gehört auf den „Schuttabladeplatz der Zeit“ (so ein Lied von Reinhard Mey aus dem Jahr 1966), denn alles zu Inhumanität auch nur mittelbar Führende muss, weil nicht nur unverantwortet, sondern auch unverantwortlich, verworfen werden.
Eine Verpflichtung, dem Anspruch auf Wahrheit gerecht zu werden, muss sich stets legitimieren in der Antwort, auch dem Anspruch des Guten, das sich in Ethik objektiviert, gerecht zu werden. Ist das nicht der Fall, wird der Anspruch auf Wahrheit zur Lüge, zur Unwahrheit schlechthin.

[2] Ethiken, die sich dieser Frage entziehen, können allenfalls als ideale Entwürfe gelten, die den Mangel haben, sich nicht an konkreten Menschen zu orientieren und somit „abstrakte Konstrukte“ über das Gute vorzustellen.

[3] Viele Ethiken gehen davon aus, dass Menschen in der Lage sind, ihr phylogenetisch vorgegebenes Erbe überwinden zu können. Sie übersehen, dass dieses Erbe, weil „nur“ das Unbewusste regulierend, der Entscheidungsfreiheit des Menschen Grenzen setzt, die ihm nicht bewusst sind. Der gute Wille wird nicht selten an dieser Vorgabe scheitern. Die genetischen Vorgaben geben auch der Philosophie Grenzen vor, die nicht überschritten werden können. Das sogenannte Böse ist insoweit nicht ethisch verwerflich, weil und insofern dem Guten genetische Grenzen gezogen sind. Das Bewusste kann niemals völlig die Zwänge des Unbewussten überwinden.

auch die Anpassung sozialer Strukturen möglicher Gegenstand dieser Wissenschaft.[1]

Hier sei angenommen, dass die Phylogenese diejenigen Lebensformen begünstigte, welche die dem Menschen eigene Gestalt des Lebens zu erhalten und zu entfalten vermochte.

Was sind nun die Dimensionen des menschlichen Lebens, die es zu erhalten und zu entfalten gilt? Die Antwort mag wie selbstverständlich erscheinen: Es geht um den Erhalt und die Entfaltung des typisch menschlichen Lebens, das im Folgenden „personales Leben“ genannt werden soll. Es ist also ein Postulat der biologischen Anthropologie, dieses personale Leben zu erhalten und zu entfalten. Damit ist zugleich das Grundthema jeder Ethik des Menschlichen ausgemacht: Sie hat die Aufgabe, Normen zu entwickeln, die diesem Postulat gehorchen. Diese Ethik ist die der Biophilie, der Liebe zum (personalen) Leben.[2]

Diese Ethik, man möchte sie als „Ur-Ethik“ verstehen, weil und insofern alle anderen Ethikentwürfe ihr unterstellt sind, fordert ein Entscheiden mehr als eine

---

[1] Die Bildung von Staaten, Rudeln, Herden, Horden, zu denen sich Tiere zu einem sozialen System zusammenschließen, ist sicherlich auch ein Prozess, welcher für die Bewahrung der Existenz einer Gattung erheblich ist.
Für die Menschen unserer Zeit ist dieser Aspekt der Phylogenese der wichtigste, denn die Menschheit ist in der Lage, sich selbst zu vernichten. Die Phylogenese fordert, um solches zu verhindern, eine Neugestaltung der sozialen Beziehungen ein, die das Zusammen der Menschen in einer Welt so regeln, dass die Regeln des menschlichen Miteinanders entsprechend entwickelt werden, Die bislang üblichen reichen sicherlich nicht aus.
Derzeit verfügen Menschen nicht über solche Strukturen. Sie zu entwickeln ist derzeit die wichtigste Aufgabe aller gesellschaftlich relevanten Gebilde. Da das menschliche Zusammen nicht nur durch psychische Vorgaben reguliert wird, die sich in der Phylogenese herausgebildet haben, sondern auch durch die sozialen, gilt es Regeln zu entwickeln, welche geeignet sind, das Überleben der Menschen zu sichern.
Die Regeln, die das Zusammen und das Entgegen von Menschen festlegen, sind die der Ethik. Die vornehmste Aufgabe der Philosophie ist es, eine solche Ethik zu entwickeln, die zudem die Chance hat, allgemein akzeptiert zu werden. Diese Ethik ist die der Biophilie, weil sie das Leben, seinen Erhalt und seine Entfaltung zum Ziel hat. Leben zu erhalten und zu entfalten ist die Aufgabe der Phylogenese.

[2] „Personales Leben“ ist eine der vielgestaltigen Dimensionen, in denen sich Leben verwirklicht. Es steht zu vermuten, dass die Liebe zu personalem Leben die Liebe zu allem Leben voraussetzt. Albert Schweitzer und Erich Fromm mögen als Zeugen für die Stimmigkeit dieser Vermutung sprechen.

„andere Ethik“ (also eine Sekundärethik) ein, die allenfalls in der Lage ist, in bestimmten Lebenssituationen auszumachen, was das vermeintlich „Gute“ ist, das im Gehorsam, ihren Normen zu folgen, eher personales Leben mindert. Insoweit ist diese Sekundärethik nicht dem Guten (der Entfaltung personalen Lebens) verpflichtet und damit ethisch verwerflich.[1]

Die Entscheidung für eine existenziellere Ethik ist keinesfalls nur eine Entscheidung, die verantwortetes Handeln ermöglichen soll. Sie ist stets auch eine Lebensorientierung, die das Selbstverständnis, aber auch das Begreifen von Menschsein (und damit der Art jeden Miteinanders von Menschen) betrifft. Hier versagen die kategorialen Ethiken, die ausschließlich das Handeln in sozialbestimmten Situationen zu regulieren beanspruchen.[2] Eine „Ethik der Biophilie“ ist also mehr als eine Ethik (im üblichen Verstehen dieses Wortes). Sie ist eine Weltanschauung, welche in die Bildung individueller Konstrukte eingeht und damit das Verstehen des eigenen, aber auch des anderen Lebens (und nicht nur des personalen) erreicht.

Zuvor gilt es jedoch eine Frage zu beantworten, die eine Ethik, die für sich in Anspruch nimmt, der nach den Regeln der Phylogenese verstandenen „Natur des Menschen“ gerecht zu werden, beantworten muss, selbst wenn die Antwort „unbequem“ sein könnte.

---

[1] Von allen Versuchen, eine Ethik zu entwickeln, kommt die des Immanuel Kant in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (AA IV,429) am nächsten, wenn er fordert, im Handeln eigenes und fremdes personales Leben niemals zum Mittel zu machen, um ein Ziel zu erreichen. Die Selbstzwecklichkeit personalen Lebens wurde jedoch nur selten in der Folge zum Mittelpunkt ethischer Erwägungen gemacht.

[2] Das gilt selbst für die „Ethik der Goldenen Regel“, die, obschon in nahezu allen Ethiken, die Menschen entwickelten, Handeln regulieren soll. Erst recht aber gilt es für Ethiken, die dem „Streben nach Glück“ oder dem „Handeln aus Pflicht“ verpflichtet sind.
Die Goldene Regel „Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst“ mag in einigen Lebenssituationen hilfreich sein, nicht aber in allen. Selbst, wenn man sie unter sonst gleichen Bedingungen gelten lassen will, dürfte sie nicht generalisierbar sei. Zudem sind solche Bedingungen nur selten, etwa bei Interaktionen, in Koordination erfüllt.
Auch eine Glücksethik ist wenig hilfreich, weil, wie schon Aristoteles bemerkte, ein jeder Mensch in sehr verschiedenen Situationen „Glück“ anders versteht.
Die Berufung auf die Pflicht ist insofern mangelhaft, weil sie nur eine sehr begrenzte Menge von Lebenssituationen erreicht.

Diese Antwort ist vermutlich nur dann zu finden, wenn man die genetischen Vorgaben des Menschen mit denen seiner phylogenetisch engsten Verwandten abgleicht. Diese Verwandten sind die beiden Arten der Gemeinen Schimpansen und der Bonobos.[1] Sie bewohnen zwei Areale, die der Fluss Kongo voneinander scheidet. Beide unterscheiden sich nicht unwesentlich in ihrem Verhalten.

Bonobos organisieren sich in der Regel zu matriarchalisch geführten Gruppen. Die Bonobos sind zumeist recht friedliebend. Konflikte werden zumeist gelöst durch ein nur Sekunden währendes Sexualverhalten.[2]

Banden Gemeiner Schimpansen kennen dagegen Revierkämpfe, die zur Tötung der Gegner führen können. Sie haben es besonders darauf abgesehen, die Säuglinge des umkämpften Territoriums zu töten. Die Gemeinen Schimpansen gehen in Männerhorden auf Jagd, um Kleinsäuger zu töten. Dabei geht es ihnen kaum um Nahrungserwerb. Sie töten, um die Rangstellung in der Horde zu verbessern.

Es gilt also die Frage zu beantworten: Sind Menschen auf Grund ihrer genetischen Vorgaben „Friedaffen“ oder „Kampfaffen“?

Mit einem Blick in die Menschheitsgeschichte mag diese Frage als leicht zu beantworten erscheinen. Das Kämpfen scheint der genetischen Vorgabe mehr zu entsprechen als das Friedliche.[3] Jede Ethik wird also von der Voraussetzung ausgehen müssen, dass Menschen keine nützliche Hemmung haben, andere Menschen zu töten, wenn sie für solches Tun einen Grund finden können.

Jede Ethik, die versucht, diesen Sachverhalt in ihrem Denken zu begreifen, wird also das menschliche (d.h. das personale) Leben in das Zentrum ihres Interesses

---

[1] Der Bonobo (oder Zwergschimpanse**)** ist eine Primatenart aus der Familie der Menschenaffen (Hominidae). Gemeinsam mit seiner Schwesterart, dem Gemeinen Schimpansen, bildet er die Gattung der Schimpansen. Beide Spezies sind die biologisch engsten Verwandten des Menschen. (Wikipedia, Anm. d. Hrsg.) – Einige Primatenforscher forderten im Jahr 2000, die Bonobos der Gattung „homo“ zuzuordnen. Dem Antrag wurde nicht stattgegeben.

[2] Sexualität hat also keineswegs nur eine generative Funktion, sondern auch eine sozial regulierende. Diese Einsicht ist manchen christlichen Kirchen fremd. Man könnte auch von den Bonobos so manches lernen.

[3] Als die jüdischen Geistlichen über die Frage nachdachten, fanden sie den Grund im Allmachtswahn der ersten Menschen. Sie sollten sein wie Gott, erkennend, was gut und böse. So wollten sie sein. Schon in der nächsten Generation erschlug Kain seinen Bruder Abel.

stellen. Das ereignet sich jedoch nur in den Ethiken des Hinduismus (und in dessen Folge in denen des Bahaismus), nicht aber in denen des Christentums.[1] Eine diesem Anspruch entsprechende Ethik wird also das personale Leben in das Zentrum ihres Bedenkens stellen. Sie muss sich mit den „natürlichen Vorgaben" der Menschennatur, wie sie sich im Laufe der Zeit phylogenetisch ausbildeten, ein Korrektiv vorgeben, das das personale Leben, seinen Erhalt und seine Entfaltung in den Mittelpunkt stellt.

Es ist also zunächst auszumachen, zu welcher Gattung aus der Familie der Hominiden die Gattung „homo" zählt. Rechnet man sie zu der der Friedaffen oder Raubaffen? Sollte die Antwort zugunsten der Raubaffen ausfallen, ist damit die Grundstruktur einer Ethik des Menschen vorgegeben. Ihre Normen sollen dazu helfen, die räuberischen Tätigkeiten, weil sie die Existenz der Menschheit gefährden, zu regulieren. Das also bedeutet, die jedem Menschen eigenen genetisch bedingten Verhaltensweisen ethisch so zu regulieren, dass sie nicht nur dem Lebenserhalt dienen, sondern darüber hinaus auch Normen vorgeben, die es erlauben, die dem Menschen eigenen Formen des Lebens (das personale Leben also) zu erhalten und zu entfalten.[2] Der vermutlich einzige Grund, warum Menschen sich diese Frage stellten, war die Erfahrung, dass manche Handlungen unmittelbar oder mittelbar das eigene personale Leben eher minderten. So entstand die Grundlage der Ethik der Biophilie, die in diesem Kapitel ein wenig ausgeführt werden soll.

Ihr Ausgangsgedanke ist die empirisch gesicherte Tatsache, dass ein physisch, psychisch und sozial gesunder Menschen versucht, in seinem Handeln sein eigenes Leben nachhaltig (hier verstanden als „dauerhaft" und „auf lange Sicht

---

[1] Auf die Frage, warum *wir* auf der Erde sind, antwortet der katholische Katechismus des Petrus Canisius seit dem 16. Jahrhundert: „Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen und zu lieben, nach seinem Willen das Gute zu tun und einst in den Himmel zu kommen." Die Selbstzwecklichkeit menschlichen Lebens wird einem Fremdzweck geopfert. Das widerspricht nicht nur dem neuzeitlichen Denken, sondern auch jeder Ethik der Biophilie, die in der Erhaltung und Entfaltung des personalen Lebens den Zweck des Menschenlebens sieht.

[2] Eine Ethik zu entwickeln ist dem Menschen möglich, weil er, vermutlich als einziges irdisches Lebewesen, in der Lage ist, sich kritisch mit seinem Verhalten auseinanderzusetzen. Er ist in der Lage Verhaltensnötigungen abzuwehren und sie nicht in Handlungen umzusetzen. Das ist eine der Möglichkeiten der ihm eigenen psychischen Freiheit.

gesehen“) in all seinen Dimensionen eher zu mehren als ihm zu schaden.[1] Ein (in diesem Sinne) gesunder Mensch sucht also sein eigenes personales, physisches, psychisches und soziales Leben zu erhalten und zu entfalten. Das aber ist nur möglich, wenn er symbiotische (und nicht etwa schmarotzerische)[2] Beziehungen zu anderen Menschen aufnimmt.

(Aus: Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, 389-397. © 2023 Rupert Diedrich)

Der Konstruktivismus bestimmt etwas als wahr, wenn das Gelingen des personalen Lebens realisiert wird. Ethik kann nicht lügen, wenn sie begründet ist: Die Mehrung des personalen Lebens, des eigenen wie das der anderen Menschen, mit denen ich interagiere, ist allemal besser als die Minderung. Ich denke, das ist ein neuer Gesichtspunkt von Wahrheit. Die Wahrheit, die Realitätsdichte einer Aussage oder einer Überzeugung muss überprüft werden an den Handlungen, die aus dieser Annahme von Wahrheit folgen. Es gibt kein anderes Kriterium, weder ein denkendes noch ein soziales Kriterium, sondern nur ein ethisches Kriterium für die Realitätsdichte einer Behauptung, eines Gesetzes, eines Richterspruchs usf.

(Aus: Rupert Lay: Konstruktivismus und Gesellschaft – Vortrag in Frankfurt/M. am 29. März 2014, © Rupert Diedrich)

---

[1] Dieser Annahme liegt die Definition des Wortes „gesund“ zugrunde, welche die Weltgesundheitsorganisation (WHO) am 22.5.1946 ihrer Satzung voranstellte: „Gesundheit ist ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen.“ („Health is a state of complete physical, mental and social well-being and not merely the absence of disease or infirmity.“) Es sei unbestritten, dass die meisten soziokulturellen Großsysteme ihre eigenen Vorstellungen dessen bildeten, was das Wort „gesund“ benennt. Doch die Definition der WHO scheint die größte Durchschnittsmenge einzufangen.

[2] Die Versuchung, ein menschliches Miteinander auf schmarotzerische Weise zu gestalten, mag kurzfristig einer Lebensmehrung dienen. Eine nachhaltige Lebenssicherung und -mehrung können so kaum erzielt werden.

Strategien in der ökologischen Krise (Rupert Lay)

Ich will hier auf einen geschichtlichen Sachverhalt verweisen, der die Lage in den Industriestaaten erhellen könnte. Ähnlich wie bei anderen biologischen Arten spielten sich unter Menschen Reproduktionsraten ein, die in der Nähe des ökologisch Möglichen lagen. Etwa 99,8 Prozent der etwa 5 Millionen Jahren währenden Menschheitsgeschichte hat dieses Verfahren recht gut funktioniert. Es war das die Zeit, in der Menschen auf dem Niveau der „Jäger und Sammler“ lebten (ein Niveau, das keineswegs schon überall verlassen wurde) und noch nicht zu bodenständigen Bauern wurden. In dieser Zeit waren die meisten keineswegs unterernährt, und auch ihre Sterblichkeitsrate war, wenn sie erst einmal das dritte Lebensjahr erreicht hatten, besonders hoch. Und dennoch entwickelten sie sowohl ein angepasstes Vermehrungsverhalten als auch eine angepasste Ressourcenverwendung. Und zwar geschah beides durch Techniken, die nur ihnen als Menschen zur Verfügung standen:

- Das Vermehrungsverhalten wurde der ökologischen Situation angepasst durch Verkehrtabus, durch Kindestötung und Abtreibung, durch Penisinzision …
- Die Anpassung an die Ressourcen erfolgte durch mangelndes Privateigentum (es gab wohl nur gesellschaftliches Eigentum des Reviers und individuelles Eigentum der Jagdinstrumente, da alle anderen Eigentumsformen die Mobilität beeinträchtigt und damit die Überlebenschancen gemindert hätten, durch religiöse Verbote (etwa mehr zu jagen als zum Lebensunterhalt unbedingt erforderlich) und durch Migration.

Beide Verhaltensmuster, die eine ökologische Krise einerseits und Gefährdung des Überlebens der Spezies Homo sapiens andererseits ausschlossen, waren vermutlich religiös bestimmt. Beides führte übrigens auch dazu, dass eine Verbesserung des Jagdinstrumentars ausgesprochen langsam vor sich ging. Für uns Heutige scheint die „kulturelle Entwicklung“ durch viele hunderttausend Jahre nahezu stillgestanden zu haben. Menschen, die sich nicht als Herrscher über die Natur empfanden, sondern als Teil der Natur, entwickelten keine Technik, um Natur effizienter ausbeuten zu können. Erst die Gigantomanie des naturbeherrschenden Menschen, der Einbruch und die Kollektivierung der prometheischen Versuchung produzierten ein Bewusstsein, das den Primat der Technik über den der Religion sicherte. Was bedeutet das aber für unsere Situation?

Sicherlich können wir nicht mehr zurück auf eine neolithische Entwicklungsstufe menschlicher Haltung zum Göttlichen und Technischen, doch wäre es immerhin denkbar, dass es uns Menschen gelänge, Ordnung in den Haushalt unserer Bedürfnisse zu bringen. Es mag sein, dass das nicht gelingen kann über religiöse Motivatoren, es mag sein, dass selbst eine auf Vernunft begründete Ethik eine Ankoppelung von Bewusstsein an Sein und damit eine Wiederbeherrschung der Abläufe im Sein nicht wird erreichen können. Es könnte aber immerhin die Angst vor dem kollektiven Selbstmord der Menschheit (sei es in einem ABC-Krieg oder in einer mehr oder minder schleichenden ökologischen Katastrophe) sie zu „vernünftigem“ Verhalten bewegen. „Vernünftig“ bedeutet hier u.a. auch die alte Einsicht der Psychoanalyse, dass man in einer Kulturwelt nur gesund überleben könne, wenn man verzichten lerne. …

Die eigentümliche Überzeugung, dass man eine Sache nur habe, wenn man über sie als Eigentum verfügen könne, die beim Übergang vom Sammler- zum Ackerbaustadium eine gewisse positive Bedeutung hatte und damals eine optimale Nutzung der Ressourcen sicherstellte, ist heute überholt. Der Verzicht auf das Haben legt zwar die Defekte des psychischen und sozialen Seins unter Umständen recht schmerzlich bloß, ist aber ein notwendiger Schritt hin auf eine Therapie unseres gesellschaftlichen Verhaltens.

(Aus: Rupert Lay: Umweltkrise aus profanwissenschaftlicher Sicht, in: Philipp Schmitz (Hg.): Macht euch die Erde untertan? Schöpfungsglaube und Umweltkrise, Würzburg (echter) 1981, S. 173-174.178), © Rupert Diedrich)

Biophilie und Entropieverzögerung (Klaus-Jürgen Grün)

1984 stellte Edward O. Wilson sein Buch *Biophilia* vor.[1] Es handelte von unserem Verbundenheitsgefühl gegenüber anderen Tieren. In den 70er Jahren griff Erich Fromm den Gedanken auf und setzte das Biophilie-Prinzip der Nekrophilie entgegen. „Der Lebenstrieb ist darauf ausgerichtet, organische Substanz zu immer größeren Einheiten zusammenzuschließen“, fasste er mit Bezug auf Sigmund Freuds Lehre der Divergenz zwischen Eros und Thanatos zusammen, „während der Todestrieb lebende Strukturen zu trennen und zu desintegrieren sucht.“[2] Freud hatte in den 1920er Jahren zwischen einem Trieb, leidenschaftlich zu zerstören (Todestrieb), einen Trieb, leidenschaftlich zu lieben, unterschieden. Fromm erklärte daraufhin Biophilie zum Prinzip einer Ethik, die ihr eigenes Prinzip des Guten und Bösen besitze: „Gut ist alles, was dem Leben dient; böse ist alles, was dem Tod dient“, definierte er in der umfangreichen Studie über *Die Anatomie der menschlichen Destruktivität*.[3] Im Einklang mit der seit Aristoteles gepflegten Lehre vom Bösen als der Abwesenheit des Guten stellte Fromm weiter fest, dass „Biophilie als ein biologisch normaler Impuls zu verstehen, während die Nekrophilie als psychopathologisches Phänomen anzusehen ist.“[4] Den destruktiven „Trieb“ stellt Fromm in eine Reihe mit anderen Geisteskrankheiten. Überhaupt diagnostiziert er der Gesellschaft als Ganzer einen pathologischen Grundzug. Diese „allgemein verbreitete Krankheit“ nennt er die „Pathologie der Normalität“[5]. Sie werde nicht als Krankheit erlebt, und man sei sich „der ‚normalen‘ Langeweile gewöhnlich nicht bewußt“. Den Zustand würde Fromm heute wohl schon als lebensbedrohlich bezeichnen. Denn den meisten gelingt es, ihre Langeweile „dadurch zu kompensieren, daß sie an zahllosen ‚Aktivitäten‘ teilnehmen, die verhüten, daß sie sich bewußt gelangweilt fühlen. Acht Stunden am Tag sind sie eifrig damit beschäftigt, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; wenn dann nach Geschäftsschluß die Gefahr auftaucht, daß ihnen ihre Langeweile bewußt werden könnte, verhindern sie dies

---

[1] Edward O. Wilson, *Biophilia*, Harvard University Press, Cambridge, MA, 1984.

[2] Erich Fromm, *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 411.

[3] Ebd.

[4] Ebd.

[5] Ebd., S. 285.

mit Hilfe zahlreicher Mittel, die verhüten, daß die Langeweile manifest wird: mit Trinken, Fernsehen, Autofahren, Parties besuchen, sexueller Betätigung oder dem Einnehmen von Drogen. Schließlich überkommt sie dann ihr natürliches Schlafbedürfnis, und der Tag geht erfolgreich zu Ende, wenn ihnen in keinem Augenblick ihr Gelangweiltsein zum Bewußtsein gekommen ist. Man kann sagen, daß heutzutage eines der Hauptziele der Menschen darin besteht, ‚ihrer Langeweile zu entfliehen'. Nur wer die Intensität der Reaktionen auf nicht kompensierte Langeweile richtig einschätzt, kann sich eine Vorstellung von der Macht der von der Langeweile erzeugten Impulse machen."[1]

Fromm vermisst die Lebensimpulse im Zustand der Langeweile. Um noch irgend etwas zu spüren, müssen die Reize gesteigert werden. Wer sich von anderen Suchtmitteln fern hält, holt sich in der Gegenwart den Kick der großen Bühne der medialen Aufmerksamkeit als „Messerstecher", „militanter Aktivist" oder zündelt mit Atombomben, die anderen Gelangweilten ihre tägliche Dosis Angst verabreichen.

Die Beobachtungen Fromms und seine Diagnose der pathologischen Langeweile sind 50 Jahre alt. Damals schrieb er: „Eine besonders gefährliche Folge ungenügend kompensierter Langeweile sind Gewalttätigkeit und Destruktivität. Diese Lösung findet meist in passiver Form ihren Ausdruck, indem man sich von Berichten über Verbrechen, tödliche Unfälle und andere blutige und grausame Szenen angezogen fühlt, mit denen Presse, Rundfunk und Fernsehen die Öffentlichkeit füttern."[2] So findet das Eine zum Anderen. Dinge passieren, weil sie sich als anschlussfähig erwiesen haben. Sie benötigen keine extra Impulse aus einer wie auch immer gearteten Lebenskraft. Vielleicht sind die Folgen der Langeweile und der Kick der Angstkommunikation heute noch dramatischer als vor 50 Jahren. Und sicher wäre Vieles weniger dramatisch, wenn die Lust an eigener Arbeit größer wäre als die Sucht nach Geschichten über Monster mit Messern und Atomraketen. Wenngleich der Psychoanalytiker Erich Fromm seine Theorie mit der Lehre Freuds untermauert und eigene Beobachtungen hinzufügt, bleibt die Bewertung der Nekrophilie als einer Krankheit im Abstrakten stecken. Denn warum sollte die Lust am Zerstören, die Freude am Leid anderer, die Liebe zum Tod nicht ebenso ein biologisch normaler Impuls sein? Wer

---

[1] Ebd.
[2] Ebd., S. 279.

wollte einem Kriegstreiber die Überweisung zu einem zuständigen Arzt überreichen? Darf man Präsidenten überhaupt in eine Nervenheilanstalt schicken, in der Hoffnung, dass man dort etwas für sie tun könnte? Krankheitsmetaphorik bleibt allgemein stecken in der allgemeinen Symbolpolitik.

Was bei Fromm als biologischer Impuls dargestellt wird, erweist sich als eine Hinzufügung. Andere Beobachtungen können sehr gut auf diese verzichten. Schließlich führt der Gedanke eines Impulses eine dem System immanente Kraft bei sich, die in eine Richtung dränge. Das fühlt sich ein bisschen so an, als läge einem Kartenspiel der Impuls zum Royal Flash zugrunde, wenn ein Poker-Spieler nur zweimal nacheinander dieses Blatt vorlegte. Auch erklärt sich die Müdigkeit nach anstrengender Arbeit nicht dadurch, dass man der Arbeit einen Impuls zum Ermüden zuschreibt.

Es ist nicht nötig von einem Impuls zu sprechen. Es gibt auch die etwas sparsamere Erklärung für das Leben, die auf Manfred Eigen zurück geht. „Wenn man einem System, das die Fähigkeit hat, sich mit geringer Fehlerrate selbst zu reproduzieren, kontinuierlich Energie und Materie zuführt, dann existiert in diesem offenen System eine Umsatzgröße, die einem Maximum zustrebt.“[1]

Mit dieser Definition ist eine Beobachtung ausgesprochen, die Eigen zu einer allgemeinen Regel erklärt. Im Sinne einer kritischen Wissenschaft wird diese Regel entweder abgewandelt oder aufgegeben, wenn sich damit unvereinbare Beobachtungen häufen. Fromms Rede vom Impuls hingegen lässt sich weder beweisen noch widerlegen. Gleichwohl bleibt sie eine sympathische Metapher, die ähnliche Anschlüsse erlaubt wie Manfred Eigens Definition.

Während allerdings Fromm darauf abzielt, den Metaphern Gut und Böse Bedeutung beizulegen, ist diese moralische Codierung mit Eigens Definition überflüssig geworden. Denn wenn die Randbedingungen wegfallen, also wenn das System sich nicht halbwegs fehlerfrei reproduzieren kann, wenn der Zufluss von Energie und Materie versiegt, dann strebt der Umsatz auch nicht mehr einem Maximum zu oder kommt vollständig zu Stillstand. Für ein lebendes System bedeutet dies der Tod. Wer möchte, kann natürlich überflüssigerweise hinzufügen: „Der Tod ist böse!“ Freilich wird diese Wertung andere Anschlüsse nach sich ziehen. Aber die Hinzufügung teilt mehr mit über die moralischen

---

[1] Manfred Eigen, *Wie entsteht Information? – Prinzipien der Selbstorganisation*, in: Berichte der Bunsen-Gesellschaft für Physikalische Chemie 80, 1976, S. 1059-1074.

Empfindlichkeiten des Sprechers als über die Beschaffenheit eines Systems.

Biologisch gesprochen, könnte Liebe zum Leben ein Resultat des Lebens sein, nicht dessen Ursache. Es fühlt sich gut an, wenn mein lebender Körper den Stoffwechsel steigert, und es fühlt sich doof an, wenn er erlahmt oder sogar versiegt. Das Leben bringt solcherlei Paradoxien hervor wie das sogenannte Bewusstsein. Das Bewusstsein erlebt sich als autonom und mächtig, während es kaum etwas anderes als ein Netzwerk aus Aktivitäten unserer Nerven ist. Dieses Bewusstsein produziert Ursachen und erlebt sich selbst als Resultat derjenigen Ursachen, die es eigens für diese Selbsttäuschung produziert hat. Autopoiesis oder Emergenz nennen moderne Autoren diese alt bekannte Paradoxie, nach der man sich irgendwie doch am eigenen Haarschopf aus dem Sumpf zieht. Bei der Beobachtung des Lebens stoßen wir auf Operationen, die so aussehen, als erzeuge das Leben genau diejenige Umwelt, die es benötigt, um diese Umwelt zu erzeugen. Schließlich lebt es sich besser in einer Umgebung mit reichlich Nahrung und wenig Feinden. Also richten wir uns eine Umgebung mit reichlich Nahrung und wenig Feinden ein. Aber die Erfahrung zeigt, dass das nicht immer einfach ist und manchmal scheitert. Wenn es nicht gelingt, Lebewesen am Leben zu erhalten, dann verschwinden sie aus dem Leben. Learning by dying.

Solange uns das Denken in Paradoxien schwerfällt, meinen wir, das Gute sei verantwortlich oder die Ursache, dass es uns gut geht. Und das Böse sei es, das das Leben am Leben hindere. Menschen lieben Geschichten über alles, und immer häufiger verwechseln sie ihre Geschichten mit der Wirklichkeit.

BioLogik und BioPhilie[1]

Die oben zitierte Erklärung Erich Fromms, die einen Impuls zum Lebendigen in Anspruch nimmt, enthält eine weitere Störung. In der Mechanik gibt es einen Impulserhaltungssatz. Er beruht auf der Kausalität, dass es keine Wirkung ohne adäquate Ursache geben könne. Das ist eine nützliche Buchhaltung, mit der sich Ressourcen gut einschätzen lassen. Es ist wichtig zu wissen, dass man aus

---

[1] Die folgenden Ausführungen finden sich auch in meinem Beitrag *Das Spiel und seine Kontrolleure. Über die Angst vor dem offenen Ende*, in: Silvja Graupe, Walter Otto Ötsch, Florian Rommel (Hrsg.), *Spiel-Räume des Denkens (Kritische Studien zu Markt und Gesellschaft)*, Metropolis, Marburg 2019, S. 163-180.

einer trivialen Maschine nur hinten herausholen kann, was man vorne hineingesteckt hat. Unser alteuropäisches Denken hat fast immer den Menschen wie eine solche triviale Maschine betrachtet. Die Buchhaltung des Impulserhaltungssatz stellt eine Analogie her zwischen Einsatz und Gewinn. Anders als beim Glücksspiel kann der Gewinn aufgrund des Impulserhaltungssatzes nie größer sein als der Einsatz. Im Gegenteil. Irgendwie verbraucht sich offenbar die Welt im mechanischen Kalkül. Dieser Verbrauch heißt Entropie.

Die Logik evolutionären Denkens beruft sich nicht auf das Prinzip der Erhaltung, es widerspricht der Impulserhaltung und der Mechanik auch nicht. Es bedient sich rekursiver Funktionen, die sich nach jedem Durchgang einem stabilen Eigenwert annähern. Hier sind die Muster der Analogie zugunsten einer Selbstähnlichkeit ausgeschaltet. Dies gilt für alle lebenden Strukturen – mit dem Zusatz: solange sie sich selbst reproduzieren können, also nicht tot oder ausgestorben sind.[1]

Rekursiv ist hierbei die stets von außen bislang kaum zu kontrollierende elementare Reduplikation. Lebewesen besitzen in ihren Zellen eine Erbinformation und in der Sphäre des Mentalen eine Selbstähnlichkeit zwischen physiologischer Homöostase und den Metaphern der Sprache.[2] Denn wenn wir schon bei einfachen Lebewesen soziales Verhalten beobachten, dann beziehen diese „ihre komplexen sozialen Verhaltensweisen nicht aus Montessorischulen oder

---

[1] In einfacher Beschreibung hatte bereits Maturana die evolutionäre Bedeutung rekursiv wirkender Strukturen beschrieben: „Die zirkuläre Organisation impliziert somit die Voraussage, daß eine Interaktion, die einmal stattgefunden hat, wiederum stattfinden wird. Geschieht dies nicht, so zerfällt das System. Findet die vorausgesagte Interaktion jedoch statt, so bewahrt das System seine Integrität (Identität mit Bezug auf den Beobachter) und tritt in eine neue Voraussage ein.“ (Humberto R. Maturana, *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: ausgew. Arbeiten zur biolog. Epistemologie*, autoris. dt. Fassung von Wolfram K. Köck. 2., durchges. Aufl., Vieweg, Braunschweig / Wiesbaden 1985, S. 36.)

[2] Diese Analogie verfolgt Antonio Damasio auch in seiner Studie *Im Anfang war das Gefühl: Der biologische Ursprung menschlicher Kultur*, übersetzt von Sebastian Vogel, Siedler, München 2017, ebook: „Wie die Codes der Zellen, die Gewebe und Organe bilden, und die Nucleotidcodes, die Proteine entstehen lassen, so setzen die Klänge eines Alphabets, die man hören und taktil oder visuell repräsentieren kann, die Wörter sowohl in unserem Geist als auch in Sprache und Gesten zusammen. Da wir über Regeln für die Kombination von Klängen zu Wörtern und zur Anordnung der Wörter entsprechend einer bestimmten Grammatik verfügen, können wir das gesamte Spektrum unseres Geistes endlos beschreiben.“

Spitzenuniversitäten, sondern aus ihren biologischen Eigenschaften."[1]

Diese biologischen Eigenschaften lassen sich weder mit mechanischen Metaphern und dem Kalkül des Nullsummenspiels noch mit der Bilanz irgendwelcher Massenwirkungsgesetze adäquat beschreiben. Vielmehr eignen sich die Modelle dissipativer Strukturen für die Beschreibung autopoietischer Systeme in der Umwelt, die sowohl beim Wetter wie auch bei der verteilten Intelligenz von Vogel- sowie Fischschwärmen beobachtbar sind. Nicht abwegig scheint es zu sein, wie Paul Watzlawick einmal mit den Worten Ilya Prigogines hervorhob, „dass die stabilisierenden wie die destabilisierenden Funktionen dieser Strukturen auch in gesellschaftlichen Systemen nachweisbar sind."[2]

Während nach wie vor die Mechanik als die unzeitgemäße Metapher der Ökonomie mit mechanischen Metaphern bekämpft wird, bieten sich auf anderen Wegen biochemische Modelle als leistungsfähiger an. Hier beobachten wir komplexe chemische Strukturen, die – entgegen jeder mechanischen Erwartung – den Entropiezuwachs verlangsamen, indem sie für die Dauer des Lebensprozesses stabile Fließgleichgewichte aufbauen, die auf natürlichem Weg Ungeordnetes in Ordnung verwandeln. Von hier aus gesehen öffnet sich auch ein Weg zur Beschreibung sozialer und ökonomischer Ordnung, der allerdings nur an seltenen Stellen der Sozialforschung zur Kenntnis genommen wird.

Von Foerster nennt es „Entropieverzögerung", was sich an lebenden Strukturen beobachten lässt, und er kann sich auf den Physiker Erwin Schrödinger stützen, der diesen Gedanken vorprägte, als er schrieb: „Das, wovon ein Organismus sich ernährt, ist negative Entropie."[3] Andere – zumeist aus der Schule Niklas Luhmanns – folgen ihm darin. „In der Zwischenzeit", führt beispielsweise Helmut Willke aus, „spielen in den naturwissenschaftlich geprägten Komplexitätswissenschaften auch gewagtere Ordnungsvorstellungen eine Rolle, welche von den Sozialwissenschaften eher zögerlich wahrgenommen und aufgegriffen

---

[1] Ebd.

[2] Paul Watzlawick, *Münchhausens Zopf oder: Psychotherapie und 'Wirklichkeit' Aufsätze und Vorträge über menschliche Probleme in systemisch-konstruktivistischer Sicht*, 2., unveränderte Auflage Verlag Hans Huber, Bern 2011. ebook.

[3] zitiert nach Heinz von Foerster, *Über das Konstruieren von Wirklichkeiten*, in: Heinz von Foerster *Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke,* hrsg. von Siegfried J. Schmidt, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993. ebook.

werden. Ordnung durch Fluktuationen, Ordnung durch Irritationen ... oder Ordnung durch spontane Selbstorganisation bezeichnen explorative Hypothesen, die nach und nach auch auf ihren Wert für Modelle sozialer Ordnungsbildung geprüft werden."[1]

Auch Willke nennt hier an erster Stelle Prigogine, der ihn hinführt zur Kybernetik. Prigogine hatte wie kaum ein anderer mit der Chemie des Lebens die Vorstellung eines Gleichgewichtes, das wie eine Bilanz Soll und Haben im Sinne eines Nullsummenspiels addiere, durch das Bild des Beobachters, der dem Beobachteten niemals äußerlich bleibt, ersetzt. „Es besteht immer die Versuchung", führt er in seiner Theorie des Werdens größerer Ordnungen aus, „die physikalische Welt beschreiben zu wollen, als wären wir nicht ein Teil von ihr. Wir könnten uns dann vorstellen, daß die Ausbreitung von Signalen mit beliebiger, ja sogar unendlicher Geschwindigkeit und die Bestimmung von Anfangsbedingungen mit unendlicher Genauigkeit erfolgt. Aber diese Anschauung der Welt, gewissermaßen von außen, ist nicht der Gegenstand der Physik. In der Physik beschreiben wir die physikalische Welt so, wie sie uns, die wir zu ihr gehören, durch unsere Messungen erscheint. Im Sinne der durch die Relativitätstheorie und anschließend durch die Quantenmechanik eingeleiteten Betrachtungsweise ist es ein grundlegendes Ziel der theoretischen Physik, die allgemeinen Einschränkungen, die durch die Meßvorgänge eingeführt werden, sichtbar zu machen."[2]

Die Verhältnisse in den Naturwissenschaften scheinen sich vom Kopf auf die Füße gestellt zu haben. Und nicht wenige ethische Theorien der Gerechtigkeit erweisen sich jetzt vor diesem Hintergrund als sehr viel mechanistischer ausgerichtet als moderne Naturwissenschaft. Viele von ihnen beruhen auf den Metaphern einer Bilanz von Soll und Haben. Anders etikettiert lauten die Metaphern Gut und Böse. In der Moralphilosophie hat sie sogar eine viel ältere Wurzel als in der Physik. So erinnerte schon Hans Blumenberg an den Orientalisten Mark Lidzbarsky, den „Entdecker der Hauptquelle zur mandäischen Gnosis". Er „erzählt in seinen Erinnerungen, daß der Gedanke vom großen Kontobuch im

---

[1] Helmut Willke, *Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main 2001, S. 87f.

[2] Ilya Prigogine, *Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften*, Piper, München 1980, S. 62.

Judentum seiner Kindheit noch lebendig gewesen sei. Die Vorstellung besteht, daß das ganze Jahr hindurch die Werke eines jeden im Himmel verzeichnet, daß das Soll und Haben jedes einzelnen in ein großes Kontobuch eingetragen und daß zu Beginn des Jahres das Fazit daraus gezogen und das Schicksal eines jeden bestimmt werde. Es geht also auf Tod und Leben."[1]

Das Verhältnis von Schuld und Strafe beruht bis heute auf einem komplizierten Mechanismus von Soll und Haben, dem seinerseits – ähnlich dem Massenwirkungsgesetz seit dem 19. Jahrhundert – ein Wertewirkungsgesetz zugrunde gelegt scheint: Wer sich etwas zuschulden hat kommen lassen, den erwartet eine „gerechte" Strafe, die er manchmal in Geld abgelten kann.

Die Nichtgleichgewichtsthermodynamik Ilya Progogines bedient sich eines Biophilie-Prinzips, das sich auf die spontane Verlangsamung oder Verzögerung der Entropie bezieht. Auch ein Kernkraftwerk verlangsamt die Entropie, indem es die Energie, die bei einer Atombombe in Bruchteilen einer Sekunde frei würde, auf viele Jahr verlängert. Allerdings ist die Atombombe wie jede triviale Maschine von „außen" eingestellt. Das spaltbare Atom hat also nicht nach eigenen Regeln seine Kettenreaktion verlangsamt. Diese Regeln gibt der Mensch vor.

Wenn ein Lebewesen Nahrung zu sich nimmt, wird die darin enthaltene Energie über Stunden und Tage in Arbeit verwandelt. Das ist die Entropieverzögerung, die Heinz von Foerster als Ausdruck der negativen Entropie des Physikers Schrödinger beobachtete. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Regel Manfred Eigens: „Wenn man einem System, das die Fähigkeit hat, sich mit geringer Fehlerrate selbst zu reproduzieren, kontinuierlich Energie und Materie zuführt, dann existiert in diesem offenen System eine Umsatzgröße, die einem Maximum zustrebt."[2]

Die Regel beschreibt einen Naturvorgang, der automatisch eintritt. So lange die Randbedingungen nicht überschritten sind und das Lebewesen sich reduplizieren kann, erfindet es beständig neue Umwege, um nicht im energetischen Endzustand mit maximaler Entropie zu landen. Lebende System sind wie Fallschirmspringer, die den freien Fall verlangsamen, um größtmöglichen Lustgewinn zu generieren. Wer im 3 km Höhe aus dem Flugzeug springt ohne einen

---

[1] Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993, S. 27.

[2] Manfred Eigen, *Wie entsteht Information? – Prinzipien der Selbstorganisation*, in: Berichte der Bunsen-Gesellschaft für Physikalische Chemie 80, 1976, S. 1059-1074.

Fallschirm, der wird den Boden bald erreicht haben. Aber es war sein letzter Sprung aus dem Flugzeug.

Wer mit dem Gleitschirm den Sprung wagt, findet zahlreiche Umwege auf dem Weg zum Erdboden, wo er nur noch mit erheblich geschwächter Wucht aufschlägt. Er wird noch viele weitere Sprünge erleben können.

Biologische Systeme vollbringen diese Leistung ohne das Vorhandensein eines Bewusstseins. Sie bilden spontan Muster gesteigerter Komplexität aus. Fernab vom thermodynamischen Gleichgewicht herrscht eine Bewegung, die als ein unwahrscheinlicher Zustand vorübergehend Ordnung aufrechterhält.

Das Leben lebt. Und für uns sieht es aus, als liebe das Leben sich selbst. Biophilie hatte es auch der Managertrainer Rupert Lay genannt. Nicht unähnlich der Herleitung des kategorischen Imperativs bei Immanuel Kant stellt Lay sein Biophiliepostulat als ein Postulat vor: Es lautet: „Handele und entscheide dich stets so, daß die Regeln, nach denen du handelst oder dich entscheidest, dir in der Mehrzahl ihrer Anwendungsfälle helfen, eigenes und fremdes personales Leben eher zu mehren denn zu mindern.“[1] Lay fordert nun, dass in einer konkreten Situation „der Handelnde die Regeln seines Handelns überprüfen“ müsse. Er habe derjenigen Regel zu folgen, „die am ehesten sein personales Leben in dieser konkreten Situation mehrt. In einer anderen Situation können dieselbe oder andere Regeln zu anderen Handlungen und Entscheidungen führen, wenn sie moralisch verantwortet sein wollen. Ein solches Gewissensurteil, das sich an ethisch-moralischen Normen orientiert, nennen wir sittlich.“[2]

Zu Recht kritisiert Marc Schlette in seiner Dissertation das Postulat, das sich allein auf den Machtspruch des Autors mit Bezug auf den Machtspruch Immanuel Kants stützen kann.[3] Freilich hat Schlette größere Sympathien für die ebenfalls kantianisch abgesicherte Diskursethik Jürgen Habermas‘. Aber auch dadurch entkommt er dem stumpfen Messer kantianischer Pflichtethik nicht.

Mit Bezug auf die Nichtgleichgewichtsthermodynamik hätte sich der Bezug auf einen kategorischen Imperativ zumindest bei Rupert Lay erübrigt. Es bedarf

---

[1] Rupert Lay, *Die Macht der Unmoral. Oder: Die Implosion des Westens*, ECON, Düsseldorf - Wien - New York - Moskau 1993. Ebook.

[2] Ebd.

[3] Marc Schlette, *Figuren des Erfolgs. Zur politischen Kritik von Unternehmens- und Managementphilosophie*, Würzburg 2006.

keiner Pflicht, um eine ethisch-moralische Maxime zu begründen, die dem Leben dienlich ist. Es bedarf lediglich der Anerkennung, dass moralische Maximen nur dann sinnvoll sind, wenn sie dem Leben dienlich sind. Diese Voraussetzung bleibt in deontologischen Ethiken von Kant bis Habermas in der Latenz. Denn auch eine Pflichtethik, die sich auf den kategorischen Imperativ stützt, ist nur dann sinnvoll, wenn sie nicht mehr Schaden anrichtet als sie nützlich ist. Was nützlich ist, definiert das Leben selbst.

Biophilie, die sich nicht auf ein reines Postulat stützt, sondern empirisch an der Biologie des Lebens ausgerichtet ist, hat eher noch Arthur Schopenhauer ausgesprochen. Den obersten Grundsatz der Ethik gibt Schopenhauer mit der Maxime an: *Neminem laede; imo omnes, quantum potes, juva* – verletze niemanden; vielmehr hilf allen, soweit du kannst. Er kann ohne Einschränkung als interkultureller ethischer Grundsatz ausgewiesen werden. Seine Begründung fällt nicht in den Geltungsbereich einer Religion, sondern beruht auf der von jedem Menschen einsehbaren Maxime, dass das Leiden in der Welt nicht unnötig vermehrt werden soll. Daraus leitet Schopenhauer die Tugend der Gerechtigkeit sowie die der Menschenliebe ab, seine beiden Kardinaltugenden, welche er im natürlichen Mitleid verortet.[1]

Unter dem Gesichtspunkt der Homöostase gehört auch das von Schopenhauer in Anspruch genommene Mitleid zu den biologischen Funktionen, die das Leben leben lassen. „Wohlbefinden besagt, dass sich die Homöostase im leistungsfähigen Bereich befindet“[2], fasst Antonio Damasio das Biophilie-Prinzip der Evolution zusammen. Kooperative Strategien, Konfliktlösung und Konfliktneigung führt Damasio auf Homöostase und damit auf biochemische Fließgleichgewichte zurück. Entropieverzögerung ist die Funktion des Lebens, und sie findet sich nicht zuletzt in der Verzögerung der Gewalt, des Egoismus, der Autokratie.

Prof. Dr. Klaus-Jürgen Grün, Jahrgang 1957, ist ein deutscher Philosoph. Seit 2012 ist er außerordentlicher Professor am Institut für Philosophie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Seit 2003 ist er Vizepräsident des Ethikverbands der deutschen Wirtschaft.

---

[1] Vgl. Arthur Schopenhauer, *Über die Grundlage der Moral*, Zürich 1977, Züricher Ausgabe Band VI, S. 177 u.a.; 252 ff. Vgl. hierzu auch meine Studie *Arthur Schopenhauer*, in der von Otfried Höffe herausgegebenen Beck'schen Reihe große Denker, München 2000.

[2] Antonio Damasio, *Im Anfang war das Gefühl*, a.a.O., S. 124.

Der Bienenhirte (Th. Hanstein / H. u. P. Schönheit)

„In vielen Organisationen werden Mitarbeiter geführt, als ob sie eine Herde Schafe wären. Viele Dinge werden für sie bis ins Detail entschieden – was eigentlich abwegig ist, denn diese Menschen sind äußerst fähig und intelligent“.[1] … Rini van Solingen hat aus seinen Beobachtungen das „Bienenhirten-Prinzip“ für die moderne Führung von Menschen und Teams entwickelt. Es setzt an der (nicht) schlichten Erkenntnis an, dass Schafe grundsätzlich anders zu führen sind als Bienen, und entwirft dies anhand der Erzählung eines Mannes, der aufgrund der Umstände vom Schäfer zum Imker wird. Mit dem Ergebnis, dass er nahezu alles, was er zuvor – durchaus erfolgreich – mit seinen Vierbeinern angestellt hatte, überdenken musste. Während Schafe eine enge Führung nötig haben, sind Bienen genau genommen gar nicht zu führen. Sie sind das Musterbeispiel selbstorganisierter Teams. Der Imker – im Managementansatz „Bienenhirte“ – muss ihnen das zur Verfügung stellen, was sie für eine erfolgreiche Teamarbeit brauchen. Dazu hat er vor allem eines: aufmerksam zuzuhören und sich selbst und seine Wahrnehmung ständig zu korrigieren. Viele Assoziationen dieser Metapher sind wunderbar auf modernes Leadership übertragbar: Dass Bienen ebenso wie Menschen von sich aus Erfolg haben wollen, und nicht angetrieben werden müssen. Bellende Hunde machen Bienen nur aggressiv, weshalb ein Imker auch schon mal gestochen werden kann. Doch das gehört zu seinem Job, darüber sollte er sich nicht beschweren oder seine Bienen gar als schlecht und undankbar beschimpfen. Ebenso, dass sich Bienen ihre „Königin“ selber „wählen“, dabei hat der Imker ebenso wenig mitzureden wie bei den Aufgaben der Arbeiterbienen. Wofür er aber zuständig und verantwortlich ist, ist beispielhaft die Wahl der Kästen für den Honig und der richtige Zeitpunkt der Entnahme. Macht er hier Fehler, kann es passieren, dass ein ganzes Volk über Nacht verschwunden ist und sich einen neuen Ort sucht.

Der Unterschied zum zuvor angeführten Ansatz könnte deutlicher nicht sein: Steht beim ersten der „Hirte“ im Zentrum, sind es beim zweiten die, ohne die eine Organisation nicht arbeitsfähig wäre: Die Mitarbeiter*innen. Führungsansätze, die sich am Hirten orientieren, gehen davon aus, dass er es ist, der den

---

[1] Rini van Solingen: Der Bienenhirte. Über das Führen von selbstorganisierten Teams. Ein Roman für Manager und Projektverantwortliche, Heidelberg (dpunkt.verlag) 2017, 93.

Überblick hat – und folglich auch die richtigen Antworten auf Fragestellungen und Herausforderungen. Modelle hingegen, die sich an der Kompetenz selbstorganisierter Einheiten ausrichten, setzen auf Lösungen, die möglichst viele Beteiligte berücksichtigen und bereits dadurch bei allen die Motivation zur weiteren Mitarbeit erhalten. Sie benötigen ein Verständnis von Chef-Sein, das kein Problem mit einer fragenden Führung hat, sondern die Integration der Meinung vieler als selbstverständlich begreift und verinnerlicht hat. Dass dies funktionieren kann, setzt die Reflexion des eigenen Leaderships voraus, und zwar neben der Reflexion des – kulturell sozialisierten und kodierten – „top“ und „down“ die Auseinandersetzung damit, wie eine Organisation zu den Aspekten Ordnung und Struktur steht. Denn beides steht oft in einem tiefen inneren Zusammenhang.

(Aus: Thomas Hanstein / Hiltrud Schönheit / Peter Schönheit (Hg.): Heillose Macht. Von der Kultur der Angst im kirchlichen Dienst, Freiburg i. Breisgau (Herder) 2022, 213-215. Mit freundlicher Genehmigung der Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Breisgau ©)

Zur Biophilie des Führens (Rupert Lay)

Es stellt sich nun die Frage nach der Biophilie des Führens. Es ist die Frage nach der ethischen Orientierung des Führenden – aber auch des Geführten. Beide bilden ein soziales System, dessen Biophilie durch die Art ihres Kommunizierens weitgehend bestimmt wird. Hier taucht die Frage nach der biophilen Ausübung von Herrschaft auf. Auch für sie gilt: Sie ist nur und insofern biophil, als sie personales Leben erhält und mehrt. Für das Binnen-Image eines sozialen Systems ist die Unternehmenskultur von entscheidender Bedeutung. Sie allein bestimmt, ob das Ausüben von Herrschaft biophil sein kann. Wenn der Verstoß gegen die Systemkultur mit systemischen oder außersystemischen Strafen geahndet wird, kann ein Systemagent auf die Dauer sich nur halten, wenn er den Normen der Kultur entspricht.

Über das Problem biophilen Handelns in sozialen Systemen wurde schon gehandelt. Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob soziale Systeme an sich

biophil sein können. Hier soll die These vertreten werden: Soziale Systeme sind genau dann biophil und gehorchen somit der vorgestellten Ethik, als sie notwendig, wenigstens aber nützlich sind, um personale Biophilie zu ermöglichen und dann zu realisieren.

Personales Leben geschieht, ereignet sich in sozialen Kontakten, die, wenn sie längere Zeit währen, zu Systemen werden. Ein soziales System neigt in seinem Bemühen, sich selbst zu erhalten, auch gegen die biophilen Interessen von Personen, dazu, diese in ihrem Erhalt zu mindern. Wenn die Agenten eines sozialen Systems vor der Alternative stehen, personales Leben der Mitglieder des Systems zu sichern und zu mehren und dabei Schäden vom System abwenden können, werden sie zugunsten des Systems entscheiden. Was könnte sie dazu bringen, solchen Neigungen nicht nachzugeben?

(Aus: Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, 661f., © 2023 Rupert Diedrich)

Wie ich mich entschleunige (Peter Gruber)

„Können Sie bitte eine neue Kassa aufmachen“, ist für mich der Hinweis, dass ich eine glücklicherweise lange Schlange vorfinde, in der ich mich entspannen kann. Ich suche mir grundsätzlich die längste Schlange mit den vollsten Einkaufswägen aus. Da kann ich dann einer meiner Lieblingsbeschäftigungen nachgehen bzw. nach-„stehen“, die Einkäufe meiner Nachbarn genau unter die Lupe nehmen. Es ist immer wieder, wirklich immer, erhellend zu sehen, was andere auswählen, was sie essen und dass nicht selten Lebensmittel zu deren Einkauf gehören, die ich noch nie gekauft habe. Die ich häufig gar nicht kenne. Das ist eine besondere Art und Weise, Vielfalt zu erleben, eine andere Form vom „Regenbogen“ zu sehen.

All das geht einem in der Selbstkassierung-Lane verloren. Dort herrscht Chronos, der Gott der Zeit, der den Takt schlägt. Ich wähle „im Stau“ Kairos, den Gott, der uns den Rhythmus schenkt.

(Peter Gruber: Wie ich mich entschleunige, Facebook Post, 19.6.25)

Menschenarbeiter (Peter Gruber)

„Du bist ein psychosozialer Typ. Du solltest mit uns arbeiten.“ Dieser Satz sollte Pauls Leben von Grund auf verändern. Er war nach 20 Jahren als Manager gerade als Unternehmensberater tätig geworden, als Berater für sogenannte „hard facts“. Ihm war aber schon früh klar gewesen, dass die „soft facts“ die echten hard facts waren. Spätestens dann, als er Manager beobachtete, die versuchten, mit harten Fakten ihre Mitarbeiter weich zu kriegen.

Das Angebot, mitzuarbeiten, war ihm von Pater Raphael gemacht worden. Paul hatte als Manager und Führungskraft in den letzten Jahren regelmäßig an den Seminaren und Exerzitien des Jesuitenpaters teilgenommen, die immer an besonderen Orten stattgefunden hatten: auf den Malediven, den Kanaren, auf Bali, in Kenia. Und er bemühte sich redlich, das Erlernte über Unternehmenskultur, Führen, Dialektik, Ethik und Philosophie in die Tat umzusetzen. Und nun das Angebot, mit diesem international anerkannten Managementtrainer und vor allem Philosophen zusammenzuarbeiten! Und noch dazu völlig unerwartet, ansatzlos, hatten sie sich doch nur zu einem Frühstück unter Freunden im Palais Schwarzenberg getroffen. Trotz der frühen Sonnenstrahlen war die Luft noch kühl an jenem Junimorgen. Paul überfiel eine Mischung aus Stolz, Freude und Angst.

„Da muss ich jeden zweiten Morgen mit wildfremden Menschen arbeiten – mit mitunter wilden und fremden“, zweifelte er, obwohl er doch in seiner Arbeit als Führungskraft mit vielen verschiedenen Menschen zu tun gehabt hatte. „Und ich muss um 9 Uhr bereits mental frisch sein“, meldete er weitere Zweifel an, ob er den Beruf eines Trainers ausüben könnte.

Raphaels Antwort kam in der Paul bekannten jesuitischen Klarheit: „Dann musst du eben früher aufstehen, um rechtzeitig frisch zu sein.“

„Dann hab ich aber nicht meine acht Stunden Schlaf, wie soll ich da frisch sein?“

Raphael zog den Turm auf schachmatt: „Dann gehst du eben um die entsprechende Zeit früher schlafen.“

Paul erinnerte sich an die Schlafgewohnheiten Raphaels. Dieser stand jeden Morgen um zehn Minuten nach 4 Uhr auf, meditierte 30 Minuten, hielt seine private Messe ab – alleine, wie bei den Jesuiten üblich –, las eine Stunde die

diversen Zeitungen und schloss mit Gymnastik und einem Spaziergang seine „Morgenandacht“ ab, bevor er zum Frühstück ging – um dann um Punkt neun seine Arbeit zu beginnen.

„Gut, dann bin ich mental frisch auf der Seminarbühne. Doch wie schafft ihr Trainer es, mit all den unterschiedlichen Charakteren zurechtzukommen?“, wiederholte Paul seine ersten Zweifel.

„Liebst du die Menschen?“, antwortete Raphael knapp.

„Nicht alle.“

„Dann solltest du lieber doch nicht ein Menschenarbeiter werden“, sagte Raphael deutlich.

Paul erinnerte sich nun an Raphaels Definition von Liebe, die derjenigen des Aristoteles entsprach: Liebe heißt, das Sein des anderen zu wollen. Nicht dessen Sosein, jedoch dessen Sein. Wollen, dass der andere *ist*, unabhängig von der Art seines Seins, egal, *wie* er ist.

„Ich glaube, zu verstehen, was du von einem Trainer forderst. Dass er es gut findet, dass es diesen Menschen gibt, selbst wenn er ihn nicht mag. Lieben ist mehr als mögen“, sinnierte Paul halblaut.

„Lieben ist wollen, dass es den anderen gibt, auch wenn du ihn nicht magst. Die Menschen sind doch nicht auf der Welt, um von uns gemocht zu werden, sehr wohl jedoch, um von uns geliebt zu werden“, präzisierte Raphael, nun „ganz Christ“, seine Erklärungen.

„Bevor du Ja zu meinem Angebot sagst, mit mir als Menschenarbeiter tätig zu sein, überdenke deine Entscheidung und prüfe, ob du es schaffst, dich auf die Menschen zu freuen, selbst auf diejenigen, die nicht auf deiner Wellenlänge liegen. Dann kann es sein, dass du die Menschen gewinnst.“

Pauls Blick verlor sich im Garten des Palais. Wie aus der Ferne hörte er den Kellner fragen, ob es noch eine Melange sein dürfe. Tief im Innern ahnte er, dass er bereits auf dem Weg war. Er erinnerte sich an die Wege der Entscheidung, die Raphael in einem seiner Seminare dargelegt hatte. Eine starke innere Kraft zeigt uns mitunter den Weg. In diesem gleichsam außerwachen Bewusstseinszustand reifte in ihm wie im Zeitraffer der Entschluss, die Beraterseite zu wechseln, weg vom Hard-facts-Berater, hin zum Unternehmenskulturarbeiter.

„Raphael, ich danke dir für dein Angebot. Was sind die weiteren Schritte?“, sagte Paul mit fester Stimme. „Ich freue mich darauf, mit dir zu arbeiten.“

(Aus: Peter Gruber: Dämonen. Eine Abenteuerreise zu unseren Quälgeistern und zurück. Ein ganz pragmatischer Psychologieroman, Wien (echomedia Buchverlag GmbH) 2013, 18-21. © 2013 Peter Gruber. Alle Rechte vorbehalten)

Das Menschenbild der Dialektik (Peter Gruber)

„Als Menschen über sich nachzudenken begannen, bemerkten sie schon bald, dass sie ‚nicht mit sich selbst identisch‘ sind. Am deutlichsten mag das werden in der Erfahrung, dass man anders handelt als man ‚eigentlich‘ will. Freiheit oder Vertrauen, Hoffnung oder Liebe werden nur erfahrbar zusammen mit der Erfahrung von Zwang, Misstrauen, Verzweiflung, Hass. Wir erfahren und erleben die Dinge unseres Lebens, die uns besonders wichtig sind, nur zusammen mit ihrem Gegenteil, das als möglich zumindest vorstellbar sein muss. Wir sind nicht nur frei, vertrauend, hoffend, liebend. Auch das Gegenteil von all dem ist in uns – macht uns mit aus. Wir Menschen sind (vermutlich im Gegensatz zu den Tieren) ganz und gar mit uns selbst unversöhnt. Ich bin jedenfalls noch niemals einem Menschen begegnet, der nicht sein Leben zwischen Freiheit und Zwang, zwischen Liebe und Hass, zwischen Freude und Leid, zwischen Vertrauen und Misstrauen, zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Glauben und Unglauben...gelebt hätte. Sicher überwiegt einmal das eine oder das andere – vielleicht gar scheint vorübergehend nur eine Seite zu sprechen, doch niemals in diesem Leben können wir dem Dazwischen entfliehen. Wir sind ganz und gar Wesen des Dazwischen. Wenn wir uns selbst suchen (oder auch einen anderen Menschen), müssen wir die Kunst beherrschen, ‚dazwischen zu sehen‘, weil wir allemal im Dazwischen leben. Die Griechen prägten für diese Kunst des Dazwischen-Sehens, des Dazwischen-Stehens das Wort Dialektik.”(aus: Rupert Lay: „Führen durch das Wort“)

Dialektik ist für Lay etwas ganz Alltägliches, etwas ganz und gar Menschliches. „So kann man sie nicht eigentlich lernen – man kann nur aufmerken, sehen lernen, achten auf Gesetzmäßigkeiten, denen viel menschliches Tun unterworfen ist, um es wacher, erfolgreicher, menschlicher zu tun. So kann Dialektik denn

auch helfen, etwas, das man alltäglich tut, bewusster, verantworteter und humaner geschehen zu lassen.“ Dialektik setzt so auch Selbsterkenntnis voraus.

„Der Weg in das eigene unbekannte Selbst ist ein Abenteuer – vielleicht das größte, das ein Mensch erleben kann. Sicher kommt es vor, dass im Verlauf des Selbsterkenntnisprozesses, im Verlauf des Abbaus von Lebenslügen plötzlich ein Mensch einem Unwesen entgegenzugehen meint und sich weigert, weiterzugehen. Solche Widerstände sind typisch für die Expedition zum eigenen Selbst. Ein psychisch Gesunder wird sie meist ohne allzu große Umwege überwinden. Umso erhebender ist das Gefühl der Erfüllung, wenn man nach mitunter jahrelangem Dschungelmarsch mitten im Urwald plötzlich eine Lichtung entdeckt, die ganz anders aussieht, als man zuvor meinte. Sie ist dennoch schön und liebenswert. Man ist angelangt beim eigenen Selbst, kann es erkennen, kann es annehmen und kann beginnen, sich auf dieser Lichtung niederzulassen und sie zu gestalten.“ (*Aus: Rupert Lay: Führen durch das Wort)*

Rupert Lays Verdienst um die Dialektik ist in der ihm eigenen Redlichkeit begründet: Redlich in der Recherche, redlich in der Absicht, redlich in der Verwendung von Sprache, redlich im akribischen Zusammenfügen der Scherben der „antiken Vase“ Dialektik. Dieses so wundervolle Gefäß menschlichen Erahnens, Erfühlens, Erkennens, Wissens und Miteinanderumgehens ist im Laufe seiner nunmehr 2.500-jährigen Geschichte durch so viele Hände gegangen und dem Gesetz des Universums folgend, nachdem alles von der Ordnung zur Unordnung strebt, unzählige Male in die Brüche gegangen.

Lassen Sie mich mit Lay die berühmtesten Splitter anführen, die zu einem Zerrbild der Dialektik geführt haben und die Dialektik in Verruf gebracht haben. Was ist ihr Ruf? Wer hat sie in Verruf gebracht?

Dialektik wird heutzutage von nicht wenigen mit Tricks gleichgesetzt, mittels derer man andere über den Tisch ziehen kann. Sie wird gesehen als eine Instrumentenkiste voll unfairer Methoden, die es einem Menschen ermöglichen, Menschen zu manipulieren, Verhandlungen zu dominieren, Massen zu dirigieren. Zugegeben: All das bietet Dialektik – auch. Wer jedoch Dialektik auf das reduziert, verkennt - einseitig urteilend - ihr weites Spektrum. Was hat zu dieser Verzerrung beigetragen?

Immanuel Kant (1724-1804) bezeichnet sie als die Logik des Scheins. Wenn nun dieser Tycoon des Denkens ein derartiges Urteil abgab, so ist es nicht verwunderlich, dass sein Schüler Schopenhauer diese Reduktion der Dialektik auf eine

Kunst der Täuschung noch verstärkt: „Dialektik ist eine geistige Fechtkunst zum Rechtbehalten im Disputieren“. Er verkürzt sie auf einen „Machiavellismus der Rede“: „Dialektik ist die Lehre vom Verfahren der dem Menschen natürlichen Rechthaberei“. Und wenn dann noch Sir Karl Popper behauptet, das Dulden von Widersprüchen sei das Wesen der Dialektik, und sie zu dulden, bedeute das Ende des Fortschritts, nimmt es nicht wunder, dass rechtschaffene, um Wahrheit und Fortschritt bemühte Menschen sich ekelnd von der Dialektik abwenden.

Die Rückführung zu den „reinen“ Ursprüngen der Dialektik sind das Verdienst dieses meines Erachtens führenden Dialektikers unserer Zeit. Für diesen halte ich ihn, da er Dialektik nicht nur als *Die Kunst des Überzeugens* lehrt, trainiert und anwendet, sondern weil er es war, der die zweite Seite der Dialektik im Jahr 1990 wieder publiziert hat: *Die Kunst, herrschaftsfrei Probleme zu lösen*. Dieser Teil der Vase war jahrhundertelang verschollen.

Seine Wiederentdeckung durch Lay verdanken wir Frau Anneliese Meyer, Leiterin der Bibliothek des Vatikans als Rupert Lay ebenda an seiner Habilitationsarbeit arbeitete. Sie lenkte sein Interesse auf eine Wand in der Bibliothek, in der sich noch unübersetzte Rollen aus dem literarischen Schatz des Mittelalters befanden. Lay nutzte die Gelegenheit und öffnete für sich und uns das Tor zu einem der wertvollsten Vermächtnisse für ein menschlicheres Miteinanderumgehen, das Tor zur Dialektik. Er hat den Haupteingang gefunden, der in den Hauptsaal führt, von dem aus man nach Lust, Laune und Interesse gut orientiert in die Nebenräume gelangen kann. In diesen treffen wir dann auf die „Splitter“-Gruppen mit Kant, Schopenhauer, Marx, Popper, etc.

Wenn auch Jürgen Habermas den herrschaftsfreien Diskurs wieder in das allgemeine Bewusstsein gebracht hat, so verdanken wir doch Lay die deutlichen und praktischen Hinweise auf die Bedeutung des Wertes des Miteinanders. Er hat durch das Erstellen von „Alphabet, Semantik, Grammatik und Syntax“ ein Regelwerk geschaffen, das uns ermöglicht, die Vase in ihrer ganzen Schönheit zu sehen und sie für unsere Zwecke individuell zu gebrauchen. Lay`s nimmermüdes Arbeiten an der Verbesserung des Zwischenmenschlichen in Unternehmen, sei es als Berater, als Trainer, als Aufsichtsrat hat die Dialektik in den von ihm beeinflussten Personen und Systemen zu einem unverzichtbaren Instrument wachsen lassen. Ein Instrument, das, durch die Lay`sche Verknüpfung mit Ethik aus seiner jahrhundertelangen Reduktion auf seine Funktionalität befreit, nun zu einem Mittel fach- und personenorientierter Handlungsethik für mehr

Menschlichkeit und Leistung, Vertrauen und Zutrauen, Zivilcourage, Toleranz und Autonomie entwickelt worden ist.

Prof. Mag. Peter Gruber ist Unternehmensberater in Wien. Zur philosophischen Schule Rupert Lays zählend, hat er den Schwerpunkt seiner Arbeit der Reduktion von Angst und dem Aufbau von Vertrauen in Unternehmen gewidmet.

Rupert Lay, 1970er Jahre, Foto: privat

zielgruppe: manager (Rupert Lay)

Typisch für die Arbeit der Gesellschaft Jesu soll eine offensive d.h. eine missionarische Seelsorge sein. Dieser Aufgabe stellt sich P. Rupert Lay. Seine Zielgruppe findet er immer mehr im nichtkirchlichen Raum. Es sind im wesentlichen Akademiker, und zwar Akademiker, die im Vorfeld der Kategorien gläubig - ungläubig stehen und die sich zu orientieren suchen. P. Lay (49) ist Professor für Wissenschaftstheorie und Naturphilosophie an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen.

Seit sechs Jahren veranstalte ich Trainingsseminare für angestellte Unternehmer (Manager). Das scheint eine recht unkirchliche Beschäftigung zu sein. Repräsentiert doch das Management eine Verkehrsform, die voller Ungerechtigkeit, ja Unmenschlichkeit ist. Nun sind, völlig unabhängig vom politischen System Manager notwendige „Instanzen“ jeder entwickelten Industriegesellschaft. Viele Ungerechtigkeiten sind systemunabhängig strukturbedingt. Strukturelle Zwänge sorgen dafür, dass zunehmend mehr politische und ökonomische Systeme ausschließlich technisch optimale Entscheidungen einfordern, wenn sie

bestehen bleiben sollen. Da ist für Ethik – oder auch nur für Politik – immer weniger Platz.

Strukturelle Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit lässt sich kaum beheben. Wohl aber individuelle. Und hier ist der Ort der Kirche. Zwar kann sie nicht ökonomische und politische Strukturen (etwa die der entwickelten Industriegesellschaft) ändern, doch kann sie versuchen, konkrete Verkehrsformen, d.h. Weisen, wie Menschen miteinander umgehen, im christlichen Geist zu humanisieren. Sie kann helfen, Bewusstsein zu ändern. Das ist nichts Verspieltes, bestimmt doch allgemein verändertes Bewusstsein oft auch gesellschaftliches Sein.

Vor allem muss das Bewusstsein derer geändert werden, die die konkreten Verkehrsformen bestimmen. Das sind in unserer Gesellschaft oft die Manager. Manager üben zwar „Herrschaft“ aus, sind aber selbst Beherrschte. Wie kaum eine zweite Berufsgruppe „verkaufen“ sie sich und ihre Zeit. Nicht selten werden sie schutzlos ausgebeutet. Zwar hat die Kirche die Aufgabe zu therapieren, sich der Menschen anzunehmen, die unmenschliche Verkehrsformen und strukturelle Zwänge ins Abseits stellten (Arme, Ausgebeutete, Strafgefangene...), doch wird sie nicht darauf verzichten dürfen, ihr Möglichstes auch in der Vorbeugung zu tun. Sie darf sich nicht darauf beschränken, bloß reaktiv und korrigierend tätig zu werden. Sie muss auch aktiv und führend in konkrete gesellschaftliche Abläufe eingreifen, wenn sie inhuman auszugehen drohen.

Trainingsziel: christliches Glauben

Das geschieht nun keineswegs an erster Stelle durch gelehrte Abhandlungen oder einzelne Vorträge, sondern durch konkrete Seelsorge im unmittelbaren Umgang mit Menschen. Ich biete in drei- bis fünftägigen Seminaren Kurse für Teilnehmer bis höchstens sieben Teilnehmer an. Hier ist es möglich, auf die spezielle Situation des einzelnen zureichend einzugehen und gegebenenfalls eine psychische Umstimmung einzuleiten. Inzwischen wurden schon etwa 1000 meist deutsche Unternehmer so trainiert. Vordergründiges Trainingsziel ist die Umstimmung vom Siegenwollen auf das Gewinnen (ohne Sieg). Im Jargon: Es gilt Gewinnstrategien zu finden, die die Bilanz der Gewinnpunkte beider Partner ausgeglichen sein lässt. Ich halte das für ein christliches Anliegen. Vor allem aber humanisiert es die konkreten Interaktionssituationen.

Letztes Trainingsziel ist die Umstimmung auf christlichen Glauben. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es zwingend notwendig, christliches Glauben nichttheologisch zu reflektieren (theologische Reflexionsformen werden nicht verstanden oder stoßen gar ab). Ausgangspunkt einer nichttheologischen (sondern soziologischen, psychologischen, allenfalls noch philosophischen) Reflexion kann nur konkretes christliches Glauben sein. Was geschieht in und mit mir, was durch mich, was geschieht zwischen Menschen, wenn ich oder sie glauben?

Die nichttheologisch reflektierte Vermittlung der Jesus-Botschaft fiel mir anfangs nicht leicht, da ich selbst Christentum nur in theologischem Gewand kennengelernt hatte. Sehr hilfreich war mir meine Erfahrung im Umgang mit Menschen, die sich selbst als Ungläubige bezeichnen. Um sie hatte ich mich im Auftrag unseres Pater Generals seit 1966 besonders zu mühen. Damals stellte ich fest, dass oft nur theologisch reflektiertes Christentum zurückgewiesen wurde. Manche scheinbaren Glaubensprobleme erschienen als Sprachprobleme oder Probleme der Verständigung. Mit diesen Erfahrungen also kam ich zu den Managern. Ich fand bei ihnen sehr viele Menschen, die sich im Vorfeld der Kategorien gläubig-ungläubig zu orientieren suchten. Ihnen suche ich die Botschaft Jesu zu vermitteln.

Kirche ist auch immer missionarische Kirche. Sie hat bis an die Grenzen der Welt zu gehen. Und „Welt“ ist heute nicht erststellig ein Wort aus der Geographie, sondern aus der Soziologie. Jenseits der Grenze der Sprache theologischer Verkündigung warten viele Millionen Menschen auch in unserem Land auf eine frohe Botschaft. Sie zu bringen ist auch Aufgabe der Kirche.

(Aus: Rupert Lay: zielgruppe: manager, in: CANISIUS. Mitteilungen der Jesuiten, Weihnachten 1978, 6-7. „Der Canisius wird von der Norddeutschen Provinz des Jesuitenordens zweimal im Jahr Freunden des Ordens überreicht.“)

Biophilie im Unternehmen (Rudolf Jansche)

In einem Interview Ende letzten Jahres wurde ich gefragt, was für mich die wichtigsten Gedanken und Erkenntnisse aus dieser Zeit[1] waren.

Da steht sicher an erster Stelle die Lay'sche Philosophie und das **Biophilieprinzip**, d.h. Sinn des Lebens ist es, eigenes und fremdes Leben zu entfalten. Dies zu leben und zu praktizieren, vor allem im Bereich des Unternehmens, ist nicht einfach.

Jedes Unternehmen ist ein System, das vielfältigen Zwängen unterliegt und auch Zwänge auf seine Mitarbeiter ausübt. Die Gefahr, dass die im Unternehmen Tätigen zu Systemagenten degenerieren, ist beträchtlich.

Expansion und Wachstum sind wichtige Unternehmensziele. Den Bestand eines Unternehmens zu sichern, hat den Rang eines ethischen Gebots. Wenn jedoch der rigorosen Verfolgung von Expansion und Wachstum Vorrang um jeden Preis eingeräumt wird und Mitarbeiter nur noch instrumentalisiert werden, um diese Ziele zu erreichen, droht eine nekrophile, d.h. lebensmindernde Entwicklung.

Wer durch die Schule von Rupert Lay gegangen ist, dessen Sinne sind im Besonderen geschärft, solche Entwicklungen rechtzeitig zu erkennen und gegenzusteuern. Freilich sind der Besuch seiner Seminare und das Lesen seiner Bücher noch lange keine Garantie für biophiles Handeln. Auch dafür gibt es genügend Beispiele.

Für mich aber waren die Impulse, die ich hier bekam, mitentscheidend für langjährige und vielfältige Prozesse der Organisations- und Mitarbeiterentwicklung in dem Unternehmen, für das ich Verantwortung trug.

Persönlichkeitsentwicklung ist lebenslängliche Schwerstarbeit. Sie verlangt Ehrlichkeit, Zähigkeit und Ausdauer. Mit Organisationsentwicklung im Betrieb verhält es sich nicht viel anders. Die meisten Menschen und Organisationen schrecken vor so viel Mühe zurück. Wir leben im Zeitalter des Sofortismus. Ungeduld ist ein Charakterzug unserer Zeit. „Ich will alles und zwar sofort", heißt es in

---

[1] Rudolf Jansche beschreibt im Vorfeld seine Erfahrungen, die er bei den Seminaren von Rupert Lay seit 1975 gemacht hat. Roland Dürre hat aus einer Dokumentation von Wolfgang Herles einen Filmausschnitt über ein Rupert-Lay-Aufbauseminar im November 1995 in Kenia als YouTube-Video eingestellt: https://youtu.be/GCMJvqvYLok?si=OUb8tv6YQSUy5wyR (Anm. d. Hg.)

einem Schlager. Den „Zeitwettbewerb gewinnen“ ist zur Maxime vieler Unternehmen geworden. So sind wir denn angetreten, den Wettlauf gegen die Zeit auszutragen. Es ist wie beim Wettlauf des Hasen gegen den Igel. Am Ende steht der Infarkt.

Besonders Großunternehmungen neigen dazu, notwendige Entwicklungsprozesse mit „Visionen“ und/oder hehren Führungsgrundsätzen einzuläuten. Häufig wird vom Vorstand eine Arbeitsgruppe beauftragt, einen Katalog von Grundsätzen zu erarbeiten. In besonders schlimmen Fällen ist ein externer Berater der Verfasser.

Da stehen oder hängen sie nun fein säuberlich gedruckt oder gerahmt für jedermann gut lesbar. Von der Menschenwürde ist die Rede, von der totalen Kundenorientierung, vom zielorientierten Entscheiden und selbständigen Handeln der Mitarbeiter, von Offenheit und konstruktiver Zusammenarbeit usw. usw. Große Worte, aber was bedeuten sie schon konkret für den einzelnen Mitarbeiter, zumal wenn er sich gerade an seinen letzten Versuch erinnert, bestimmte Missstände offen beim Namen zu nennen und sich hinterher so manchen Repressalien ausgesetzt sah. Wurde hier nicht vom grünen Tisch aus am Mitarbeiter und vor alle an der betrieblichen Wirklichkeit vorbeigeschrieben? Die Unternehmensführung hatte es wieder einmal gut gemeint.

In der Tat ist das Risiko bei einem solchen Vorgehen groß, dass solche Grundsätze von den Mitarbeitern mit Hohn und Spott übergossen werden, bedrucktes Papier bleiben und alsbald in der Ablage verschwinden.

Die Gründe für das Scheitern liegen auf der Hand. Zum einen ist es die fehlende Identifikation der Mitarbeiter mit der neuen „Unternehmensverfassung“, die sich jemand da oben ausgedacht haben mag und an deren Entstehung sie zu keinem Zeitpunkt beteiligt waren. Zum anderen erinnern sich die Mitarbeiter an die zahllosen Verstöße gegen Geist und Inhalt der „Verfassung“ insbesondere seitens der Führungskräfte, ohne dass es jemals zu Sanktionen gekommen wäre.

Wenn Führungskräfte, vor allem im Top-Management nicht in der Lage sind, neben ihrer fachlichen auch und vor allem **soziale Kompetenz** im Unternehmen vorzuleben, sind solche Prozesse von Anfang an eher kontraproduktiv und zerstören die letzten Reste an Glaubwürdigkeit.

Die Mitarbeiter reagieren unterschiedlich. Die „abgebrühten“ und erfahrenen eher zynisch. Die Mitläufer eher schweigend und opportunistisch, schließlich die engagierten Mitarbeiter vor allem enttäuscht und demotiviert.

Ein Vorstand oder die Mitglieder einer Geschäftsleitung haben mitunter erhebliche Mühe, sinnvoll und konstruktiv miteinander umzugehen. Werden auf dieser Ebene bereits Intrigen, Taktieren oder macchiavellistisches Verhalten vorgelebt, ist eine positive Biophiliebilanz in diesem Unternehmen eher unwahrscheinlich. Aber auch wenn die Top-Ebene sich eher biophil verhält, ist es empfehlenswert, die soziale Kompetenz der obersten Führungsträger erst einmal auf den Prüfstand zu stellen. Das ist nicht leicht, denn hier herrscht meist das Prinzip: QUOD LICET IOVI; NON LICET BOVI, d.h. für die Mitarbeiter mag das gut sein, wir brauchen das nicht.

Um hier weiterzukommen, wird es der Initiative des Vorstandsvorsitzenden bedürfen, die Mitglieder des Vorstands dazu zu bringen, den Anfang bei sich selbst zu machen.

Eine orientalische Weisheit verdeutlicht, was ich meine:
Willst du das Land in Ordnung bringen,
musst du erst die Provinzen in Ordnung bringen.
Willst du die Provinzen in Ordnung bringen,
musst du die Städte in Ordnung bringen.
Willst du die Städte in Ordnung bringen,
musst du die Familien in Ordnung bringen.
Willst du die Familien in Ordnung bringen,
musst du die eigene Familie in Ordnung bringen.
Willst du die eigene Familie in Ordnung bringen,
musst du dich in Ordnung bringen.

Rupert Lay bietet in seinen Seminaren einen geeigneten Prüfstand und gleichzeitig eine Lernstatt für soziale Kompetenz an. Ich vermute, dass hier viele Manager zum ersten Mal in ihrem Leben wirklich verstehen lernen, was soziale Kompetenz, d.h. Kommunikationsfähigkeit, Konfliktfähigkeit und ethisches Verhalten beinhalten. Leben heißt Probleme lösen. Wesentlich erschien mir bei dieser Maxime immer, dass der gemeinsame Gegner das Problem und nicht der Mensch ist und dass Probleme am besten durch gemeinsamen, rationalen Erkenntnisfortschritt gelöst werden können.

Die Orientierung durch Rupert Lay ist eine im deutschen Sprachraum wahrscheinlich einmalige, d.h. philosophische und methodische Grundlage, ein Führungsteam zu formieren und auszurichten, das nun wiederum der Ausgangspunkt für weitere Entwicklungsprozesse sein kann.

Kommt es dazu, ist es wichtig, dass man keinen punktuellen, sondern einen ganzheitlichen Ansatz wählt, also nicht nur in zwei oder drei Abteilungen operiert, sondern auf breiter Front vorgeht. Praxisnahe Prozesse sind geboten. Praxis kommt aus dem Griechischen und bedeutet Handeln. Der notwendigen Analyse und Diskussion müssen Lösungswege folgen, die durch gemeinsamen Erkenntnisfortschritt erarbeitet, umgesetzt und damit erkennbare, betriebliche Wirklichkeit werden. Solchen Prozessen braucht zu Beginn kein großes strategisches Konzept zugrundeliegen. Es gilt zunächst der Satz: Der Weg ist das Ziel. Konkret heißt dies, dass die Vorgehensweisen, z.B. die Art und Weise, wie Probleme angegangen und Lösungen erarbeitet werden, eine neue Basis bekommen. Wie Menschen im Unternehmen miteinander umgehen, ist dabei von entscheidender Bedeutung. Wenn es zu mehr Offenheit und Angstfreiheit kommen soll, bedarf es der kontinuierlichen Einübung. Ist eine neue Fehlermentalität gewollt, muss dies für die Mitarbeiter erlebbar werden. Das jedoch lässt sich nicht durch ein Dekret von oben erreichen, sondern muss im betrieblichen Alltag erfahrbar sein. Damit ich nicht missverstanden werde, von der Unternehmensspitze wird eine klare Entscheidung verlangt, die erforderlichen Prozesse zu beginnen und erkennbar zu unterstützen, nicht aber Broschüren mit Führungsgrundsätzen verteilen zu lassen.

Wenig ist für die Mitarbeiter eines Unternehmens so frustrierend wie das Gefühl, wir sind nur Werkzeuge und ständig wird über unsere Köpfe hinweg entschieden.

In den begonnenen Entwicklungsprozessen müssen deshalb besondere Anstrengungen unternommen werden, Mitarbeiter in alle Entscheidungsprozesse einzubinden, die sie betreffen. In meinem Fall gab es deshalb tatsächlich einen Grundsatz, auf den wir uns als Unternehmensleitung verpflichteten: *Betroffene zu Beteiligten machen*.

In der betrieblichen Praxis bedeutete dies: die Mitarbeiter, soweit sie das wollen, sollten

mitsprechen
mitbestimmen
mitgestalten und
mitverantworten.

Allein diesen Grundsatz zu leben, war nicht immer einfach. Natürlich gab es auch Verstöße. Die Kultur des Unternehmens brachte diese aber zur Sprache und damit war in der Regel auch immer eine Möglichkeit zur Korrektur gegeben.

Bei einigen Lesern ist vielleicht der Eindruck entstanden, dass ein solcher Entwicklungsprozess durch das Betriebsverfassungsgesetz und die darin verankerten Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrechte des Betriebsrats weitgehend abgedeckt ist.

In der Tat wollte der Betriebsrat in unserem Fall mit dem Prozess anfänglich nichts zu tun haben. Mehr noch, er stellte sich dem Projekt, dem wir den Namen KFZ, d.h. Kommunikation, Führung und Zusammenarbeit gegeben hatten, energisch entgegen. Kurzerhand wurde das Ganze von ihm umgetauft, er sprach von KFZ als Krach, Frust und Zoff. Man argwöhnte hinter dem Projekt einen raffinierten Management-Trick, der nur dazu dienen sollte, die Autorität des Betriebsrats zu untergraben, die Mitarbeiter zu mehr Leistung zu manipulieren.

Eine intensive und offene Auseinandersetzung mit der Arbeitnehmer-Vertretung und der glaubwürdige Projekt-Fortschritt führten schließlich zu einem Gesinnungswandel. Heute ist der Betriebsrat in den Prozess aktiv eingebunden. Der Betriebsratsvorsitzende äußerte sich dazu so:

„Ich betrachte das Projekt KFZ als Prozess, den ich mit großer Hoffnung und sehr viel Ungeduld verfolge. Ich verspreche mir davon vor allem eine Verbesserung der Kritikfähigkeit von unten nach oben und eine angstfreie Kommunikation im Unternehmen. Ich habe mir vorgenommen, die nötige Arbeit durch aktive Beiträge mitzugestalten. Nur der hat das Recht zu kritisieren, der bereit ist, Verantwortung zu übernehmen.“

Da der hier beschriebene Prozess weit über das Betriebsverfassungsgesetz hinausreicht, ist die konstruktive Mitarbeit des Betriebsrats nicht nur wünschenswert, sondern geboten.

Stand zu Beginn der Prozess selbst im Vordergrund, gab es im weiteren Verlauf größere Umstrukturierungen und Reorganisationen im Unternehmen. Dazu

lagen Analysen und Empfehlungen externer Berater vor. Die dann folgenden Umsetzungen und Prozesse betrachteten wir jedoch stets als unsere eigene, nicht mehr delegierbare Verantwortung.

Je intensiver und gründlicher zuvor angstfreie Kommunikation, Offenheit, Konfliktfähigkeit eingeübt wurden, desto konstruktiver kann eine tiefgreifende Umstrukturierung bewältigt werden. Nach meiner eigenen Erfahrung ist es vorteilhaft, wenn solche Organisations-Entwicklungsprozesse in krisenfreien oder zumindest krisenarmen Phasen durchgeführt werden. Wie ein Schiff zu beherrschen ist, kann nicht erst während des Sturms geübt werden, dann müssen die Handgriffe sitzen und die Techniken gekonnt sein.

Im Rückblick lässt sich feststellen, dass der eingeschlagene Weg richtig war.

Die Erkenntnis ist nicht neu, sofern man nicht gerade eine Goldmine betreibt, dass ein Unternehmen nur so gut ist wie seine Mitarbeiter. Eine andere Erkenntnis lautet: Der Mensch ist auf Entwicklung angelegt. Da liegt es nahe, Prozesse einzuleiten, die den Mitarbeiter *und* das Unternehmen weiterbringen.

Zum Schluss ein Zitat von Alfred Adler: „Sinnvoll ist unser Leben nur dann, wenn wir Entwicklung und Vervollkommnung nicht *ohne* die anderen, nicht *auf Kosten* der anderen, nicht *gegen* die anderen suchen, sondern *gemeinsam* mit ihnen die Schwierigkeiten und Probleme des Lebens meistern“.

(Dezember 1994)

(Aus: Rudolf Jansche: Biophilie im Unternehmen. Meinem Freund und Lehrer Rupert Lay gewidmet, in: Eilika Emmerlich: Rupert Lay und die Manager. Eine Kritische Theorie und ihre Praxis, Großkrotzenburg (Ronneburger Texte) 2009, 431-437. © Rudolf Jansche)

Der Verfasser, Jahrgang 1933, war von 1973 bis Anfang 1994 Geschäftsführer der ICI-Pharma, heute Teil von AstraZeneca. Er ist Honorarprofessor der Universität von Barcelona und Ehrensenator der Universität Heidelberg.

Vom Ende her (Rupert Lay)

Die Lebensökonomie wird bestimmt vom Verhältnis von Zeitaufwand zum Lebensertrag. Kann man aber Lebensertrag messen? Das scheint doch unverzichtbar zu sein für eine rationale Lebensökonomie! Ich denke, dass eine moderne Ethik hier hilfreich sein kann: Der Lebenserfolg lässt sich messen an dem biophilen Ertrag, den ich in meinem Leben erwirtschafte.

Was meint das: „Biophiler Ertrag“? Ich handle und entscheide in dem gleichen Umfang biophil, als ich in und durch mein Handeln und Entscheiden personales Leben in allen seinen Dimensionen (etwa den emotionalen, den sozialen, denen der fachlichen Performanz, den moralischen, den religiösen, den intellektuellen, den musischen…) bei mir und anderen eher mehre denn mindere – beziehungsweise die Voraussetzungen schaffe, dass solches Mehren möglich wird.

Der an christlicher Tradition orientierte Mensch (und das sind wir alle, die wir in einer Gesellschaft leben, die auch immer ihre christliche Vergangenheit – wenn auch keineswegs mehr theologisch reflektiert – gegenwärtig macht) wird sich daran erinnern, dass einmal „Biophilie“ die Botschaft des Mannes war, dem das Christentum seine Existenz verdankt. Das vierte Evangelium reflektiert dessen Selbstzeugnis: Auf die Frage seiner Begleiter nach dem rechten Weg antwortet er: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (14,6), und der Verfasser kommt zu dem Schluss: „In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Welt“ (1,4). Er zeigt nicht den Weg, sondern ist der Weg. In seiner Botschaft realisiert er das fundamentale Wort jeder gelebten Humanität, nach dem die, die uns lieben, uns unseren eigenen Weg finden lassen und uns nicht etwa den ihren als den besten abverlangen. In seiner Botschaft verkündet er, dass praktische Wahrheit und Leben zusammenfallen. Wahrheit wider das Leben hat allenfalls etwas mit Fanatismus zu tun, nicht aber mit Biophilie. …

Voraussetzung eigenes und fremdes Leben zu finden, ist die Begegnung mit sich selbst. Und die ist heute nicht mehr selbstverständlich. Viele Menschen fliehen in die Aktivität.

Doch wovor fliehen sie? Sicherlich nicht selten vor der Angst, ihr eigenes Leben, ihr eigenes Handeln könnte sich jeder sinnvollen Bilanzierung entziehen. Oder noch ärger: Die Kostenrechnung des Lebens könnte einen negativen Lebenserfolg ausweisen. Es gehört schon Mut dazu, die Zeit anzuhalten, um sich selbst

zu begegnen. Nicht wenigen Menschen kann beim Einhalten, beim Innewerden die Frage hilfreich sein, ob das, was ich tue oder entscheide, was ich im Augenblick für wichtig oder unwichtig halte, was für vernünftig und unvernünftig, was für verantwortet und unverantwortet, auch noch seine von mir heute vermutete Erheblichkeit und Wichtigkeit hat, wenn ich am Ende meines Lebens mich fragen werde: „Hat es mein Leben gelohnt?“, „Ist mir mein Leben geglückt?“. Kann ich diese Frage bejahen, werde ich ein glücklicher Mensch sein – selbst noch im Sterben.

Nicht wenigen Menschen habe ich in meiner seelsorglichen Tätigkeit sterben helfen müssen. Nicht wenige waren in Gefahr, in der Überzeugung zu sterben, dass sich das meiste in ihrem Leben nicht gelohnt habe. Die Frage nach dem „so what“ (was soll(te) denn das alles?) wurde übermächtig. Aber nicht allen Menschen wird das Geschenk gegeben, dass ihnen in ihrer letzten Stunde ein anderer Mensch den Sinn ihres Lebens verständlich macht. Und ich denke, dass ein unglückliches Sterben (vor dem Anblick eines missglückten Lebens) noch schrecklicher ist als die Erfahrung eines missglückten Lebens in den Krisen, die das Leben für uns alle bereit hält.

Doch diese Orientierung vom Lebensende her bedarf einer Erläuterung. Sowohl in der psychoanalytischen Theorie als auch in der Auseinandersetzung mit der religiösen Praxis, gleich welcher Herkunft, hat sich die These vielfach bestätigt, dass ein Mensch, der mit seinem Sterben nichts Sinnvolles anzufangen weiß, den Gedanken an diese unausweichliche Lebenssituation aus seinem Denken verbannt, auch mit seinem Leben nichts Rechtes anzufangen weiß und sich in allerlei überflüssigen Sorgen und Ängsten – bis hin zur Entwicklung neurotischer Symptome – verstrickt. Die Akzeptation der trivialen Einsicht, dass man Leben nicht haben könne ohne sein Ende, ist die Voraussetzung eines glückenden Lebens, einer nicht realitätsabgelösten Einstellung zum Leben.

(Aus: Rupert Lay: Ich halte die Zeit an. Ein Buch, zu sich selbst zu finden, Hildesheim (Bernward Verlag GmbH) 1991, 10-12. © Rupert Diedrich)

„Ein Leid wirft kein Licht auf ein anderes“ (Wolfgang Baldes)

Zum Ende meiner Schulzeit stellte sich mir immer wieder die Frage: Waren meine Klassenkameraden noch „Jung-Mann“ bzw. Jungfrau, oder hatten sie bereits das erlebt, was ich mir irgendwie vorstellte und das bislang nicht kennen gelernt zu haben ich als Mangel empfand. In diese Kategorien teilte ich meine gleichaltrigen Mitschülerinnen und Mitschüler ein. Dann unterschied ich Menschen, die Liebe in ihren ganzen Dimensionen und vor allem in ihrer Tiefe erlebt haben – oder auch nicht. Sehr viel später teilte ich die Welt nach Menschen ein, die bereits Leid erfahren haben – oder auch nicht. Jetzt, frei nach Seneca, wissend: Wer nicht gelitten hat, was weiß der schon vom Leben?

„Diese Einteilungen sind absolut; es sind Wendekreise, die wir überschreiten[1]“, so der englische Schriftsteller Julian Barnes, Jahrgang 1946. Julian Barnes hatte seine Frau Pat 2008 verloren. Von der Krebsdiagnose bis zu ihrem Tod waren es nicht einmal 40 Tage. Meine erste Frau starb 2013. Von der Diagnose – MS im primär progredienten Verlauf – bis hin zu ihrem Tod waren es neun meist schwere Jahre.

Doch wie mit Tod und eigener Trauer umgehen? Barnes beschreibt eine Romanschriftstellerin, die nach dem Tod ihres Mannes inmitten ihres Leides eine innere Stimme in sich vernahm: „Ich bin frei“. Er selber habe diese Stimme nicht vernommen, habe sie stets gefürchtet und hätte sie als Verrat an seiner Liebe gewertet. Mir aber kam diese Stimme schon sehr bald entgegen. Und als ich einen gemeinsamen Freund im Krankenhaus besuchte – er hatte Krebs und starb wenige Wochen später – teilte er mir mit, meine Frau hätte ihm gesagt, sie wünsche sich, dass ich wieder eine neue Partnerin finde. So war es ja auch gekommen. Dennoch wirkten die Worte des Freundes auf mich wie ein Testament.

So unterschiedlich können Verwitwete, können Trauernde fühlen: „*Ein* Leid wirft kein Licht auf ein anderes“, schreibt Julian Barnes. Und er schließt: Leid wie Tod sind beides – „banal *und* einzigartig“[2].

---

[1] Julian Barnes: Lebensstufen, aus dem Englischen von Gertraude Krueger, Köln (Verlag Kiepenheuer & Witsch) 2015, 84.
[2] A.a.O., 86.

Gegen die Angst: Sterben als Hineinfallen ins Göttliche (Rupert Lay)

Die Angst vor dem Tod ist die eigentliche Urangst, die elementare Angst. Alle anderen Ängste sind davon abgeleitet, weil sie in irgendeiner Weise teilhaben am Sterben. Die Angst, durch ein Examen zu fallen, mindert mein Leben oder meine Lebenschancen. Die Angst, einen geliebten Menschen zu verlieren, mindert meine Fähigkeit, meine Liebe zu leben. Diese Form der Angst ist deshalb oft genug unbegründet, weil wir letztlich alle eingebunden sind in das Göttliche. Wenn wir nicht daran glauben und Gott personalisiert haben mit dem Pseudochristentum, personalisiert im Sinne einer menschlichen Person, dann ist eine solche Angst nicht zu überwinden. Aber wenn ich weiß, das Ärgste, was mir passieren kann, ist zu ertrinken, wenn ich ins Meer falle, oder das Ärgste, was mir passieren kann, ist – wenn wir in der christlichen Mystik sprechen wollen – ich falle, aber ich weiß, dass ich in das Göttliche hineinfalle, was soll mir da noch situationsbedingt oder gar existentiell Angst machen? Eine Angst, von der ich weiß, dass sie endet, kann überwunden werden. Für mich bedeutet Sterben eine große Hoffnung und deshalb habe ich davor keine Angst.

Für viele Menschen ist die Freiheit gefährdet durch permanente Ängste. Wenn ich die Freiheit definiere als die Fähigkeit und Bereitschaft, mein Leben selbstverantwortet zu gestalten, dann ist die Verantwortung für das Gelingen meines Lebens vor allem bei mir und nicht bei irgendwem, nicht bei der Politik, nicht bei der Kirche, nicht bei unseren Lehrern. Es ist vorrangig meine Aufgabe.

Wenn es uns auf diese Weise gelingt, angstfrei zu leben, dann haben wir eine realistische Chance, auch unser Sterben als das Eingehen in das Göttliche zu verstehen. Ich habe erst vor wenigen Wochen einem Menschen sterben helfen dürfen, und er hat mir ein Bild vermittelt, das mein Bild vom Ozean als dem Unendlichen, in das ich eingehe und untergehe, etwas in Frage gestellt hat. Er hat gesagt: Gott ist für mich ein riesiger Berg, und aus diesem Berg bin ich als ein kleines Stückchen irgendwann einmal herausgefallen, oder herausgelassen worden, und ich kehre wieder dahin zurück, wo ich hingehöre. – Ja, was sollte ich da noch sagen?: Wenn Sie das so sehen, bleibt für mich als Einziges, dass ich Ihnen noch die Sterbesakramente gebe, aber nur, wenn Sie es wünschen. – Das ist ein Bild eines gelungenen Sterbens, wenn er auch eine andere Metapher für das Göttliche gefunden hatte als ich: Ein riesiger Berg, aus dem ein Stückchen herausgefallen ist und an die Stelle, wo es ursprünglich hingehörte, wieder zurückkehrt. Ein Teil des Göttlichen, das wieder in das Göttliche heimkehrt.

Damit haben wir ein weiteres Bild, das uns helfen kann, menschlich zu sterben. Nämlich wenn es uns gelingt, Heimat zu finden und nicht diese Heimat, die wir hier auf Erden finden können, als die letzte und endgültige und nicht mehr wiederholbare Heimat verstehen. Heimat finden ist nicht einfach. Ich habe meine Heimat in der Relation, die ich eben genannt habe, in meiner kleinen Hütte im Odenwald kennen gelernt, da bin ich zu Hause. Ich weiß, dass es kein endgültiges Zuhause ist, aber ich habe es gefunden, mein Zuhause. Ein Verhältnis zum Zuhause zu haben ist, so denke ich, eine weitere Voraussetzung, gut zu leben und gut zu sterben.

Doch alles Zuhause, das wir hier auf Erden haben, ist immer ein Zuhause im Vorübergehen und am Ende kein gültiges Zuhause. Unser endgültiges Zuhause ist erst im Göttlichen, und es ist akzeptabel, wenn wir das Göttliche unter welcher Metapher auch immer verstehen. Ich muss nur wissen, dass das Göttliche immer nur mein Konstrukt ist, das ich mir vom Unendlichen mache. Ein solches Konstrukt vom Unendlichen zu haben wäre für viele Menschen schon ein Fortschritt, wenn sie sich gleichzeitig bewusst wären, dass es sich um ein Konstrukt und nicht um eine Realität handelt.

Wir sollten nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche, zu einer bestimmten Partei, zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder Schicht als unser Heim, Daheimsein empfinden oder definieren. Vom Unendlichen, vom Göttlichen können wir nur in Konstrukten denken. Dieses Heim wird erst dann zu unserer endgültigen Heimat, wenn wir diese Heimat verlassen und eingehen in das Göttliche.

(Aus: Rupert Lay: Wie lebe ich – Wie sterbe ich? Abschiednehmen lernen (Wiedergabe eines Vortrags auf der Ronneburg am 4. September 2004), in: Rupert Lay, Karl Otto Hondrich: Wie lebe ich – Wie sterbe ich? – Lichtblick. Die Deutschen werden weniger (Ronneburger Texte), hg. vom Ronneburger Kreis e.V., Großkrotzenburg 2007. © Rupert Diedrich)

Über den Sinn des Lebens (Herbert Rosendorfer)

Der Mensch kann sich zwar, worauf schon der alte Schopenhauer hämisch hingewiesen hat, ohne weiteres vorstellen, dass er vor seiner (des Menschen, nicht Schopenhauers) Zeugung schlichtweg inexistent war, nicht vorhanden, Null, nichts; aber es ist für den gleichen Menschen unannehmbar bis äußerst aufreibend und letztlich fast unmöglich, sich vorzustellen, dass nach dem Tod das gleiche Nichts, Null, Ende, Finstere sein kann wie vor der Zeugung.

Was und ob etwas den Menschen nach dem Tod erwartet, weiß niemand. Es gibt zwar alle möglichen Aufzeichnungen von klinisch tot Gewesenen, die von irgendwelchen Lichterscheinungen, Musik, Wohlgefühlen und dergleichen sprechen, aber der Wert dieser Erinnerungen ist nicht groß, denn jene klinisch Toten waren natürlich nicht endgültig tot, und die Erinnerungen dürften auf traumartige Gedankensequenzen (blitzkurz, subjektiv aber lang und länger) an den klinischen Schnittstellen zurückgehen. Irgendwelchen objektiven Wert für Erkenntnisse darüber, was nach dem Tod mit – ja womit: mit der Seele, dem Geist, dem Individuum? – passiert, haben diese Erinnerungen wohl nicht.

Die nüchterne Betrachtung der naturwissenschaftlichen Fakten, soweit sie dem Laien zugänglich sind, geben einen eher vernichtenden Befund für Spekulationen über ein Fortleben der Seele oder des Bewusstseins nach dem körperlichen Tod. Die unvorstellbare Größe des Universums, das in der Dimension des gekrümmten Raums webt, die grandiosen Urknallvorgänge, die alle subtileren Erscheinungen zu puren Zufällen degradieren, die sowohl räumliche als auch zeitliche Unwichtigkeit schon unserer, wenn man so sagen kann, Heimatgalaxie, gemessen an den Galaxienhaufen in der Gesellschaft der Schwarzen Löcher in der Kälte des expandierenden Energie-Ballons Kosmos, lassen kaum einen Raum für einigermaßen vernünftige Argumentation etwa über das Fegefeuer, die zeitlichen Sündenstrafen und den Gott Vater mit dem Vollbart.

Und was soll eigentlich weiterleben? Das menschliche Denkvermögen, aus dem das Bewusstsein entspringt, ist nichts anderes als ein Netz chemischer Vorgänge in den Synapsen des Gehirns. Diese Vorgänge sind zwar ungemein komplex, aber nur quantitativ verschieden von denen in Computern. Soll es diese Synapsen-Chemie sein, die weiterlebt, gegebenenfalls heiliggesprochen wird?

Danach hätte das Leben überhaupt keinen Sinn. Was heißt überhaupt „Leben“? Und was „Sinn“? Ein Baum lebt, sagt man, ein Stein nicht. Wirklich nicht? Ob es ausreicht, das Leben mit Stoffwechsel gleichzusetzen, erscheint mir fraglich. Leben Atome? Die Wahrheit gilt immer nur für einzelne, abgegrenzte Aspekte und wenn man die Ausnahmen ausklammert. Wenn man also alle Zweifel einmal sein und es bei der Stoffwechsel-Definition des Lebens bewenden lässt, was hat dann das Leben für einen Sinn – außer dem Stoffwechsel? Die Fragwürdigkeit der so beliebten „Sinnsuche“ wird, meine ich, klar, wenn man bei der Betrachtung stufenweise nach unten steigt: Was für ein Sinn hat das Leben einer Kuh? Den Tafelspitz im Wurzelsud mit Apfelkren? Die Kartoffelpflanze (Solanum tuberosum L.), die ja unzweifelhaft auch lebt? Die Petersilienkartoffel, ohne die der Tafelspitz nicht vollkommen ist?

Wahrscheinlich hat das Leben an sich überhaupt keinen Sinn. Es ist durch das zufällige Zusammentreffen gewisser Umstände zuwege gekommen und hat sich durch den unumstößlichen Weltgrundsatz, dass alles Zusammengesetzte mit Gewalt dazu neigt, immer komplizierter zu werden (gilt für Lebewesen, Gemeinwesen, Kunst, Kultur, Steuer, Banken, für alles) zu dem heutigen Stand entwickelt, der nicht unbedingt der Endzustand sein muss. Allenfalls, wenn die Entstehung der Grundlagen des Lebens kein Zufall, sondern von einer, sagen wir vorsichtig, außerexistentiellen Intelligenz gewollt und vielleicht gelenkt worden ist – also grob gesprochen, Jupiter tonans den Urknall gezündet haben sollte – hat dieser Urknall den Sinn gehabt, das Leben hervorzubringen.

Ein pessimistisches Bild. Dabei ist die Frage danach, was „Sinn“ ist, noch unbeantwortet. Eine Definition ist schwierig, selbst dann, wenn man „Sinn“ mit „Zweck“ gleichsetzt, was in der Umgangslogik üblich ist. Der Zweck ist das Ziel eines Ursache setzenden Willensgefüges. Das bringt einen nicht viel weiter, denn es führt sofort zur Frage: Und was ist der Zweck des Willens? Zwecke zu erkennen und die Mittel dazu zu erstreben? „Sinn“ aber ist, jedenfalls bei den Sinnsuchern, ein feinerer Begriff und etwas vom bloßen und ordinären Zweck abgehoben. Die Sinnsucher können sich dabei freudig auf die Etymologie stützen. Während „Sinn“ ein Wort von unglaublich komplizierter Herkunft ist (Grimms Wörterbuch fasst eine ganze Spalte Ableitungen, schürft letzten Endes bis zur indogermanischen Wurzel sento –, von der sowohl „sinnen“ wie „sensus“ kommen), also ein Wort mit sozusagen 32 aristokratischen Ur-Ahnen, ist

ein „Zweck“ ein schlichtes Ästchen gewesen, ein Holznagel, der im 15. und 16. Jahrhundert die (weichere) Mitte der Zielscheibe beim Armbrustschießen bildete.

Der Mensch ist nicht oder nur kaum, und dann nur mit größter Anstrengung in der Lage, sich seinen eigenen Tod vorzustellen (das eigene Begräbnis schon). Und man sagt, der Mensch sterbe auch gar nicht aus medizinisch-physiologischen Gründen; vielmehr töte ihn der Schrecken („le halo“) über den plötzlich herantretenden Abgrund. Noch weniger aber kann sich der Mensch vorstellen, dass nicht irgendetwas von ihm nach seinem körperlichen Tod weiterlebt. … Goethe hat gesagt – nun, was hat Goethe nicht alles gesagt –, sein Geist habe einen Anspruch auf Weiterleben nach dem Tode. Die Angst vor dem Nichts stellte die Menschheit, sobald ihre Gehirnströme kompliziert genug geworden waren, um darüber nachdenken zu können, vor das Problem, sich irgendwie gegen diesen Horror vacui zu schützen. Daraus entstanden die Religionen. Zumindest diesen Wert – abgesehen von einigen ethischen Dingen – haben sie und werden sie immer behalten. Ohne Religion wird der Mensch – aufs Ganze gesehen – trübsinnig. (Man sieht die Folgen heute noch an den Menschen in den ehemals sozialistischen Ländern. Die Frage zu ventilieren, warum Lenin dem Volk sein im Grunde genommen harmloses Opium nicht gelassen hat, wäre eine andere Geschichte.)

Der Mensch geht also, ohne dass er sich das jemals bewusst eingesteht, von der Voraussetzung aus, dass er ewig lebe, und zwar nicht jenseits in irgendeinem Paradies (dies postuliert er für alle anderen), sondern leiblich, auf Erden, hier. Weil er sich eben seinen eigenen Tod nicht vorstellen kann. Und was gibt es nicht für groteske Unternehmungen, um der Sache, wenn sie schon nicht verwirklicht werden kann, näherzukommen. Da verordnen Millionäre testamentarisch, dass ihre Leichen eingefroren werden, um dann, wenn das Leiden, an dem sie gestorben sind, durch den Fortschritt der Medizin heilbar geworden ist, aufgetaut zu werden. Die Erben werden sich hüten. Allein was das für ein juristisches Durcheinander gäbe. Andere Millionäre, sonst, denke ich mir, grün vor Geiz, verstreuen Geldmassen an Institute, die irgendwelche genetischen Pillen zur Todüberwindung erfinden wollen…

Wie wäre es, wenn der Mensch leiblich unsterblich wäre? Hat sich das schon jemand ausgemalt? Die Welt bevölkert von Milliarden und Abermilliarden uralter

Greise und Greisinnen, die sich gegenseitig auf die gichtigen Füße treten. Die Hölle ist nichts dagegen. Wer unter achtzig ist, zählt zu einer verschwindenden Minderheit. Die Methusaleme türmen sich zu Pyramiden. Wäre das noch ein Leben? Nein, es wäre kein Leben.

Ein sinnvolles Leben auf Erden ist nur möglich durch das vielfach besungene Werden und Vergehen. Die Welken müssen zu Staub zerfallen und dem Neuen Platz machen.

Aber auch der subjektive Aspekt bietet Grauen: Man stelle sich sein eigenes, greisenhafter und greisenhafter werdendes Leben vor. Das Leben verzerrt zu einem Band beliebiger Zeit. Die Beliebigkeit dehnt die Existenz zur unerträglichen Langeweile. Alles schon getan, alles schon gesehen, alles schon gespürt. Und morgen wieder Haferschleim. Erst die begrenzte Lebenszeit, meine ich, zwingt den Menschen zur bewussten Existenz. Ohne das absehbare Leben gibt es kein sinnvolles solches.

Der Tod ist der Sinn des Lebens.

(Herbert Rosendorfer: Über den Sinn des Lebens, in: Rudolf Jansche, Mathias Kotowski, Rupert Lay, Herbert Rosendorfer, Stefan Schumacher: Die Sinnsuche des Menschen. Rupert Lay zum 70. Geburtstag, Ronneburger Texte, Büdingen (Ronneburger Kreis) 1999, 67-70. © Jacob Rosendorfer. Alle Rechte vorbehalten)

Herbert Rosendorfer (1934-2012) war ein deutscher Jurist und Schriftsteller. 1990 wurde er zum Professor für bayerische Literaturgeschichte ernannt. Er erhielt einige renommierte Preise, darunter 1999 den Jean-Paul-Preis, die höchste Auszeichnung für Literatur des Freistaats Bayern. Von seinen „Briefen in die chinesische Vergangenheit“ wurden mehr als zwei Millionen Exemplare verkauft.

Klugheit und Gerechtigkeit (Josef Pieper)

Klugheit und Gerechtigkeit sind enger miteinander verbunden, als es dem ersten Zusehen scheint. Gerechtigkeit, so sagten wir, sei das Vermögen wahrhaft „mit dem andern“ zu leben … Die Klugheit begründet die Möglichkeit, gut zu sein; darin gründet der hohe Rang der Klugheit. Der Rang der Gerechtigkeit aber liegt darin, dass sie die höchste und eigentlichste Form dieses Gutseins ist. …

Die Verwirklichung der Gerechtigkeit ist dem Menschen als „Gemein-Wesen“ aufgegeben. Man kann fast sagen, der Träger der Gerechtigkeit sei nicht so sehr der Einzelne, sondern das Wir … Die Bauform eines jeden Wir aber kristallisiert sich an drei Strukturlinien; und wenn diese drei Strukturen „richtig“ sind, dann kann man sagen: in diesem Wir herrscht Gerechtigkeit. Diese drei Strukturelemente sind:

Erstens die Beziehungen der Glieder untereinander; die Rechtheit dieser Beziehungen ist der Tauschgerechtigkeit (*iustitia commutativa*) zugeordnet.

Zweitens Beziehungen des Ganzen zu den Gliedern; die Rechtheit dieser Beziehungen ist bezogen auf die verteilende, die distributive Gerechtigkeit.

Drittens die Beziehungen der einzelnen Glieder zum Wir-Ganzen; die Rechtheit dieser Beziehungen entspricht der „legalen“ Gerechtigkeit…

Alle diese Dinge klingen sehr selbstverständlich, aber sie sind es keineswegs.

Die individualistische „Sozial“-Lehre zum Beispiel sieht von diesen drei tragenden nur eine, nämlich die Beziehungen der Einzelnen zueinander; der Individualismus erkennt die echte Eigenständigkeit des Wir-Ganzen nicht an, und darum gibt es auch für ihn keine eigentlichen Beziehungen der Einzelnen zum Ganzen, noch des Ganzen zu den Einzelnen. Und so ist die Tauschgerechtigkeit des vertraglichen Interessenausgleichs die einzige Form der Gerechtigkeit, die der Individualismus kennt... – Anderseits hat sich der Anti-Individualismus eine „universalistische“ Soziallehre geschaffen, die leugnet, dass es Beziehungen zwischen den Einzelnen als Einzelnen gibt, und die folgerichtig die Tauschgerechtigkeit für einen „individualistischen Un-Begriff“ erklärt. – Wie wenig solche „Schulmeinungen“ die Neigung haben, bloße „Theorie“ zu sein, zeigt die geschichtliche Erfahrung mit dem totalitären Regime; es ist ja dadurch gekennzeichnet, dass die Zwangsgewalt des Staates kaum noch „private“ Beziehungen zwischen den Einzelnen zulässt, und dass die Einzelnen einander fast nur noch „dienstlich“, das heißt als Einzelfunktionäre des Staatszweckes, gegenübertreten. – In den letzten Jahren ist auf christlicher Seite der Versuch gemacht worden, die Hinordnung des Einzelnen auf das Gemeinwohl des Wir als die tragende Strukturlinie des gemeinsamen Lebens zu erweisen und also die „legale Gerechtigkeit“ als die eigentliche Form der Gerechtigkeit hinzustellen. Zugleich wurde behauptet, dies sei die wahre Meinung der klassischen Theologie. Es ist sehr schwer diesen Versuch richtig zu beurteilen, da hier sehr wichtige und komplizierte

Unterscheidungen durchzuführen sind. Thomas von Aquin sagt …, dass das ganze sittliche Leben des Menschen auf das Gemeinwohl bezogen ist. Aber man darf folgendes nicht übersehen: Die angeführte These … ist zweigesichtig: es gibt eine echte Verpflichtung des Einzelnen auf das Gemeinwohl, und diese Verpflichtung erfasst den ganzen Menschen. Das andere Gesicht aber ist dies: Alle Tugend des Einzelnen ist für das Gemeinwohl erheblich; es ist nicht verwirklichbar, wenn nicht die einzelnen Glieder des Gemeinwesens gut sind, nicht nur im engeren Sinne gerecht, sondern „gut“, auch im Sinn persönlichster und verborgenster und sozusagen privatester Tugend.

(Aus: Josef Pieper: Über das christliche Menschenbild, München (Kösel) 1950, 31-36, im Text gekürzt, © 1937 Kösel Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH. Alle Rechte vorbehalten)

Dem Verstand trauen? (Werner Lorbeer)

„Sapere aude, incipe” (Horaz) – Wage weise zu sein, fange jetzt an! Das wäre eine genaue Übersetzung.

Unsere Zeitströmung des „Alles geht“, gekoppelt mit dem egomanen „Stehe dazu“ ist das genaue Gegenteil des abwägenden Handelns. Das abwägende, weise Handeln wird versuchen, die Reaktionsketten, die vom eigenen Handeln ausgehen, in die Entscheidung einzubeziehen und negative Reaktionsketten zu begrenzen, zu beenden oder gar zu vermeiden.

Die Kantsche Übersetzung des Spruchs „Habe Mut, dich deines Verstandes zu bedienen“ kann bestehen bleiben. Aber der Kantsche Optimismus, dass der Verstand auch die Leitmaximen des Handelns erkennen könne, hat sich nicht erfüllt. Manipuliert durch globale Marketingsysteme ökonomischen oder politischen Ursprungs wird der Verstand in die manipulierten Eckwerte eingebettet. Deshalb muss das Vertrauen auf die Vernunft in der Postmoderne ergänzt werden: „Wage, den Moden der Zeit die Stirn zu bieten, sonst bedient sich dein Verstand leicht der falschen Maßstäbe für dein Denken.“

(Aus: Werner Lorbeer: Koordinatenfrei. Gestalt ohne Zahl, Augsburg (Lech Kraft Verlag) 2013. © Eva Lorbeer)

Gelassenheit (Werner Lorbeer)

Die klassische Philosophie erkannte in der Ataraxie die höchste erstrebenswerte Lebenshaltung: Gelassenheit oder den gelassenen Lebensgenuss.

Es ist für den modernen Menschen schon überraschend, „Lebensgenuss“ mit dem Begriff „Gelassenheit“ kombiniert zu finden. Für uns ist Lebensgenuss häufig mit entnervendem Shopping, ruinösem Alkoholgenuss, scheinekstatischen Massenveranstaltungen, Markengläubigkeit, Fortschrittsglauben, Teilnahme am globalen Güteraustausch verbunden.

Wieso ist uns Gelassenheit verloren gegangen? Wieso genießen wir nicht das, was uns Erde, Evolution und kulturelles Schaffen sowieso bereithalten, sondern versuchen Lebensgenuss mühsam und mühselig neu zu definieren?

Und was könnten wir mit der Gelassenheit, mit dem gelassenen Lebensgenuss, zurückgewinnen! Es kommt auf die Reduktion der Wünsche an.

(Aus: Werner Lorbeer: Dehnung der Zeit, Augsburg (Lech Kraft Verlag) 2015. © Eva Lorbeer)

Du musst nicht bangen, Gott (Rainer Maria Rilke)

Du musst nicht bangen, Gott. Sie sagen: *mein*
zu allen Dingen, die geduldig sind.
Sie sind wie Wind, der an die Zweige streift
und sagt: *mein* Baum.

Sie merken kaum,
wie alles glüht, was ihre Hand ergreift, -
so dass sie's auch an seinem letzten Saum
nicht halten könnten ohne zu verbrennen.

Sie sagen *mein*, wie manchmal einer gern
den Fürsten Freund nennt im Gespräch mit Bauern,
wenn dieser Fürst sehr groß ist und - sehr fern.
Sie sagen *mein* von ihren fremden Mauern
und kennen gar nicht ihres Hauses Herrn.

Sie sagen *mein* und nennen das Besitz,
wenn jedes Ding sich schließt, dem sie sich nahn,
so wie ein abgeschmackter Scharlatan
vielleicht die Sonne sein nennt und den Blitz.
So sagen sie: mein Leben, meine Frau,
mein Hund, mein Kind, und wissen doch genau,
dass alles: Leben, Frau und Hund und Kind
fremde Gebilde sind, daran sie blind
mit ihren ausgestreckten Händen stoßen.
Gewissheit freilich ist das nur den Großen,
die sich nach Augen sehnen. Denn die Andern
wollens nicht hören, dass ihr armes Wandern
mit keinem Dinge rings zusammenhängt,
dass sie, von ihrer Habe fortgedrängt,
nicht anerkannt von ihrem Eigentume
das Weib so wenig *haben* wie die Blume,
die eines fremden Lebens ist für alle.

Falle nicht, Gott, aus deinem Gleichgewicht.
Auch der dich liebt und der dein Angesicht
erkennt im Dunkel, wenn er wie ein Licht
in deinem Atem schwankt, - besitzt dich nicht.
Und wenn dich einer in der Nacht erfasst,
so dass du kommen musst in sein Gebet:
Du bist der Gast,
der wieder weiter geht.

Wer kann dich halten, Gott? Denn du bist dein,
von keines Eigentümers Hand gestört,
so wie der noch nicht ausgereifte Wein,
der immer süßer wird, sich selbst gehört.

(Rainer Maria Rilke, 24.9.1901, Westerwede,
in: Das Stunden-Buch, Von der Pilgerschaft (1905))

Löwenzahn**

Eine Frau beschloss, einen Garten anzulegen. Sie bereitete den Boden vor und streute die Samen wunderschöner Blumen aus. Als die Saat aufging, wuchs auch der Löwenzahn. Die Frau versuchte mit allen möglichen Methoden, den Löwenzahn auszurotten, aber nichts half. Am Ende machte sie sich auf, um in der fernen Hauptstadt den Hofgärtner des Königs zu befragen.

Der weise alte Gärtner, der schon so manchen Park angelegt hatte, gab ihr viele Ratschläge, wie der Löwenzahn loszuwerden sei. Aber was er auch vorschlug, die Frau hatte alles schon probiert.

So saßen die beiden ratlos da, bis am Ende der Gärtner die Frau anschaute und sagte: „Wenn denn alles, was ich dir vorgeschlagen habe, nichts genützt hat, dann gibt es nur einen Ausweg: Lerne, den Löwenzahn zu lieben."

(Aus: Typisch! Kleine Geschichten für andere Zeiten, Hamburg (Andere Zeiten e.V.), 2005)

Die drei Siebe**

Eines Tages kam Kritias aufgeregt zu Sokrates: „Höre, Sokrates, ich muss dir berichten, wie dein Freund…" – „Halt ein", unterbrach ihn der Philosoph: „Hast du das, was du mir sagen willst, durch drei Siebe gesiebt?" – „Drei Siebe? Welche?", fragte Kritias verwundert. – „Ja! Drei Siebe! Das erste ist das Sieb der Wahrheit. Hast du das, was du mir berichten willst, geprüft, ob es auch wahr ist?" – „Nein, ich hörte es erzählen, und …" – „Nun, so hast du es sicher mit dem zweiten Sieb, dem Sieb der Güte, geprüft. Ist das, was du mir erzählen willst – wenn es schon nicht wahr ist – wenigstens gut?" Kritias zögerte: „Nein, das ist es eigentlich nicht. Im Gegenteil …" – „Nun", unterbrach ihn Sokrates, „so wollen wir noch das dritte Sieb nehmen, und uns fragen, ob es notwendig ist, mir das zu erzählen, was dich so zu aufzuregen scheint." – „Notwendig gerade nicht …" – „Also", lächelte der Weise, „wenn das, was du mir eben sagen wolltest, weder wahr noch gut noch notwendig ist, so lass es begraben sein und belaste weder dich noch mich damit."

(Eine Fabel über Sokrates)

„Du weißt, was du sagst“ (Wüstenväter)

Einem Ratsuchenden erklärte Abbas Matoe: „Wenn jemand über irgendeine Sache redet, dann streite nicht mit ihm. Wenn er etwas Gutes sagt, dann sprich ‚Ja‘, wenn er Schlimmes sagt, dann antworte: ‚Du weißt, was du sagst.‘ Streite nicht mit ihm über das, was er gesagt hat.“

(Aus: Daniel Hell: Leben als Geschenk und Antwort. Weisheiten der Wüstenväter, Freiburg (Herder spektrum) 2005, 67. Mit freundlicher Genehmigung der Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Breisgau ©)

Geschwisterlich*

Zwei Schwestern wohnten einst beieinander. Die jüngere war verheiratet und hatte Kinder, die ältere war unverheiratet. Die beiden arbeiteten zusammen, sie pflügten das Feld und streuten den Samen aus. Zur Ernte brachten sie das Getreide ein und teilten die Garben in zwei gleich große Stöße, für jede einen.

Als es Nacht geworden war, konnte die Ältere keine Ruhe finden: „Meine Schwester hat eine Familie, ich bin allein und ohne Kinder, sie braucht mehr Korn als ich.“ Also stand sie auf und wollte heimlich ein paar von ihren Garben zu denen ihrer Schwester legen.

Auch die Jüngere konnte nicht einschlafen. „Meine Schwester ist allein und hat keine Kinder. Wer wird in ihren alten Tagen für sie sorgen?“ Und sie stand auf, um von ihren Garben ein paar zum Stoß der älteren zu tragen.

Auf halbem Weg, mitten auf dem Feld, trafen sie einander. Da erkannte jede, wie gut es die andere mit ihr meinte. Sie ließen ihre Garben fallen und umarmten einander. Seither wird gesagt, dieser Ort ist heilig.

(Aus: Typisch! Kleine Geschichten für andere Zeiten, Hamburg (Andere Zeiten e.V.) 2005)

Biophilie und aktive Toleranz (Wolfgang Baldes)

„Die Sicherung der eigenen Welt als einer, die der der anderen überlegen ist, kann sich in der Feindlichkeit Fremden gegenüber manifestieren. Sie gründet vermutlich zumeist in Ängsten vor dem Fremden (Xenophobie), das die eigenen Selbstverständlichkeiten, die die eigene Selbstachtung sichern, infrage stellt oder stellen könnte.“ [1]

Fremdenfeindlichkeit gründet in der Angst vor dem Fremden, das die eigenen Selbstverständlichkeiten in Frage stellen könnte. Vielfalt stellt dann keine Bereicherung, sondern eine Bedrohung für das Eigene dar. Die Biophilie, die Liebe zum Leben, bezieht hingegen auch die Liebe zum anderen, zum Fremden ein.

Aktive Toleranz ist ihr Ausdruck: Ich akzeptiere nicht nur, dass du so bist, wie du bist, sondern ich will es auch. „Das Wort ‚Toleranz‘ benennt nicht nur den Begriff eines Duldens, sondern den eines Wollens. Er weiß darum, dass sich Menschsein nur erfüllt in der Begegnung mit dem Anderen und dem Anderssein. Nur in solchem Begegnen kommt das Eigene zu sich und erhält so seine Einmaligkeit, die Einmaligkeit seiner Würde und seines Wertes. Aktiver Toleranz ist es unverständlich, einen Menschen nach seiner Bekleidung zu werten. Es scheint ihr wichtiger zu sein auszumachen, was ‚in der Verpackung‘ verborgen ist, als die Verpackung. Dem Autor begegnete niemals so viel an Hilfsbereitschaft und ungeheuchelter Freundlichkeit als bei den Muslima in der Sahara südlich des Atlas-Gebirges, die eine Burka trugen, die nur die Augen frei ließ. Woher nehmen die Vertreter einer ‚westlichen Leitkultur‘ das Recht, die Verpackung für wichtiger zu halten als das, was verpackt ist?“[2]

Der marokkanische Schriftsteller Tahar Ben Jelloun hat in Gesprächen mit seiner 10-jährigen Tochter Mérièm Fremdenfeindlichkeit und Rassismus erklärt. Rassismus geht von der Überlegenheit des Eigenen aus und kann eine einander gleichberechtigte Vielfalt nicht ertragen, die oft als „Multikulti“ abgewehrt wird. Kinder erfahren aber oft schon in Kindergarten und Schule das Anderssein von anderen. Tahar Ben Jelloun wirbt in seinem mit dem „Global Tolerance Award“ der UNO ausgezeichneten Buch für die Achtung vor dem anderen. Und so sagt

---

[1] Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, © Rupert Diedrich, 464.
[2] A.a.O., 428.

er seiner Tochter: „Sieh dir in der Schule alle deine Mitschüler an, und du wirst merken, dass sie alle verschieden sind und dass diese Vielfalt etwas Schönes ist. Sie ist eine Chance für die Menschheit. Diese Schüler kommen aus ganz unterschiedlichen Welten, sie können dir Dinge geben, die du nicht hast, so wie du ihnen auch etwas geben kannst, das sie nicht kennen.“ Und er schließt mit einer biophilen Überlegung: „Wer andere Menschen achtet, würdigt dadurch das Leben in seiner ganzen Schönheit, in seinem Zauber, seiner Verschiedenheit und seiner Unerwartetheit. Und wer andere würdig behandelt, zeigt damit auch Achtung vor sich selbst.“[1]

Jolly Kunjappu: Five roses, Acryl auf Leinwand, 120 x 100 cm, 2005. © Jolly Kunjappu

[1] Tahar Ben Jelloun: Papa, was ist ein Fremder? Gespräch mit meiner Tochter, übersetzt von Christiane Kayser und illustriert on Charley Case. Mit einem Nachwort von Daniel Cohn-Bendit, Berlin (Rowohlt) 1999, 98.

Einzig … (Antoine de Saint-Exupéry)**

Da war ein blühender Rosengarten.

„Guten Tag“, sagten die Rosen.

Der kleine Prinz sah sie an. Sie glichen alle seiner Blume.

„Wer seid ihr?“ fragte er sie höchst erstaunt.

„Wir sind Rosen“, sagten die Rosen.

„Ach!“ sagte der kleine Prinz …

Und er fühlte sich sehr unglücklich. Seine Blume hatte ihm erzählt, dass sie auf der ganzen Welt einzig in ihrer Art sei. Und siehe! Da waren fünftausend davon, alle gleich, in einem einzigen Garten!

Sie wäre sehr böse, wenn sie das sähe, sagte er sich … sie würde fürchterlich husten und so tun als stürbe sie, um der Lächerlichkeit zu entgehen. Und ich müsste wohl so tun, als pflegte ich sie, denn sonst ließe sie sich wirklich sterben, um auch mich zu beschämen …

Dann sagte er sich noch: Ich glaubte, ich sei reich durch eine einzigartige Blume, und ich besitze nur eine gewöhnliche Rose. Das macht aus mir keinen sehr großen Prinzen… Und er warf sich ins Gras und weinte. …

„Ihr seid schön, aber ihr seid leer“, sagte er noch. „Man kann für euch nicht sterben. Gewiss, ein Irgendwer, der vorübergeht, könnte glauben, meine Rose ähnle euch. Aber in sich selbst ist sie wichtiger als ihr alle, da sie es ist, die ich begossen habe. Da sie es ist, die ich unter den Glassturz gestellt habe. Da sie es ist, die ich mit dem Wandschirm geschützt habe. Da sie es ist, deren Raupen ich getötet habe (außer den zwei oder drei um der Schmetterlinge willen). Da sie es ist, die ich klagen oder sich rühmen gehört habe oder auch manchmal schweigen. Da es meine Rose ist.“

Und er kam zum Fuchs zurück:

„Adieu“, sagte er.

„Adieu“, sagte der Fuchs. „Hier mein Geheimnis. Es ist ganz einfach: man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

„Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“, wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken.

„Die Zeit, die du für deine Rose verloren hast, sie macht deine Rose so wichtig.“

„Die Zeit, die ich für meine Rose verloren habe …“, sagte der kleine Prinz, um es sich zu merken.

„Die Menschen haben diese Wahrheit vergessen“, sagte der Fuchs. „Aber du darfst sie nicht vergessen. Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast. Du bist für deine Rose verantwortlich …“

„Ich bin für meine Rose verantwortlich …“, wiederholte der kleine Prinz, um es sich zu merken.

(Aus: Antoine de Saint-Exupéry: Der Kleine Prinz, ins Deutsche übertragen von Grete und Josef Leitgeb, Düsseldorf (Karl Rauch Verlag) 1975, 62-64.70-71). © 1950 und 2021 Karl Rauch Verlag, Düsseldorf)

Der Elefant, der sang (Gina Ruck-Pauquèt)*

Der Elefant hieß Kai-to. Er war winzig klein und stand unter dem Bauch seiner Mutter. Die Gräser sah er, die Blumen und die Füße der anderen Elefanten. Das war seine Welt.

Aber er war anders als die anderen Elefanten. Er sang. „Psst!“ zischte seine Mutter. „Sei still! Elefanten singen nicht!“ Da sperrte Kai-to das Lied in sich ein und schwieg.

Doch eingesperrte Lieder wollen frei sein. Als Kai-to größer wurde, trat er unter dem Bauch seiner Mutter hervor. Den Himmel sah er und den geheimnisvollen Urwald mit seinen Tieren.

Da konnte Kai-to nicht länger still sein. Er hob seine Stimme und sang. „Ruhe“, büllte die Elefantenherde. „Noch nie hat ein Elefant gesungen! Wir können nicht dulden, dass du singst!“

Der Leitelefant hatte zum Glück nichts gemerkt. Er war schon alt und hörte nicht gut. Er sah übrigens auch nicht gut. Manchmal fiel er in ein Loch und die ganze Herde stolperte hinterher. Aber sie folgte ihm trotzdem.

Tag für Tag zogen die Elefanten auf ihren Elefantenstraßen dahin. Der Leitelefant ging immer voraus. Sie tranken und fraßen und badeten.

Kai-to aber sang. Unterwegs sang er, wenn sie rasteten, und manchmal sang er sogar mit vollem Mund. Einmal geschah es, dass er nachts im Traum sang. Da wurden alle alten Elefanten böse. Die jungen Elefanten mochten Kai-to. Und sie mochten sein Lied. „Sing!“ riefen sie.

Und sie stellten sich im Kreis um ihn und lauschten.

Eines Tages jedoch hatte sich der Leitelefant die Ohren besonders gut gewaschen. Da hörte er Kai-tos Lied.

„Noch nie hat ein Elefant gesungen“, sagte er. „Also ist es verboten!“ Und er jagte Kai-to fort. Wer aber einmal aus der Herde ausgestoßen wird, darf nicht mehr zurückkehren.

Die Elefanten zogen weiter die Elefantenstraßen entlang. Kai-to folgte ihren Spuren. Manchmal sang er. Und wenn er auch traurig oder zornig klang, so war es trotzdem ein Lied.

„Kai-to singt“, sagten die Elefanten. Unruhe überkam sie. Sie klatschten mit ihren mächtigen Ohren und hoben die Rüssel gegen den Leitelefanten. Die Alten aber taten, als merkten sie nichts. Sie stellten sich taub.

„Kai-to soll wiederkommen!“ riefen die Jungen. Drohend stellten sie sich dem Leitelefanten in den Weg. „Wenn Kai-to nicht zurückkommt, gehen wir auch!“ – „Das ist noch nie geschehen“, sagte der Leitelefant. – „Denk nach!“ sagten die anderen. „Es ist Zeit!“ Der Leitelefant hatte schon lange nicht mehr nachgedacht. „Ich brauche Ruhe“, bat er. „Das ist alles noch nicht geschehen“, sagte der Leitelefant, „dass ein Elefant singt, dass man sich gegen mich stellt und dass ich denken muss.“ – „So geschieht dies alles zum ersten Mal“, sagten die Jungen. „Hol Kai-to zurück!“ – „Ich würde gegen ein Elefantengesetz verstoßen.“ – „Und?“ fragten die Jungen. – „Es ist ein altes Gesetz“, sagte der Leitelefant. – „Wenn ein Gesetz alt ist, muss es darum nicht gut sein“, riefen die jungen Elefanten. „Hol Kai-to!“ Da fügte sich der Leitelefant und er ging zu ihm. Kai-to aber, der sich bedroht fühlte, warf vorsichtshalber mit Kokosnüssen. „Wir holen dich zurück“, schrien seine Freunde. „Dich und dein Lied!“ Da freute sich Kai-to, denn es ist nicht gut, allein zu sein.

Als sie ihm einen Blumenkranz umhängen wollten, fraß er ihn auf. „Ich bin nichts Besonderes“, sagte er, „ich bin nur jung, und ich singe.“ – „Jag ihn fort!“ riefen seine Freunde und zeigten auf den Leitelefanten. – „Ich weiß, wo die Wasserlöcher sind und vieles mehr.“ – „Wir wollen miteinander gehen“, sagte Kai-to. „Du bist erfahren, und ich habe gute Augen.“

So zogen sie los. – Seit damals geschieht es öfter, dass Elefanten geboren werden, die unter dem Bauch ihrer Mütter singen.

(Aus: Gina Ruck-Pauquèt: Kai-to, der Elefant, der sang, mit Illustrationen von Monika Laimgruber, Berlin (Annette Betz Verlag, Ueberreuter Verlag) 1981. © Patrick Butz)

Das Geschenk der Meerjungfrau (Amelie Benn)*

Mitrei lebte zusammen mit seinen Eltern in einem windschiefen, reetbedeckten Häuschen am Rande eines kleinen Dorfes. Nicht weit davon entfernt gab es einen tiefen, blaugrünen See, der durch einen unterirdischen Fluss mit dem nahegelegenen Meer verbunden war. Mitrei liebte es, abends kurz vor Sonnenuntergang rund um den See spazieren zu gehen. An warmen Sommerabenden setzte er sich immer am Ufer unter eine Weide, deren lange Zweige bis hinab zum Wasser reichten und die leise raschelten, wenn eine Windbö hindurch fuhr. Für ihn gab es nichts Schöneres als still dazusitzen und den Blick über den in der Abendsonne glitzernden See schweifen zu lassen. Manchmal kam es vor, dass der Fischer des Dorfes ein Netz im Wasser auslegte, um ein paar der silberschimmernden Fische zu fangen, die im See lebten. Wenn Mitrei dies entdeckte, taten ihm die im Netz zappelnden Fischlein immer sehr leid, und er ließ sie unauffällig frei.

Eines Abends, es war kurz nach seinem achtzehnten Geburtstag, saß Mitrei wieder einmal am Ufer unter der Weide und entdeckte ein neues Fischernetz im Wasser. Er stand auf, um es besser sehen zu können, und bemerkte erleichtert, dass sich keine Fische darin befanden. Auf einmal jedoch kräuselte sich in der Mitte des Sees das Wasser und kleine Wellen schwappten ans Ufer. Nur einen Augenblick später erbebte das Fischernetz und etwas zappelte darin … etwas

Großes mit einer blau-schimmernden Schwanzflosse. Was ist das nur?, wunderte sich Mitrei. Rasch ging er zu dem Seil, mit dem das Netz am Ufer befestigt war, und zog fest daran. Aber wie sehr er es auch versuchte, er konnte das Netz nicht einholen – so schwer war das, was sich darin befand! Ohne zu zögern zog er sich Hemd und Hose aus, nahm sein Klappmesser, das er immer bei sich trug, zwischen die Zähne und sprang ins Wasser. Mit drei großen Schwimmzügen erreichte er das Netz – und traute seinen Augen kaum! Denn im Netz zappelte … eine junge Meerjungfrau! Ungläubig starrte Mitrei sie an. Als die Meerjungfrau ihn bemerkte, hörte sie auf, mit ihrer Flosse zu schlagen und sah ihn mit ihren großen, seegrün-leuchtenden Augen neugierig an. Mitrei hatte das Gefühl, als ob sie bis tief in sein Innerstes sehen konnte und sein Herz begann etwas schneller zu schlagen. Doch dann löste er seinen Blick von ihr, nahm das Messer aus seinem Mund und schnitt damit das Netz entzwei. Die Meerjungfrau nickte ihm dankbar zu, tauchte unter dem Netz hindurch und verschwand ohne einen Laut in der Tiefe des Sees. Mitrei schwamm zum Ufer zurück, zog sich wieder Hemd und Hose an und setzte sich ans Ufer. Verwundert schaute er über den nun ruhig daliegenden See. Ist das gerade wirklich passiert oder habe ich mir das nur eingebildet?, fragte er sich staunend. Kein Mensch würde ihm glauben, wenn er erzählte, dass er eine Meerjungfrau gesehen hatte! Doch noch bevor er sich weiter wundern konnte, tauchte direkt vor ihm im Wasser plötzlich wieder die Meerjungfrau auf. Ihre Flosse funkelte hell in der Sonne und in ihren Haaren glitzerten die Wassertropfen wie kleine Kristalle. Für ihn war sie das bezauberndste Wesen, das er je gesehen hatte. Sie streckte ihm mit einem strahlenden Lächeln die Hand entgegen, so als ob sie ihm etwas geben wollte. Mitrei stand auf und ging näher zu ihr, um zu sehen, was sie in der Hand hielt: Es war eine perlmuttschimmernde Muschel.

„Für dich“, sagte sie, und ihre Stimme klang bezaubernder als alles, was Mitrei je gehört hatte. „Als Dankeschön, dass du mich befreit hast. Die Muschel wird dir einen Wunsch erfüllen“, erklärte sie. „Aber nur einen einzigen“, fügte sie mit einem Augenzwinkern hinzu.

Staunend nahm Mitrei die Muschel an sich. „Ich danke dir für dieses kostbare Geschenk!“, sagte er. „Wie heißt du?“

„Ich bin Mala“, antwortete sie.

„Und mich nennt man Mitrei“, stellte er sich vor.

„Mi –trei“, wiederholte die Meerjungfrau langsam.

„Seit wann lebst du hier im See?“, wollte er wissen.

Da lachte sie fröhlich. Wie kleine silberhelle Glöckchen klang ihr Lachen.

„Wieso glaubst du, dass ich hier im See lebe?“, fragte sie heiter. „Ich bin im Meer geboren wie alle Meerjungfrauen und komme nur manchmal zu diesem See, weil das Wasser so herrlich ist hier.“

„Wie ist das Leben unter Wasser?“, fragte Mitrei neugierig. „Was für Tiere und Pflanzen gibt es da?“

Mala kicherte leise. Selbst ihr Kichern faszinierte Mitrei.

„Was du alles wissen willst!“, antwortete sie schmunzelnd. Dann begann sie, von ihrer Unterwasserwelt zu erzählen: von bunten Glitzerfischen, die zwischen dem Seegras umhersausten und Verstecken spielten, von ihrem Freund, dem Wal, mit dem sie bis tief zum Meeresgrund tauchte, von Seesternen, die fröhlich auf und ab hüpften, wenn sie sich freuten, von ihren Meerjungfrauen-Schwestern, die alle wundervoll singen konnten, von uralten Schildkröten, die es liebten, wenn sie sie am Bauch kraulte, und vom sanften Lied des Meeres.

Mitrei lauschte ihr gebannt. Wie schön sich das Leben unter Wasser anhörte! So ganz anders als das Leben an Land. Da kam ihm eine Frage in den Sinn. „Würdest du auch gerne mal an Land leben?“

Mala schaute ihn mit ihren klugen Augen lange an. Dann sagte sie: „Weißt du, Mitrei, uns Meerjungfrauen ist es schon möglich, an Land zu kommen. In klaren Vollmondnächten verwandeln sich unsere Flossen in menschliche Beine, wenn wir das wollen. Die meisten Meerjungfrauen bleiben aber lieber im Meer. Ich bin eine der wenigen, die manchmal an Land geht. Ich mag es, im Mondschein den Strand entlang zu spazieren, den Sand unter meinen Füßen zu spüren und Muscheln zu sammeln, die ans Ufer gespült wurden.“ Ihr Blick fiel auf die schimmernde Muschel in seiner Hand. „Du kannst deinen Wunsch übrigens auch jetzt gleich aussprechen, wenn du willst“, schlug sie vor und strahlte dabei übers ganze Gesicht.

Mitrei sah sie überrascht an. „Aber ich weiß doch noch gar nicht, was ich mir wünsche“, gestand er ihr.

Da lachte Mala wieder. Sie kam ganz nahe an Mitrei heran, sodass sich beinahe ihre Gesichter berührten und sagte: „Aber ich weiß es.“

Mitrei wurde ganz aufgeregt. „Ja, wirklich? Und was ist mein Wunsch?“, fragte er gespannt.

Doch statt zu antworten, lächelte Mala nur. Sie zog sich zurück, sprang in einem zauberhaften Bogen aus dem Wasser, winkte ihm zum Abschied, und tauchte wieder unter. Mit einem einzigen Schlag ihrer Flosse war sie verschwunden. Er sah noch ein letztes strahlendes Glitzern unter der Wasseroberfläche und dann war nichts mehr zu sehen.

Mitrei blieb noch eine Weile am Ufer, weil er hoffte, dass sie noch einmal auftauchen würde, aber sein Hoffen war vergebens. Nach einer Weile gab er schließlich auf und machte sich seufzend auf den Rückweg. Während er lief, betrachtete er nachdenklich die Muschel, die Mala ihm geschenkt hatte. Einen Wunsch hatte er also frei. Die Meerjungfrau wusste wohl schon, was er sich wünschen würde, aber er selbst hatte keine Ahnung. Klar, es gab vieles, das er gerne gehabt hätte: Ein neues Haus … eine abenteuerliche Reise … Wohlstand … immerwährendes Glück … Gesundheit bis ins hohe Alter für sich und die Menschen um ihn herum … Aber er konnte sich einfach nicht entscheiden und beschloss deshalb, seinen Wunsch für später aufzuheben. Schließlich wollte so etwas ja gut überlegt sein! Zuhause angekommen legte er die Muschel erstmal unter sein Kopfkissen. Er erzählte niemandem von dem Wunder, das er erlebt hatte. Aber er träumte oft von Mala, der bezaubernden Meerjungfrau. Manchmal, wenn er abends am Ufer des Sees stand, hielt er Ausschau nach ihr, aber er sah sie nicht wieder.

Was seinen Wunsch anging: Wann immer er den Drang verspürte, einen zu äußern, nahm er die Muschel in die Hand und die Worte formten sich in seinem Kopf, doch kurz bevor er ihn aussprach, begann er daran zu zweifeln, überlegte es sich anders und verwarf den Wunsch wieder.

So vergingen die Jahre. Aus Mitrei wurde ein stattlicher junger Mann, der fleißig in der Werkstatt seiner Eltern mitarbeitete. Er war freundlich, mitfühlend und hilfsbereit, und jeder im Dorf mochte ihn. Er hatte das Glück, nie krank zu sein und so ging er tagein, tagaus seiner Arbeit nach, und brachte es dadurch sogar zu etwas Wohlstand. Dadurch, dass er sehr sparsam lebte, konnte er sich nach einigen Jahren ein schönes, neues Haus in der Dorfmitte bauen, in das er mit seinen Eltern einzog. Allerdings blieb ihm immer weniger Zeit für seine abendlichen Spaziergänge. Es war nur noch selten, dass er entspannt unter der Weide

saß und auf den See blickte. Er merkte zwar, dass ihm etwas Wesentliches fehlte, aber er achtete nicht weiter darauf.

An einem herrlichen Herbsttag, an dem die Sonne goldfarben vom Himmel schien, kam ein Brief aus einem fernen Winkel der Welt für Mitrei und seine Eltern an. Mitreis Onkel war schwer krank und hatte das Bedürfnis, ihn und seine Eltern – die einzigen Verwandten – noch einmal zu sehen, bevor er starb. Mitreis Eltern fühlten sich zu alt, um die lange Reise auf sich zu nehmen und baten deshalb Mitrei, alleine zu seinem Onkel zu reisen, um ihm in seinen letzten Stunden beizustehen. Also packte Mitrei seine Sachen zusammen – darunter auch die Wunschmuschel –, nahm Abschied von allen und brach auf. Er reiste sehr, sehr lange, über hohe Berge und weite Meere, bis er schließlich die Stadt erreichte, in der der Onkel lebte. Als Mitrei bei seinem Onkel ankam, war dieser schon sehr schwach, aber seine Augen leuchteten, als er seinen Neffen sah. Mitrei blieb bei ihm, bis er für immer die Augen schloss.

Was Mitrei und seine Eltern nicht geahnt hatten: der Onkel war einer der reichsten Menschen der Stadt gewesen und hatte ihnen nun alle seine Reichtümer vererbt, sodass sie fortan ein sorgloses Leben führen konnten.

Nach dem Tod des Onkels beschloss Mitrei, weiter auf Reisen zu gehen. Er wollte sehen, was es noch alles auf der Welt gab. Und so geschah es, dass er viele Jahre lang auf Wanderschaft ging und wundersame Orte und außergewöhnliche Menschen traf. Dann und wann, wenn er alleine irgendwo unter freiem Himmel nächtigte und zu den Sternen aufsah, dachte er an die Meerjungfrau mit den seegrünen Augen. Die Erinnerung an sie war so hell und strahlend wie die Sterne über ihm. Dann kramte er die Muschel, die er immer bei sich trug, hervor und drehte sie gedankenverloren hin und her. Aber einen Wunsch äußerte er nicht.

Auf seinen Reisen erlebte Mitrei viele spannende Abenteuer und machte zahlreiche neue Erfahrungen. Irgendwann jedoch hatte er genug von der Welt gesehen und er sehnte sich nach seinem alten Zuhause zurück. Er wollte unbedingt wieder an seinen See und Spaziergänge bei Sonnenuntergang machen! Also nahm er kurzerhand das nächste Schiff, das ihn in die alte Heimat zurück brachte.

Seine Eltern waren überglücklich, ihn nach der langen Zeit endlich wieder in die Arme schließen zu können. Mitrei nahm seine abendlichen Spaziergänge um

den See wieder auf und war zufrieden mit sich und der Welt. Nur ein kleines Ziehen spürte er hin und wieder in seiner Brust, als ob ihm etwas fehlen würde, ohne zu wissen, was es genau war.

Eines Abends saß er unter der Weide am Ufer des Sees und dachte über sein bisheriges Leben nach. Vieles war ihm geschenkt worden, viel Glück hatte er gehabt, aber einiges hatte er auch selbst geschafft. Er hatte Wohlstand haben wollen – und mit der Kraft seiner eigenen Hände erreicht! Ein neues Haus zu haben war sein Ziel gewesen – und er hatte es selbst gebaut! Er hatte sich vorgestellt, wie es wäre, aufregende Reisen zu erleben – und hatte es tatsächlich möglich gemacht! Und jetzt hatte sich der Kreis geschlossen: er war wieder heimgekehrt und saß hier am See wie vor vielen, vielen Jahren. Mitrei blickte über das Wasser und erinnerte sich an die Meerjungfrau, die er hier einst aus dem Fischernetz befreit hatte. Selbst nach all der langen Zeit war ihm jedes kleinste Detail im Gedächtnis geblieben: ihre in der Abendsonne blau-funkelnde Flosse, ihr bezauberndes Lachen, der neugierige Blick aus ihren klugen, grünen Augen und … mit einem Mal wurde es ihm bewusst: Er hatte sich all die Jahre danach gesehnt, sie wiederzusehen! Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag. Schnell zog er die Muschel, die sie ihm als Dank geschenkt hatte, aus seiner Hosentasche. Ganz aufgeregt wurde er, denn jetzt wusste er genau, was er sich wünschte – was schon immer sein größter Wunsch gewesen war. Er schloss seine Hand fest um die Muschel und sagte mit klarer Stimme: „Ich wünsche mir, Mala wiederzusehen und mein Leben mit ihr zu teilen.“ Sein Herz pochte wie verrückt, während er darauf wartete, dass sich sein Wunsch erfüllte.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sich das Wasser des Sees kräuselte und direkt vor ihm die Meerjungfrau erschien.

„Mala!“, hauchte Mitrei froh.

Sie lachte ihr silberhelles Lachen. Dann blickte sie Mitrei aus ihren seegrünen Augen glücklich an. „Endlich“, sagte sie. „Ich habe lange auf dich gewartet.“

Nach ihrer nächtlichen Arbeit als Straßenlampe geht Birne tagsüber auf Abenteuer.

Birne baut einen Spielplatz (Günter Herburger)*

Birne beobachtet die Straße unter sich. Am Zeitungsstand malt ein Mädchen mit Bleistift einer Frau, die auf einer Illustrierten abgebildet ist, einen Schnurrbart. Der Zeitungsmann stürzt schimpfend aus der Bude, sagt, die Zeichnung sei eine Schweinerei. Das Mädchen antwortet, sie möchte gern ein Junge sein, deshalb habe sie dem Mädchen auf der Illustrierten einen Bart gemalt.

„Ich lasse mir nicht meine Illustrierten verschmieren“, sagt der Zeitungsmann. „Was man ist, bleibt man.“

„Ich möchte aber etwas anderes sein“, sagt das Mädchen.

„Halt den Mund und geh nach Hause“, sagt der Zeitungsmann.

Das Mädchen beginnt zu weinen. Birne ruft ihm nach, es solle nicht traurig sein, der Zeitungsmann habe unrecht. Wenn ein Mädchen gern ein Junge sein möchte, soll es doch einfach Hosen anziehen.

„Mach ich“, sagt das Mädchen. „Ich verkleide mich.“

Wer Lust hat, sagt Birne, soll sich verkleiden, zum Beispiel als Königin oder Frosch oder Indianer. Die Erwachsenen haben keine Ahnung, was man alles sein kann. Sie fürchten sich davor. Anderen Kindern, die vor Langeweile spazierengehen, rät Birne, sich ebenfalls zu verkleiden. Nach einer Stunde haben sich Indianer, Rennfahrer, Kapitäne, Weltraumfahrer, Bergsteiger, Prinzessinnen, Klavierspieler, Skifahrer, Fotografen, Bäcker, Piloten und Fensterputzer unter der Laterne versammelt.

„Was sollen wir jetzt tun“, fragen die Kinder.

„Genau das, was ihr gern macht“, sagt Birne.

„Aber wir können kein Flugzeug steuern und kein Brot backen und nicht fotografieren, weil wir zum Beispiel keine Fotoapparate haben. Und wir können nicht skifahren, weil es Sommer ist.“

„Ihr müsst ins Rathaus gehen und so lange dort bleiben, bis ihr bekommt, was ihr braucht“, sagt Birne.

Die Kinder gehen mitten auf der Straße zum Rathaus. Inzwischen sind es viele Tausend geworden. Die Autos fahren nicht mehr, die Erwachsenen stehen am Straßenrand und schimpfen, doch gegen so viele Kinder können sie nichts ausrichten.

Im Rathaus setzen sich die Kinder auf die Schreibtische, so dass die Beamten nicht mehr arbeiten können. Birne, die mit allen Birnen in den Lampen des Rathauses telefoniert, bittet sie, den Kindern zu helfen. Sobald ein Beamter ein Kind schlagen oder wegdrängen möchte, blitzt ihm die nächste Birne ins Gesicht. Die Beamten im Rathaus sind völlig ratlos, einen Kinderaufstand haben sie noch nie erlebt.

„Was wollt ihr“, fragt der Bürgermeister.

„Wir wollen spielen“, sagen die Kinder. „Wir wollen besser spielen als wir dürfen. Wir brauchen einen großen Platz, auf dem ein Flugzeug steht, auf dem es einen Berg gibt mit künstlichem Schnee und künstlichem Felsen. Fenster zum Fensterputzen müssen auch da sein, ein Backofen, Fotoapparate, Schiffe und Pflanzen für einen Garten, die man wieder herausreißen kann und trotzdem nicht kaputt gehen.“

„Das ist viel zu viel“, sagt der Bürgermeister.

„Das ist lebensnotwendig“, sagen die Kinder. „Wir brauchen Platz zum Spielen, sonst bleiben wir traurig und bekommen ein Doppelkinn und einen Bauch wie Bürgermeister. Sie haben oft schlechte Laune, weil sie als Kind zu wenig gespielt haben.“

Der Bürgermeister bekommt einen Wutanfall und will die Polizei rufen, die die Kinder aus dem Rathaus treiben soll. Sofort fliegt Birne in die Fabriken, Büros und Kaufhäuser, in denen die Eltern der Kinder arbeiten, und alarmiert sie.

„Die Polizei will eure Kinder vertreiben, weil sie einen großen Spielplatz haben wollen.“

Die Eltern streiken. Sie arbeiten nicht mehr in den Fabriken, schreiben und telefonieren nicht mehr in den Büros und kaufen und verkaufen nichts mehr in den Kaufhäusern. Alles steht still. Auch den Vögeln in der Stadt fällt die Ruhe auf, und sie glauben, aus den Häusern sei Land geworden.

„Wir brauchen einen Superspielplatz für unsere Kinder“, verlangen die Eltern, „sonst tun wir nichts mehr.“

Plötzlich geht alles leicht und einfach, weil die Direktoren der Fabriken und Kaufhäuser Angst davor haben, nichts mehr zu verdienen. Sie schenken den Eltern, was sie brauchen.

Am nächsten Tag entsteht der größte Kinderspielplatz der Welt. Aus alten Autos wird ein Berg geschichtet, in einer Betonmischmaschine kann man Karussell

fahren, in alten Stahlröhren lassen sich Nester und Bunker bauen, alte Radios darf man auseinandernehmen, und sogar ein altes Fließband läuft noch. Birne sitzt auf einer ausgefahrenen Leiter eines in die Erde eingegrabenen Feuerwehrwagens und blinkt in allen Farben vor Vergnügen.

(Aus: Günter Herburger: Birne kann alles. 26 Abenteuergeschichten für Kinder, Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag) 1974, 56-58, © Katrine Herburger)

Hans im Glück (Ein Märchen der Gebrüder Grimm)*

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient. Wie der Dienst war, so soll der Lohn sein“, und gab ihm ein Stück Gold, das so groß wie Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus.

Wie er so dahin ging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach“, sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?“ – „Ich muss ja wohl“, antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heim zu tragen: Es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mir‘s auf die Schulter.“ – „Weißt du was“, sagte der Reiter, „wir wollen tauschen: Ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen.“ - „Von Herzen gern“, sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müsst euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn‘s nun recht geschwind soll gehen, so musst du mit der Zunge schnalzen, und hopp hopp rufen.“

Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahin ritt. Über ein Weilchen fiel‘s ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in

starken Trab, und ehe sich Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich hertrieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauern: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal, wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, dass man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob‘ ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinter her gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiss. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!“ – „Nun“, sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein: Der Bauer schwang sich auf‘s Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab‘ ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir‘s doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir‘s beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab‘ ich Durst, so melk‘ ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?“ Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so dass ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen“, dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben.“ Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, dass er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein hegen hatte. „Was sind das für Streiche!“ rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben,

das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten.“ – „Ei, ei“, sprach Hans, und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibt‘s für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste.“ – „Hört, Hans“, sprach da der Metzger, „Euch zu Liebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen.“ – „Gott lohn‘ Euch Eure Freundschaft“, sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, dass er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal“, fuhr er fort, und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muss sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ – „Ja“, sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört“, fing er darauf an, „mit eurem Schwein mag‘s nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt‘s da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch mit dem Schwein erwischten: Das Geringste ist, dass Ihr in‘s finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott“, sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wisst hier herum besser Bescheid, nehmt mein Schwein da und lasst mir eure Gans.“ – „Ich muss schon etwas aufs Spiel setzen“, antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, dass Ihr in‘s Unglück geratet.“ Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort: Der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arm der Heimat zu. „Wenn ich‘s recht überlege“, sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem

Tausch: Erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen weißen Federn, die lass ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“

Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere, und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch gehts wohl, weil Ihr so lustig bei eurem Schleifen seid.“ – „ Ja“, antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?“ – „Die hab‘ ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ – „Und das Schwein?“ – „Das hab‘ ich für eine Kuh gekriegt.“ - „Und die Kuh?“ – „Die hab‘ ich für ein Pferd bekommen.“ – „Und das Pferd?“ – „Dafür hab‘ ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ – „Und das Gold?“ – „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewusst“, sprach der Schleifer. „Könnt Ihr‘s nun dahin bringen, dass Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aussteht, so habt Ihr euer Glück gemacht.“ – „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müsst ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab‘ ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?“ – „Wie könnt Ihr noch fragen“, antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“, reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun“, sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich‘s gut schlagen lässt, und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“

Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muss in einer Glückshaut geboren sein“, rief er aus. „Alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden;

auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat, auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und musste jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben. Damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er‘s, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpsten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, dass er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne dass er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich“, rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Versuch es (Wolfgang Borchert)

Stell dich mitten in den Regen,
glaub an seinen Tropfensegen
spinn dich in das Rauschen ein
und versuche gut zu sein.

Stell dich mitten in den Wind,
glaub an ihn und sei ein Kind –
lass den Sturm in dich hinein
und versuche gut zu sein.

Stell dich mitten in das Feuer,
liebe dieses Ungeheuer
in des Herzens rotem Wein –
und versuche gut zu sein!

(Wolfgang Borchert: Versuch es, aus: Das Gesamtwerk, Hamburg (Rowohlt) 1991, 268)

Wider den Geist des Habens (Erich Fromm)

Die Unterscheidung von Haben und Sein hat mich seit Jahren beeindruckt. Ich suchte ihre empirische Grundlage durch das konkrete Studium von einzelnen und von Gruppen mit Hilfe der psychoanalytischen Methode zu finden. Was ich fand, legte mir den Schluss nahe, dass diese Unterscheidung zusammen mit jener der Liebe zum Leben und der Liebe zum Toten das entscheidendste Problem der menschlichen Existenz ist; dass die empirischen Daten der Anthropologie und der Psychoanalyse darauf hindeuten, dass Haben und Sein zwei grundlegend verschiedene Formen menschlichen Erlebens sind, deren jeweilige Stärke Unterschiede zwischen den Charakteren von einzelnen und zwischen verschiedenen Typen des Gesellschafts-Charakters bestimmt.

Beispiele aus der Dichtung

Um den Unterschied zwischen der Existenzweise des Habens und der Existenzweise des Seins zu verdeutlichen, möchte ich als Beispiel zwei Gedichte ähnlichen Inhalts zitieren, die der verstorbene D. T. Suzuki in seinen Vorlesungen „Über den Zen-Buddhismus“ (1960) zitiert. Das eine ist ein Haiku von dem japanischen Dichter Basho (1644-1694), das andere stammt von einem englischen Dichter des 19. Jahrhunderts, von Tennyson. Beide beschreiben das gleiche Erlebnis: ihre Reaktionen auf eine Blume, die sie auf einem Spaziergang sehen.

Tennysons Gedicht lautet:

Blume in der geborstenen Mauer,
Ich pflücke dich aus den Mauerritzen,
mitsamt den Wurzeln halte ich dich in der Hand,
Kleine Blume – doch wenn ich verstehen könnte,
Was du mitsamt den Wurzeln und alles in allem bist,
Wüsste ich, was Gott und Mensch ist.

Bashos Haiku lautet:

Wenn ich aufmerksam schaue,
Seh ich die Nazuna
An der Hecke blühen!

Der Unterschied fällt ins Auge. Tennyson reagiert auf die Blume mit dem Wunsch, sie zu *haben.* Er pflückt sie „mitsamt den Wurzeln“. Sein Interesse an ihr führt dazu, dass er sie tötet, während er mit der intellektuellen Spekulation schließt, dass ihm die Blume eventuell dazu dienen könne, die Natur Gottes und des Menschen zu begreifen. Tennyson kann in diesem Gedicht mit dem westlichen Wissenschaftler verglichen werden, der die Wahrheit sucht, indem er das Leben zerstückelt.

Bashos Reaktion auf die Blume ist vollkommen anders. Er will sie nicht pflücken; er berührt sie nicht einmal. Er „schaut aufmerksam“, um sie zu „sehen“.

Suzuki schreibt dazu (1960, S. 1): „Wahrscheinlich ging Basho eine Landstraße entlang, als er etwas bemerkte, was unscheinbar an der Hecke stand. Er näherte sich, sah genau hin und fand, dass es nichts als eine wilde Pflanze war, die recht unbedeutend ist und für gewöhnlich von Vorübergehenden nicht beachtet wird. Es ist eine einfache Tatsache, die in dem Gedicht beschrieben wird, ohne dass dabei ein besonders poetisches Gefühl zum Ausdruck kommt, außer vielleicht in den beiden letzten Silben, die auf japanisch ‚kana‘ lauten. Diese Partikel, die häufig an ein Hauptwort, ein Adjektiv oder ein Adverb angehängt wird, drückt ein gewisses Gefühl der Bewunderung, des Lobes oder der Freude aus und kann manchmal in der Übersetzung ziemlich treffend durch ein Ausrufungszeichen wiedergegeben werden. Im vorliegenden Haiku endet der ganze Vers mit einem Ausrufungszeichen.“

Tennyson muss die Blume besitzen, um den Menschen und die Natur zu verstehen, und dadurch, dass er sie *hat,* zerstört er die Blume. Basho möchte *sehen*, er möchte die Blume nicht nur anschauen, er möchte mit ihr eins sein, sich mit ihr vereinen – und sie leben lassen.

Den Unterschied zwischen Tennyson und Basho verdeutlicht ein Gedicht von Goethe:

Gefunden

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich

Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt es brechen,
Da sagt‘ es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grubs mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ichs
Am hübschen Haus.

Und pflanzt es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Goethe geht ohne Absicht spazieren, als die leuchtende kleine Blume seine Aufmerksamkeit erregt. Er berichtet, dass er den gleichen Impuls hat wie Tennyson, nämlich die Blume zu pflücken. Aber anders als Tennyson ist er sich bewusst, dass dies ihren Tod bedeuten würde. Die Blume ist so lebendig für ihn, dass sie zu ihm spricht und ihn warnt. Er löst das Problem also anders als Tennyson und Basho. Er gräbt die Blume aus und verpflanzt sie, damit ihr Leben erhalten bleibt. Goethe steht gewissermaßen zwischen Basho und Tennyson, aber im entscheidenden Augenblick ist seine Liebe zum Leben stärker als die rein intellektuelle Neugier. Dieses schöne Gedicht drückt offensichtlich Goethes Grundeinstellung zur Erforschung der Natur aus.

Tennysons Beziehung zu der Blume ist von der Weise des Habens oder der des Besitzenwollens geprägt, wobei es nicht um materiellen Besitz, sondern um den Besitz von Wissen geht. Die Beziehung Bashos und Goethes ist von der Weise des Seins gekennzeichnet. Mit „Sein“ meine ich eine Existenzweise, in der man nichts *hat* und nichts *zu haben* begehrt, sondern voller Freude ist, seine Fähigkeiten produktiv nutzt und eins mit der Welt ist.

Goethe, der leidenschaftliche Anwalt des Lebens und Kämpfer gegen die Zerstückelung und Mechanisierung des Menschen, hat in vielen Gedichten für das

Sein und gegen das Haben Partei ergriffen und den Konflikt zwischen Haben und Sein in seinem „Faust“ dramatisch gestaltet, in dem Mephistopheles das Haben verkörpert. Es gibt ein kurzes Gedicht von ihm, das die Qualität des Seins mit unübertrefflicher Schlichtheit charakterisiert:

Eigentum

Ich weiß, dass mir nichts angehört
Als der Gedanke der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus lässt genießen.

Doch der Unterschied zwischen Sein und Haben ist nicht identisch mit dem Unterschied zwischen östlichem und westlichem Denken. Er entspricht vielmehr dem Unterschied zwischen dem Geist einer Gesellschaft, die den Menschen zum Mittelpunkt hat, und dem Geist einer Gesellschaft, die sich um Dinge dreht. Die Haben-Orientierung ist charakteristisch für Menschen der westlichen Industriegesellschaft, in welcher die Gier nach Geld, Ruhm und Macht zum beherrschenden Thema des Lebens wurde. Weniger entfremdete Gesellschaften wie die des Mittelalters oder der Zuni-Indianer oder die bestimmter afrikanischer Stämme, die noch nicht von den heutigen Ideen des „Fortschritts“ infiziert sind, haben ihre eigenen Bashos; und vielleicht werden die Japaner nach ein paar weiteren Generationen der Industrialisierung ihre eigenen Tennysons haben. Es ist nicht so, dass der westliche Mensch östliche Systeme wie den Zen-Buddhismus nicht ganz begreifen kann (wie C. G. Jung meinte), sondern dass der moderne Mensch den Geist einer Gesellschaft nicht zu begreifen vermag, die nicht auf Eigentum und Habgier aufgebaut ist. In der Tat ist Meister Eckhart ebenso schwer zu verstehen wie Basho oder Zen, doch Eckhart und der Buddhismus sind in Wirklichkeit nur zwei Dialekte der gleichen Sprache.

(Aus: Erich Fromm: Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft (1976), München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1979, 27-31. Copyright by The Literary Estate of Erich Fromm. Mit freundlicher Genehmigung des Literary Estate of Erich Fromm)

Wenn Pflanzen sprechen**

Pflanzen können nicht sprechen. Tiere vielleicht ein bisschen. Steine sicher nicht. In gewisser Weise stimmt das. Aber in mancher Hinsicht auch nicht.

Blumen können etwas erzählen über den Reichtum an Formen und Farben, über die Schönheit der Vielfalt; hohe, schlanke Tannen erzählen vom aufrechten Gang, Steine und Felsen vom Maß der Zeit und von der Ewigkeit; tiefe Schluchten und Täler erzählen von unmerklichen Veränderungen im Laufe der Zeit; die Brandung des Meeres erzählt von einer großen Kraft; die geduckten, schräg gewachsenen Bäume auf dem Berg vom Widerstand gegen Wind und Wetter.

Es ist wie beim Erlernen einer neuen Sprache. Wer übt, dem werden die Elemente der Natur verständlich.

Aufmerksam und verantwortlich**

Mit einer Freundin bummelte ich durch eine fremde Stadt. Müde geworden, erholten wir uns in einem Straßencafé. Yasmin sprudelte ihre vielen Eindrücke heraus: Der alte Mann, der auf dem Gehsteig lag und von dem man nicht recht wusste, ob er noch lebte; das bunte Stadttor mit der eigenartigen Uhr; die verschiedenen Gerüche aus den kleinen Küchen. Und dann kam die Frage:

„Ist dir das nicht aufgefallen?“

„Aufgefallen… mir… ich… nein, ich habe nichts gesehen, nichts gehört, nichts gerochen… Wie machst du das?“ fragte ich.

„Du musst einfach aufmerksam sein!“

„Und wie wird man aufmerksam?“

„Das Entscheidende ist dein Wille, aufmerksam zu sein – deine innere Haltung. Aufmerksamkeit ist Schauen, mit großer Offenheit, Dinge an sich heranzulassen – die Fähigkeit, von sich selbst ab-sehen zu können. Aufmerksamkeit braucht den Blick für das Kleine, das Detail, das Nicht-Auffällige, das Versteckte. Aufmerksam bist du letztlich erst, wenn du siehst, wann du gebraucht wirst, wo dein Einsatz gefragt ist. Aufmerksam führt zu deiner Berufung. Du handelst verantwortlich – weil du antwortest auf das, was ist.

(Beide aus: Meinrad Bumiller, Elisabeth Groß, Klaus Ritter: Wohin geht die Reise? Das andere Gebetbuch für junge Leute, München (Kösel) 1995, 39.51)

Belebt, beseelt (William Wordsworth)

Jedweder Form der Welt – ob Fels, ob Frucht, ob Blume,
Selbst losen Steinen, die den Weg bedecken,
Gab ich ein fühlend‘ Herz: Ich sah sie atmen,
Verband sie mit dem Sehnen meiner Seele.
Die große, dumpfe Masse rings umher
Durchdrang ich mit lebendigem Erspüren,
Sah, was umgab mich, ganz beseelt vom Innern,
Vom Hauch der Sinne, regungsvoller Kraft.
Was immer Liebe, Schrecken, Schönheit,
Die wechselhafte Stirn der Welt auch trug –
Ich nahm es auf, wie Wasserflächen Licht und Himmel spiegeln,
In seligem, verwandtem Mitgefühl,
Rein, unvermischt und zart wie Morgentau.

(Aus: William Wordsworth (1770-1850): The Prelude (1798/99), Buch III (Moxon-Ausgabe 1850, S. 66), übertragen aus dem Englischen von ChatGPT und Wolfgang Baldes)

Eigenständigkeit (Ralph Waldo Emerson)

Fortan, o Gott, so meine Bitte, für immer will verzichten ich
auf andrer Menschen Meinungsjoch. Leichtherzig
will ich sein, leicht wie ein Vogel leben – und mit Gott.
Ich finde ihn in meines Herzens Grunde.
Fortlaufend höre ich darinnen seine Stimme.

Die kurze Nadel weist doch stets nach Norden,
der kleinste Vogel denkt noch an sein Wort.
Und dieser weise Seher in mir irrt niemals.
Ich lehrte nie, was er mich lehrt.
Ich folg‘ ihm nur, wo recht ich handle.

(Ralph Waldo Emerson (1803-1882): Self-Reliance (Eigenständigkeit), 9.10.1832, Übertragung aus dem Amerikanischen von Wolfgang Baldes)

Die Kunst achtsam zu leben (Thich Nhat Hanh)

Eines Tages malte ich mir eine Stadt aus, in der nur noch ein Baum übrig war. Der Baum war noch immer schön, aber sehr allein mitten in der Stadt, von Gebäuden umgeben. Viele Menschen wurden krank, und die meisten Ärzte wussten nicht, wie sie die Krankheit behandeln sollten. Ein sehr guter Arzt erkannte jedoch die Gründe der Krankheit und verschrieb jedem Patienten folgendes: „Jeden Tag mit dem Bus in die Stadtmitte fahren, um den Baum anzusehen. Beim Näherkommen Ein- und Ausatmen üben; wenn Sie am Baum sind, ihn umarmen, fünfzehn Minuten ein- und ausatmen, dabei den Baum betrachten, der so grün ist, die Rinde riechen, die so gut duftet. Wenn Sie das tun, werden Sie sich in ein paar Wochen besser fühlen."

Die Menschen fühlten sich allmählich besser, aber schon sehr bald eilten so viele Leute zum Baum, dass sie in einer kilometerlangen Schlange warten mussten. Du weißt, dass die Menschen in unserer Zeit kaum Geduld haben, und so war das drei- oder vierstündige Stehen und Warten, bis man den Baum umarmen konnte, einfach zu viel, und die Menschen lehnten sich auf. Sie organisierten Demonstrationen für ein neues Gesetz, nach dem jedem nur noch fünf Minuten Baum-Umarmen gestattet waren, was natürlich die Zeit, in der eine Heilung geschehen konnte, stark einschränkte. Und schon bald wurde die Frist auf eine Minute herabgesetzt, und die Möglichkeit, von unserer Mutter geheilt zu werden, bestand nicht mehr.

Wenn wir nicht achtsam sind, können wir schon bald in diese Situation kommen. Wir müssen üben, alles, was wir tun, bewusst zu tun, wenn wir unsere Mutter Erde und auch uns selbst und unsere Kinder retten möchten. Wenn wir zum Beispiel in den Mülleimer blicken, können wir Salat, Gurken, Tomaten und Blumen sehen. Wenn wir eine Bananenschale in den Müll werfen, sind wir uns bewusst, dass wir eine Bananenschale wegwerfen und dass sie sich bald in eine Blume oder ein Gemüse verwandelt haben wird. Das genau heißt Meditation üben.

Wenn wir eine Plastiktüte auf den Müll werfen, wissen wir, dass sie sich von einer Bananenschale unterscheidet. Es wird lange dauern, bis sie zu einer Blume wird. „Wenn ich eine Plastiktüte auf den Müll werfe, weiß ich, dass ich eine Plastiktüte auf den Müll werfe." Diese Bewusstheit allein hilft uns schon, die Erde zu schützen, Frieden zu schaffen und für das Leben im gegenwärtigen

Moment und in der Zukunft etwas zu tun. Wenn wir bewusst sind, werden wir natürlich versuchen, weniger Plastiktüten zu verwenden. Das ist friedvolles Handeln, eine Art grundlegender Friedensaktion.

Wenn wir eine Wegwerfwindel mit Plastikbeschichtung in den Müll werfen, wissen wir, dass es noch länger dauern wird, bis daraus eine Blume wird, vierhundert Jahre oder noch mehr. Wir wissen, dass die Verwendung dieser Windeln nicht zum Frieden beiträgt, und so sehen wir uns nach anderen Möglichkeiten um, unser Baby zu pflegen. Wir üben das Atmen, betrachten unseren Körper, unsere Gefühle, unser Denken und seine Objekte und üben damit Frieden im gegenwärtigen Moment. Das ist achtsames Leben. …

(Aus: Thich Nhat Hanh: Ich pflanze ein Lächeln. Der Weg der Achtsamkeit, mit einem Vorwort des Dalai Lama, aus dem Englischen übertragen von Jürgen Saupe, München (Wilhelm Goldmann Taschenbuch Verlag) 1992, 128-129. © 1992 Arkana Verlag, München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH)

Allmutter Natur (Rupert Lay)

Menschen erschaffen sich ihre Welt – es ist die „Welt der Kultur“. Sie steht nicht im Gegensatz zur „Welt der Natur“, wohl aber in ihrer Vollendung. Der Schöpfer Mensch bildet seine Schöpfung ein in die Schöpfung des Vorgefundenen, der er auch seine Existenz verdankt. Diese Schöpfung ist gleichsam seine „Mutter“. Das gilt es zu erkennen, wenn es um die Eigenschöpfungen des Menschen geht. Er darf dabei niemals vergessen, woher er kommt und wohin er geht. Die Allmutter Natur bietet auch ihm den Rahmen seines eigenen Schaffens, den Rahmen seiner Kultur, den er niemals zu sprengen versuchen darf, denn er kann ihn niemals verlassen. Der Verlust der Natur bedeutet auch das Ende jeder Kultur.

(Aus: Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hrsg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, © 2023 Rupert Diedrich, S. 506f.)

„Die Wurzel aller Achtsamkeit“ (Papst Franziskus)

Immer ist es möglich, wieder die Fähigkeit zu entwickeln, aus sich heraus- und auf den anderen zuzugehen. Ohne sie erkennt man die anderen Geschöpfe nicht in ihrem Eigenwert, ist nicht daran interessiert, etwas für die anderen zu tun, und ist nicht imstande, sich Grenzen zu setzen, um das Leiden oder die Schädigung unserer Umgebung zu vermeiden. Die Grundhaltung des Sich-selbst-Überschreitens, indem man das abgeschottete Bewusstsein und die Selbstbezogenheit durchbricht, ist die Wurzel aller Achtsamkeit gegenüber den anderen und der Umwelt. … Wenn wir fähig sind den Individualismus zu überwinden, kann sich wirklich ein alternativer Lebensstil entwickeln, und eine bedeutende Veränderung in der Gesellschaft wird möglich. (Nr. 208)

Die Erziehung zur Umweltverantwortung kann verschiedene Verhaltensweisen fördern, die einen unmittelbaren und bedeutenden Einfluss auf den Umweltschutz haben, wie die Vermeidung des Gebrauchs von Plastik und Papier, die Einschränkung des Wasserverbrauchs, die Trennung der Abfälle, nur so viel zu kochen, wie man vernünftigerweise essen kann, die anderen Lebewesen sorgsam zu behandeln, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen oder ein Fahrzeug mit mehreren Personen zu teilen, Bäume zu pflanzen, unnötige Lampen auszuschalten. All das gehört zu einer großherzigen und würdigen Kreativität, die das Beste des Menschen an den Tag legt. Etwas aus tiefen Beweggründen wiederzuverwerten, anstatt es schnell wegzuwerfen, kann eine Handlung der Liebe sein, die unsere eigene Würde zum Ausdruck bringt. (Nr. 211)

Man soll nicht meinen, dass diese Bemühungen die Welt nicht verändern. Diese Handlungen verbreiten Gutes in der Gesellschaft, das über das Feststellbare hinaus immer Früchte trägt, denn sie verursachen im Schoß dieser Erde etwas Gutes, das stets dazu neigt, sich auszubreiten, manchmal unsichtbar. Außerdem gibt uns ein solches Verhalten das Gefühl der eigenen Würde zurück, führt uns zu einer größeren Lebenstiefe und schenkt uns die Erfahrung, dass das Leben in dieser Welt lebenswert ist. (Nr. 212)

(Aus: Enzyklika LAUDAO SI’ von Papst Franziskus über die Sorge für das gemeinsame Haus (2015), © 2015 Libreria Editrice Vaticana)

Mutter Erde (Jolly Kunjappu)

Ich bin eure Mutter,
eure einzige Mutter,
eure Mutter Erde.
Ich bin ein Teil dieses endlosen Universums.
Ich habe alles Leben geboren.
Ich bin sehr zerbrechlich,
gebt also bitte gut Acht
und bewahrt mich.

Es gibt kein Leben ohne mich,
alle Lebewesen sind meine Kinder.
Wir sind eine wunderschöne Familie.
Jedes Leben auf diesem Planeten Erde
hat den gleichen Wert,
es hat nur unterschiedliche Funktionen.
Nichts gehört irgendjemandem im Besonderen,
egal wie unterschiedlich man ist.
Es ist der gemeinsame Reichtum von Mutter Erde,
er gehört allem Leben.
Niemand besitzt ihn,
jeder kann ihn teilen,
es ist genug von allem da.
Das Leben kommt und geht
und verändert seine Struktur und seine Formen.
Der Wert des Lebens aber bleibt derselbe.

Wenn du mich zerstörst,
zerstörst du dich selbst;
wenn du mich achtest,
wirst du dich selbst achten,
wirst du alles Leben achten.
Du wirst Liebe, Frieden und Glück finden.
Du kannst dich auf meinen Schultern ausruhen.
Probier's aus.

Du wirst den Unterschied erkennen und fühlen,
ich bin bei dir.
Du bist nicht allein.
Wir alle werden uns an einander freuen.

(Aus: Jolly Kunjappu: Dancing To Freedom. Freedom, Peace And Future For All – Art, Music, Thoughts 2024, © Jolly Kunjappu, S. 71 (Übersetzung aus dem Englischen Wolfgang Baldes))

Ask An Answer (Jolly Kunjappu)

Viele Welten

Die Welt ist was Du denkst.
Da jedes Individuum anders denkt,
gibt es viele Welten.

Verschwinden

Niemandem gehört irgendetwas.
Wäre es anders,
würde es mit uns verschwinden,
wenn wir sterben.

Meister deines eigenen Lebens

Sei kein Sklave eines Systems
Sei ein Meister deines eigenen Lebens.

Überlegungen

Lasst uns jeden freien Moment nutzen,
um darüber nachzudenken,
wie wir auf unserem Planeten mit Frieden,
mit mehr Freude und mit Respekt
allem gegenüber leben können.

Für Leben

Ich bin gegen nichts.
Ich bin für Leben.

Werte

Bis heute zählen in der Ökonomie
nur Zahlen –
in Zukunft zählen Herzen.

(Aus: Jolly Kunjappu: Ask An Answer. Epigrams, Lyrics, Prose and Paintings. English/German, 2015, © Jolly Kunjappu, S. 15, 21, 29, 37, 49, 85)

Mein biophiler Tisch (Roland Dürre)

Das Biophilie-Prinzip kann man so definieren: „Handle und entscheide so, dass du durch dein Handeln und Entscheiden eigenes und fremdes Leben eher mehrst als minderst.“ Das ist wohlbeschrieben. Es klingt gut, weil es an Kant erinnert. Jedes Wort ist klug formuliert und wohl abgewogen.

Nur, was fühlen Sie, wenn Sie diesen Satz laut vorlesen? Sind Sie dann beglückt, beschwingt, oder fühlen Sie sich genauso wie immer? Wie geht es Ihnen, wenn Sie jetzt eine Kaffeepause machen? Können Sie dann den einfachen Satz des Biophilie-Prinzips in zwei Stunden immer noch fehlerfrei wiedergeben? Und wenn Sie heute Abend Ihrem Lebenspartner oder Ihrer -partnerin (Ihrer großen Liebe) klar machen, dass Sie sie lieben und mit ihr ein „biophiles“ Leben führen wollen? Und dann zitieren Sie Ihrer großen Liebe obigen Satz – werden Sie dann Begeisterung oder eher eine skeptische Antwort bekommen?

Kann es sein, dass wir uns dem Biophilie-Prinzip eher anders nähern müssen? Wie es ein moderner Manager tut, der kreative Werkzeuge nutzt?

Ich erinnere mich an meine Zeit als Unternehmer. Als „Manager“ wollte ich meine Mitarbeiter dazu bringen, kreativ zu sein und „innovative“ Lösungen zu finden. (Vorsicht: „Innovation“ bedeutet immer „kreative“ Zerstörung. Und Zerstörung mögen viele Menschen gar nicht).

Zu diesem Zweck habe ich viel ausprobiert. Unter anderem auch die von Rupert Lay gelehrte Technik der dialektischen Fahnenbildung. Diese beruht auf der Kunst der Dialektik. Damit feierten die von mir begleiteten Teams

überraschende Erfolge, meistens gingen wir mit großer Klarheit aus unseren Meetings raus und waren dann besser – selbst als die oft wesentlich stärkere Konkurrenz.

Die Fahnenbildung ist uralt und wurde schon in der Antike erfolgreich genutzt. Man braucht heute dazu nur ein Flip-Chart und funktionierende Stifte. Aber wir nutzten auch moderne Methoden wie Lego Serious Play (LSR). Allerdings brauchte man für LSR auch noch eine große (und teure) Schachtel mit gut sortierten Lego-Steinen. Mit LSR gelang es jedoch, die Kommunikation in schwierigen Situationen gewaltig zu verbessern und Problemlösungen rasant zu beschleunigen.

Ich erinnere mich, wie mir in einem LSR-Workshop die Aufgabe gestellt wurde, meinen drei Tischnachbarn zu erklären, mit welcher persönlicher Strategie ich komplexen Herausforderungen begegnen würde. Ich saß ratlos vor einem großen Haufen von Lego-Bausteinen und wusste nicht weiter. Bis Ky (der Moderator) zu mir kam und sagte: „Roland, schalte Deinen Verstand aus und lass Deine Hände einfach mal machen!“ Dann ging es los und keine 20 Minuten später konnte ich meinen drei Tischgefährten an einem Lego-Modell präzise erklären, wie ich mit komplexen Problemen umgehen würde.

Eines Tages begegnete mir die Biophilie. Ich wollte auch sie verstehen. Und nutzte dazu die obigen Methoden – Fahnenbildung und LSP. Beide zusammen, beide aber rein virtuell, ohne Flipchart, Stifte und Lego-Bausteine. Nur im Kopf. Zeit hatte ich genug, verbrachte ich doch Ende 2024 und zu Beginn von 2025 viele einsame Nächte in Krankenhäusern. Und so stellte ich mir die Aufgabe, einen „biophilen“ Tisch zu bauen. Einen soliden Esstisch, an dem man sich zusammensetzen kann. Alles nur in meiner Vorstellung. Also virtuell.

Und ich begann mir einen schönen Tisch vorzustellen: Der sollte aus einer Tischplatte bestehen und auf vier Beinen ruhen. Der erste Schritt war also die richtige Tischplatte zu finden. Und dann die vier Beine. Ich wollte alles zusammenschrauben und den Tisch in der Küche aufstellen. Um mich dort mit meinen Lieben zu treffen. Um dort essen, arbeiten, spielen und gemeinsam nachdenken zu können.

DIE TISCHPLATTE

Als Platte habe ich ein ganz besonderes Material gewählt. Die Tischplatte besteht aus LEBEN. Aus dem Leben, das wir lieben und nach dem wir uns sehnen. Dem Leben, an dem wir so hängen. Dem Leben, dem wir gerne einen Sinn geben möchten. Dem Leben, wegen dem ich im letzten halben Jahr Wochen in den Krankenhäusern Kalamatas und Münchens verbrachte, nur damit es mich nicht verlassen sollte.

DAS ERSTE BEIN

Als erstes Bein suchte ich mir FRIEDEN aus. FRIEDEN war meine erste Wahl. Denn die wichtigste Aufgabe ist es, uns und unsere Lieben zu ernähren. Und auch der Weizen wächst in Friedenszeiten besser als wenn Krieg herrscht. Wie sich dann auch die redliche Wirtschaft und der Wohlstand besser entwickeln können. FRIEDEN ist die Voraussetzung für alles, wir brauchen ihn wie die Luft zum Atmen. KRIEG dagegen bringt TOD, ZERSTÖRUNG und NOT. Man opfert den Wohlstand für Waffen, die Vernichtung industrialisieren. Folgen und Ursachen des Krieges sind der HASS und die HETZE.
Mit FRIEDEN haben wir zwar erst ein Bein, aber wir haben viel erreicht.
Viel mehr muss ich zu Frieden wohl nicht sagen.

DAS ZWEITE BEIN

Als zweites Bein entschied ich mich für die LIEBE. Die Liebe ist etwas Allumfassendes. Liebe umfasst die ganze Schöpfung. Also alles, was existiert. Sie beinhaltet alles, seien es Lebewesen (Menschen, Tiere, Pflanzen) oder Materie (Landschaften, Kristalle, Formen …).

Liebe beseelt die Welt. Und vertreibt die Gewalt. Und stärkt die Achtsamkeit. Denn Liebe bewirkt den Respekt vor dem Leben und der Schöpfung. Man darf (und muss) auch sich selbst lieben. Den Anderen liebt man um seiner selbst willen und wünscht ihm, dass er sich so entfalten möge, wie er es sich wünscht. Wichtige Folge der Liebe sind neben Achtsamkeit und Respekt die Bodenständigkeit und eine schöne Form von Demut. So ist die Liebe so etwas wie die „halbe Miete“ für unseren Tisch.

Jetzt haben wir schon zwei Beine. Mit denen kann der Tisch zwar noch nicht stehen. Aber FRIEDEN und LIEBE sind eine gute Voraussetzung für Vieles. Und

Frieden und Liebe können verhindern, dass hässliche Dämonen von uns Besitz ergreifen. Hass, Neid und Missgunst werden an diesem Tisch keinen Platz finden.

DAS DRITTE BEIN

Als drittes Bein suchte ich mir die FREIHEIT aus. FREIHEIT ist ein flüchtiges Gut. Man darf und kann sie nicht einsperren. Aber auf der Basis von Frieden und in Liebe kann die Freiheit so richtig gut gedeihen.

Was kann man sich mehr wünschen, als in Frieden, voller Liebe und FREI zu leben? Wenn uns das gelingt, ist das Glück schon sehr nahe!

DAS VIERTE BEIN

Eines habe ich bisher vernachlässigt:
Wir Menschen sind keine Einzelgänger. Sondern soziale Wesen. Wir leben immer in sozialen Gemeinschaften und bilden kleine und große Rudel. Die Formen können Ehen, Familien, Kommunen, Teams, Gruppen oder größere Gemeinschaften wie regionale oder politische Gebilde sein. Wir haben dazu viele Rituale geschaffen und Kultur und Zivilisation entwickelt. Unsere soziale Kreativität ging so weit, dass wir sogar eigene Sprachen, Erklärmodelle und Religionen kreiert haben.

Wir können uns sogar die ganze Welt als eine einzige große und diverse Gemeinschaft vorstellen. Was für eine schöne Utopie, dass sich alle Menschen im Frieden durch Liebe und in Freiheit vereinen und gemeinsam für ihre weitere Existenz arbeiten, anstelle sich in einem sinnlosen Verteilungskampf gegenseitig zu bekämpfen und umzubringen.

Utopien fallen leider nicht vom Himmel. Man muss sie organisieren und realisieren. Es ist schwer vorstellbar, dass die Anarchie in der Lage ist, die menschliche Ambivalenz zu lösen.

Deshalb habe ich als viertes Tischbein die DEMOKRATIE ausgewählt. Die Demokratie steht für Freiheit und ist ein genauso flüchtiges Gut. DEMOKRATIE kann uns helfen, sinnvoll zu regieren und zu administrieren. Aber wir müssen uns gegen weitere DÄMONEN wehren. Ich führe da nur Eigennutz-Priorisierung, Machtstreben und Egoismus auf.

Ich meine eine Demokratie, die nicht von Klugscheißern, Besserwissern, Recht-habern und Kleingeistern durch nie endende Diskussionen um „des Kaisers Bart“ getrieben wird, eine Demokratie, die auf unterirdische Wahlkämpfe und stupide Stimmen-Arithmetik verzichten kann. Eine Demokratie, die ihre Werte pflegt und feststellt, was der Souverän als mündiger Bürger wirklich und eigent-lich will. Das wäre sicher machbar, es gibt viel Verbesserungsbedarf. Demokra-tie kann uns dann Gleichheit und Brüderlichkeit bringen.

Und: Vielleicht entwickelt sich die ideale Demokratie letztendlich zu einer schö-nen Art von Anarchie? Denn Leben ist letzten Endes doch etwas Anarchisches.

TISCHREGEL

Mein Tisch ist fertig. Er besteht aus dem Leben und hat vier Säulen: FRIEDEN, LIEBE, FREIHEIT und DEMOKRATIE. Es ist ein schöner Tisch geworden, der an alte „Hippie-Zeiten“ vor der „Zeitenwende“ erinnert. Da, wo wir noch „Put some flowers in your hair“, „All you need is love“ oder einfach nur „Freedom!“ gesungen und von der großen und endlosen Liebe geträumt haben. Das ist lange her.

Eine wichtige Regel gibt es noch:
Wir müssen uns vor den Göttern der Neuzeit schützen. Unsere Gesellschaft hat in der Aufklärung die alten Götter wie in einem Bildersturm abgeschafft. An de-ren Stelle wurden neue Götter etabliert. Ihre Namen sind: GELD, WACHSTUM, TECHNIK und FORTSCHRITT und WISSENSCHAFT. So versachlichen wir unsere Probleme (vermeintlich lässt sich ja ALLES mit Geld, Technik und Wissenschaft lösen) – und nur zu oft gerät dabei der „personale Mensch“ unter die Räder. Die MENSCHLICHKEIT geht verloren. Und wir wundern uns, dass wir trotz gro-ßer Opfer keines unserer vielen Probleme lösen können.

Das soll und darf an meinem „biophilen Tisch“ nicht passieren!

(*Februar 2025)*

Roland Dürre, Jahrgang 1950, ist Diplom-Mathematiker, hat die Firma InterFace AG aufge-baut und geleitet, ist verheiratet und hat sieben Töchter und Söhne und vierzehn Enkel. Er schreibt auf dem www.if-blog.de.

Wenn ich stehe … (Ein Zen-Meister)**

Ein in der Meditation erfahrenen Mann wurde einmal gefragt, warum er trotz seiner vielen Beschäftigungen immer so gesammelt sein könne. Dieser sagte:
Wenn ich stehe, dann stehe ich.
Wenn ich gehe, dann gehe ich.
Wenn ich sitze, dann sitze ich.
Wenn ich esse, dann esse ich.
Wenn ich spreche, dann spreche ich.

Da fielen ihm die Fragesteller ins Wort und sagten: Das tun wir auch. Aber was machst du noch darüber hinaus?
Er sagte zu ihnen wiederum:
Wenn ich stehe, dann stehe ich.
Wenn ich gehe, dann gehe ich.
Wenn ich sitze, dann sitze ich.
Wenn ich esse, dann esse ich.
Wenn ich spreche, dann spreche ich…

Wieder sagten die Leute: Das tun wir auch.
Er aber sagte zu ihnen: Nein!
Wenn ihr sitzt, dann steht ihr schon,
wenn ihr steht, dann lauft ihr schon,
wenn ihr lauft, dann seid ich schon am Ziel.

Ein Zen-Mönch

(Aus: Rupert Lay: Ich halte die Zeit an. Ein Buch zu sich selbst zu finden, Hildesheim (Bernward Verlag) 1991, 24)

Wem das Lesebuch gefällt, der kann uns, den Herausgebern, hier über PayPal symbolisch einen Cappuccino oder ein Bier ausgeben:
https://www.paypal.com/pool/9dC61pCUED?sr=ancr
Damit können wir Nutzungsrechte für weitere Texte erwerben.

Der plötzliche Spaziergang (Franz Kafka)

Wenn man sich am Abend endgültig entschlossen zu haben scheint, zu Hause zu bleiben, den Hausrock angezogen hat, nach dem Nachtmahl beim beleuchteten Tische sitzt und jene Arbeit oder jenes Spiel vorgenommen hat, nach dessen Beendigung man gewohnheitsgemäß schlafen geht, wenn draußen ein unfreundliches Wetter ist, welches das Zuhausebleiben selbstverständlich macht, wenn man jetzt auch schon so lange bei Tisch stillgehalten hat, dass das Weggehen allgemeines Erstaunen hervorrufen müsste, wenn nun auch schon das Treppenhaus dunkel und das Haustor gesperrt ist, und wenn man nun trotz alledem in einem plötzlichen Unbehagen aufsteht, den Rock wechselt, sofort straßenmäßig angezogen erscheint, weggehen zu müssen erklärt, es nach kurzem Abschied auch tut, je nach der Schnelligkeit, mit der man die Wohnungstür zuschlägt, mehr oder weniger Ärger zu hinterlassen glaubt, wenn man sich auf der Gasse wiederfindet, mit Gliedern, die diese schon unerwartete Freiheit, die man ihnen verschafft hat, mit besonderer Beweglichkeit beantworten, wenn man durch diesen einen Entschluss alle Entschlussfähigkeit in sich gesammelt fühlt, wenn man mit größerer als der gewöhnlichen Bedeutung erkennt, dass man ja mehr Kraft als Bedürfnis hat, die schnellste Veränderung leicht zu bewirken und zu ertragen, und wenn man so die langen Gassen hinläuft, — dann ist man für diesen Abend gänzlich aus seiner Familie ausgetreten, die ins Wesenlose abschwenkt, während man selbst, ganz fest, schwarz vor Umrissenheit, hinten die Schenkel schlagend, sich zu seiner wahren Gestalt erhebt.

Verstärkt wird alles noch, wenn man zu dieser späten Abendzeit einen Freund aufsucht, um nachzusehen, wie es ihm geht.

(Franz Kafka: Der plötzliche Spaziergang, in: Betrachtung <Erzählungen>, Leipzig (Rowohlt Verlag, 1913)

„Wer mich liebt, mit dem stimmt etwas nicht“ (Paul Watzlawick)

… Schon Dostojewski machte darauf aufmerksam, dass das Bibelwort „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ wahrscheinlich andersrum zu verstehen ist – nämlich in dem Sinne, dass man den Nächsten nur dann lieben kann, wenn man sich *selbst* liebt.

Weniger elegant, dafür umso prägnanter, drückte Marx (Groucho, nicht Karl) dieselbe Idee Jahrzehnte später aus: „Es würde mir nicht im Traum einfallen, einem Klub beizutreten, der bereit wäre, jemanden wie mich als Mitglied anzunehmen.“ Wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Tiefe dieses Witzes zu ergründen, sind Sie bereits gut auf das nun Folgende vorbereitet.

Geliebt zu werden, ist auf jeden Fall mysteriös. Nachzufragen, um Klarheit zu schaffen, empfiehlt sich nicht. Bestenfalls kann es der andere Ihnen überhaupt nicht sagen; schlimmstenfalls stellt sich sein Grund als etwas heraus, das Sie selbst bisher nicht für Ihre charmanteste Eigenschaft hielten; zum Beispiel das Muttermal auf Ihrer linken Schulter. Schweigen ist da wieder einmal ganz eindeutig Gold.

Was wir daraus für unser Thema lernen können, zeichnet sich nun schon klarer ab. Nehmen Sie nicht einfach hin, was Ihnen das Leben durch Ihren (offensichtlich selbst liebenswerten) Partner bietet. Grübeln Sie. Fragen Sie sich, aber nicht ihn, warum. Denn er muss ja irgendeinen Hintergedanken haben. Und den enthüllt er Ihnen bestimmt nicht.

Menschliche Liebe ist nämlich eine Paradoxie, mit der sich schon wesentlich größere Geister herumgeschlagen haben, und auf der einige der berühmtesten Schöpfungen der Weltliteratur beruhen. Nehmen wir den folgenden Satz aus einem Brief Rousseaus an Madame d’Houdetot: „Wenn Sie mein werden, so verliere ich, eben dadurch, dass ich Sie dann besitze, Sie, die ich ehre.“ Zweimaliges Lesen hilft. Was Rousseau nämlich sagen zu wollen scheint, ist: Wer sich mir hingibt, ist *deshalb* nicht mehr geeignet, Inbegriff meiner Liebe zu sein. (Diese nur scheinbar exaltierte Auffassung ist gang und gäbe in einem wohlbekannten südlichen Lande, wo der von seiner Leidenschaft überzeugte Liebhaber die Angebetete bestürmt, ihm ihre Gunst zu schenken, und sie, sobald sie sich halt erobern lässt, verachtet – denn eine anständige Frau hätte „das“ nie getan. Im selben Lande gilt auch der – offiziell natürlich nie zugegebene – Grundsatz: Alle Frauen sind Huren, außer meiner Mutter – die war eine Heilige. Klar, denn mit der Mutter ging „es“ natürlich nicht.)

In seinem berühmten Werk „Das Sein und das Nichts“ bezeichnet Jean Paul Sartre die Liebe als einen vergeblichen Versuch, eine Freiheit als Freiheit zu besitzen. Dazu führt er aus:

„Andererseits kann er (der Liebende) sich aber auch nicht mit jener erhabenen Form von Freiheit zufriedengeben, die eine ungezwungene und freiwillige Verpflichtung ist. Wer würde sich mit einer Liebe begnügen, die sich als reine, dem Vertrauen geschworene Treue darbietet? Wem wäre es recht, wenn er hören müsste: ‚Ich liebe dich, weil ich mich freiwillig verpflichtet habe, dich zu lieben, und weil ich mein Wort nicht brechen will; ich liebe dich aus Treue zu mir selbst.‘? So verlangt der Liebende den Schwur und ist über den Schwur unglücklich. Er will von einer Freiheit geliebt werden und verlangt, dass diese Freiheit als solche nicht mehr frei sei.“ (Jean Paul Sartre: Das Sein und das Nichts, S. 471).

Mehr über diese merkwürdigen und unlösbaren Komplikationen der Liebe (und vieler anderer Formen scheinbar irrationalen Verhaltens) findet der interessierte Leser in dem Buch „Ulysses and the Sirens“ des norwegischen Philosophen Jon Elster. Doch für den Unglücklichkeitsbedarf des Anfängers mag das eben gesagte ausreichen. Der Fortgeschrittene aber gibt sich damit nicht zufrieden. Aus diesen Zusammenhängen lässt sich nämlich weiteres Kapital schlagen, das allerdings nur den Groucho Marxens unter uns zugänglich ist. Es setzt eben voraus, dass man *sich selbst* für liebensunwürdig hält. Damit ist jeder, der einen liebt, prompt diskreditiert. Denn wer einen liebt, der keine Liebe verdient, mit dessen Innenleben stimmt etwas nicht. Ein Charakterdefekt wie Masochismus, eine neurotische Bindung an eine kastrierende Mutter, eine morbide Faszination durch das Minderwertige – von dieser Art sind die Gründe, die sich als Erklärung für die Liebe des oder der Betreffenden anbieten und sie unerträglich machen. (Zur Auswahl der befriedigendsten Diagnose ist eine gewisse Kenntnis der Psychologie oder wenigstens die Teilnahme an Selbsterfahrungsgruppen von großem Wert.)

Und damit ist nicht nur das geliebte Wesen, sondern auch der Liebende selbst *und* die Liebe als solche in ihrer Schäbigkeit enthüllt. Was kann man schon mehr wünschen? …

(Aus: Paul Watzlawick: Anleitung zum Unglücklichsein, München (dtv) 1993, 97-101. © Paul Watzlawick, © Piper Verlag GmbH, München 1983)

Jolly Kunjappu: Romance at midnight, Wasserfarben auf Papier, 65 x 50 cm, 1990. © Jolly Kunjappu

Von Angesicht zu Angesicht (Daniel N. Stern)

Joey ist nun in einen kurzen, aber außergewöhnlichen Zeitabschnitt seines Lebens eingetreten. Zwischen der achten bis zwölften Lebenswoche macht seine Entwicklung einen enormen Sprung. Die Fähigkeit, in sozialen Kontakt mit anderen Menschen zu treten, beginnt sich zu entfalten: Zum ersten Mal zeigt sich bei ihm das „soziale Lächeln“. Er beginnt Laute zu bilden und hält bereits längere Zeit einen Blickkontakt aufrecht. Fast über Nacht ist aus ihm ein soziales Wesen geworden. Noch sind allerdings die ganz intensiven sozialen Interaktionen auf die allernächste Nähe beschränkt, das heißt auf den Kontakt von Angesicht zu Angesicht und auf das „Hier und Jetzt zwischen uns“. Diese intensive, unverfälschte Form seiner Beziehungen dauert etwa bis zu seinem sechsten Monat und wird alle seine künftigen Kontakte zu anderen Menschen und sein Verständnis für ihr Verhalten prägen. …

Wortlose Zwiesprache – 9.30 Uhr morgens

Joey sitzt auf dem Schoß seiner Mutter, sein Gesicht ist ihr zugewandt. Sie schaut ihn an, aber ihr Gesicht ist ausdruckslos, so als wäre sie mit ihren Gedanken ganz weit weg. Joeys Blick wandert zunächst über ihr Gesicht. Schließlich sieht er ihr in die Augen.

Ich tauche ein in die Welt ihres Gesichts. Seine Umrisse sind hier der Himmel, die Wolken und das Wasser. Ihre Lebendigkeit und ihr Schwung sind die Luft und das Licht. Meist ist es ein Aufruhr von Licht und Luft. Heute ist hier aber alles bewegungslos und trübe. Weder regen sich die gebogenen Linien in ihrem Gesicht noch seine runden Wölbungen. Ist sie fort? Wo ist sie hingegangen? Ich habe Angst. Langsam kriecht ihre Gleichgültigkeit auch in mich hinein. Ich suche in ihrem Gesicht nach etwas Lebendigem, zu dem ich Zuflucht nehmen kann. Jetzt habe ich es gefunden – es sind ihre Augen. Ihre ganze Lebendigkeit ist dort konzentriert. Es ist zugleich die weichste und die härteste Stelle dieser Welt.

Nun schauen beide einander wortlos an und verharren so für eine ganze Weile. Schließlich durchbricht Joeys Mutter die Verzauberung mit einem kleinen Lächeln. Sich rasch nach vorne beugend erwidert Joey ihr Lächeln. Nun strahlen sich beide gegenseitig an. Man könnte auch sagen: beide tauschen eine Weile wechselseitig freundlich lächelnd Blicke aus.

Die Augen ziehen mich tiefer und tiefer in eine weit entfernte Welt hinein. Ich treibe und werde von vorbeiziehenden Gedanken hin und her geschaukelt, wenn sie die Oberfläche ihres Blickes kräuseln. Ich schaue weit hinab in die Tiefe und spüre dort die kraftvolle Strömung ihrer unsichtbaren Energie. Heftig brandet sie von dort zu mir empor und zieht und zerrt an mir. Ich rufe sie zurück. Ich will unbedingt wieder ihr Gesicht sehen mit seinem lebendigen Ausdruck,

Allmählich kehrt das Leben in ihr Gesicht zurück. Meer und Wolken haben sich verwandelt. Ihre Oberfläche schimmert gleißend hell. Neue Räume öffnen sich nun – Bögen erheben sich und schweben, Flächen und Formen beginnen langsam zu tanzen. Ihr Gesicht wird zu einer leichten Brise, die mich lächelnd berührt und mich liebkost und beflügelt. Sie ist der Wind, mit dem sich meine Segel wieder füllen. Aufs Neue beginnt der Tanz in meinem Innern.

Joeys Mutter geht nun zu einer Art Spiel über. Sich zu ihm vorbeugend verzieht sie ihr Gesicht zu einem Ausdruck übertriebener Überraschung.

Nun spielen wir Fangen und sie bläst auf den See um mich herum. Das Wasser tanzt unter ihrem fächelnden Atem. Ich lasse mich auf ihren Hauch gleiten und drehe mich mit ihm um. Er erregt mich. Ich werde immer schneller. Nun treibe ich ganz allein am Rand ihres Windhauchs entlang durch meine eigenen flachen, stillen Gewässer. Noch komme ich voran, werde aber ohne ihren Atem immer langsamer. Ich rufe sie, und sie antwortet und kommt zu mir. Wieder bläst sie eine frische Brise vor mich hin und – schneller werdend – lasse ich mich erneut von ihr davontragen. Ich rufe sie – sie soll mit mir gehen und mich führen. Wir treiben uns wechselseitig an. Jeder zieht den anderen immer in Sprüngen voran. Wir hüpfen mi der tanzenden Brise zwischen uns.

Scherzend stupst sie ihre Nasenspitze an die seine und gibt dabei lustig gurrende Laute von sich. Sobald sich ihre beiden Nasen berühren, quietscht Joey vor Entzücken und kneift dabei die Augen zu. Dann lehnt sich seine Mutter wieder zurück und legt eine kleine Pause ein, um seine spannungsvolle Erwartung zu steigern.

Plötzlich dreht sich ihr Wind. Mit einem Mal kippt die Welt ihres Gesichts nach oben und neue Räume öffnen sich. Mit einer kräftig-frischen Brise kommt sie jetzt auf mich zu. Die Brise stimmt ihr eigenes anschwellendes Lied an – seine Töne berühren mich und hüllen mich ein. Geborgen in dieser wunderbaren Hülle gleite ich in schwerelosem Entzücken rasch zu ihr hin. Nun bewegt sie sich zurück und ihr Wind legt sich für eine Weile – aber nur um neue Kraft zu sammeln. Erneut jagt ein Windstoß heran. Während ich warte, dass er näher kommt, wächst die Aufregung in mir. Da ist er – er hat mich getroffen. Er lässt mich zur Seite taumeln, doch ich schnelle nach vorn und lasse mich von einer Welle schäumender Freude fortreißen.

Wieder beugt sie sich zu Joey, um ihm einen kleinen Nasenstüber zu geben, und dieses Mal verzieht sich ihr Gesicht zum Scherz noch etwas bedrohlicher als zuvor. Joey reagiert mit steigender Anspannung und Aufregung. Sein Lächeln wird starr und sein Ausdruck wechselt zwischen Freude und Angst.

Die zweite Bö vergeht und ihr Wind lässt wieder für einen Augenblick nach. Noch immer bewege ich mich mit atemloser Geschwindigkeit, doch ich taumle leicht. In der plötzlichen Windstille versuche ich, Luft zu schöpfen. Aber schon stürmt ihre nächste Bö auf mich zu, den Raum und alle Geräusche aufpeitschend. Sie hat mich erreicht – nun erfasst sie mich. Ich versuche, ihrer Gewalt

standzuhalten und mit ihr Schritt zu halten, aber sie schüttelt mich durch und durch.

Joeys Mutter scheint die Veränderung nicht bemerkt zu haben. Nach einer weiteren spannungsgeladenen Pause nähert sie sich seinem Gesicht noch ausgelassener als zuvor, wobei sie „ooooh“ macht, in anschwellender Lautstärke. Nun verdüstert sich Joeys Gesicht. Er schließt die Augen und wendet den Kopf ab.

Ich zittere, mein Körper weicht ihr aus. Einen Augenblick zögere ich. Dann drehe ich ab und wende dem Wind meinen Rücken zu.

Seine Mutter bemerkt jetzt, dass sie zu weit gegangen ist und hört mit dem Spiel auf. Einen Augenblick lang tut sie gar nichts.

Ganz allein gleite ich nun in stille Gewässer. Dieser friedliche Ort besänftigt den Aufruhr in meinem Innern. Er legt sich, ich werde ruhig und bin getröstet.

Dann flüstert sie leise mit ihm und lächelt ihn einladend an. Langsam wendet er sich ihr wieder zu.

In dieser köstlichen Ruhe streift etwas später ein weicher Hauch seitlich meinen Kopf. Er erfrischt mich und ich wende mich um. Da ist der besänftigte Himmel. Das Wasser kräuselt sich sanft unter dem lauen Lufthauch.

(aus: Daniel N. Stern: Tagebuch eines Babys. Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt (1990), München (Piper TB) 1993, 51.62-65. Aufbau durch Hg. geändert. © Nadia Bruschweiler Stern)

„Für uns Kinder ein Spiel“ (Georg Groddeck)

Ich glaube, der Unterschied zwischen uns beiden ist der, dass du gezwungen bist, die Dinge verstehen zu wollen und dass ich gezwungen bin, nicht verstehen zu wollen. Mit anderen Worten, die aus den Gedankengängen der psychoanalytischen Mode entnommen sind, ich fühle mich in der Imago des Mutterleibes mit meinem Dunkel wohl und Du willst davon fort. Bei so verschieden gerichteten Trieben geht der Unterhaltungsstoff nicht aus, und das ist eine Gewähr für die Dauer der Freundschaft. Man wird immer etwas zu disputieren haben.

So nimmst Du zum Beispiel an, dass zum Gelingen der Analyse die Vaterübertragung notwendig ist. Aber warum soll die Mutterübertragung oder die der Gespielen oder die der Milchflasche oder Klapper weniger nützlich sein? Ich habe nun einmal das Unbestimmte gern, zweifle lieber und lasse vor allem gern für mich sorgen. Deshalb ist die Erfindung des Es für mich so bequem. Ich habe das Gefühl, dass Du gern lachst, das liebe ich auch zu tun.

Warum sollen wir also das, was sich wissenschaftlich nennt, so ernst nehmen? Mir kommt es so vor, als ob die Wissenschaft in dem Moment aufhört, in dem sie in eine Regel verwandelt, ein Gesetz wird. Der Prozess des Gesetzemachens ist nach meiner Meinung in unserm Spezialfach schon so weit vorgeschritten, dass wesentliche Dinge nicht mehr von den überzeugten Analytikern entdeckt werden können, sondern nur von den Zweiflern, zu denen ich Freud, Dich und mich rechne. Freud ist durch seinen unseligen Glauben an die absolute Notwendigkeit des Taufens, der Namensgebung gehemmt, macht es aber wett durch sein Genie. Du hast davon auch genug, aber bist auf die Anerkennung eingestellt und bemerkst nicht, dass der große Hut des Erwachsenen, der dessen verdammtes Haupt umgibt, damit nur ja nichts hineinkommt oder herausgeht, für uns Kinder ein Spiel ist, Gott sei Dank ein Spiel.

(Aus: Georg Groddeck in einem Brief an Sándor Ferenczi, 12.11.1922, in: Sándor Ferenczi / Georg Groddeck: Briefwechsel 1921-1933, Frankfurt a. Main (Fischer Taschenbuch Verlag), 53f.)

Vom Kindsein (Georg Groddeck)

Die Wurzelverwandtschaft der beiden Wörter Kind und König habe ich schon früher erwähnt. Die Geschichte sowohl wie das tägliche Leben lehren deutlich, dass das Wesentliche am König Kind ist; je mehr er durch sein bloßes Dasein wirkt …, um so größer ist seine Wirkung, um so mehr ist er König. König Friedrich des Großen Wort, er sei der erste Diener des Staates, ist falsch und seine eigene Geschichte beweist, dass er erst König als Alter Fritz wurde, als er das Reden und Philosophieren aufgegeben hatte und nur noch schweigsam, wunsch- und hoffnungslos da war, als er sich innerlich zum Kindsein bekannte.

Dicht neben den Wörtern Kind – König stehen andre: Können und Kunde (Kenntnis). Die Überhebung des Erwachsenen nimmt an, das Kind könne nichts, es müsse alles erst lernen. Aber abgesehen davon, dass es den Erwachsenen in seine Dienste zwingt, was doch immerhin ein großes Können voraussetzt und was uns nur mit Mühe zuweilen gelingt, stellt es sich Probleme und löst sie mit vollendeter Genauigkeit, die wir Älteren nur kümmerlich bewältigen und die wir gering achten und in unser Unbewusstes verdrängen, weil wir sie nicht lösen können wie das Kind. … In jedem Menschen ist das Infantile, Gott sei Dank. Anders kann er nicht bestehen, viel weniger etwas leisten. Die Bedeutung eines Menschen hängt wesentlich davon ab, wieviel Kindliches, Infantiles er sich in sein späteres, langsam verdummendes Leben gerettet hat.

Was vom Können gilt, gilt auch von Kunde. Das Kind kennt viel mehr als der Erwachsene. Das Unbewusste der Wissenschaft meint das und nichts andres, wenn es den Ausdruck „Gen“ gebraucht. Denn „Gen“ ist ein naher Verwandter von Gnosis, knowledge, Erkenntnis. Ja, in den Tibetanerklöstern scheint es Menschen zu geben, die diese Kenntnisse des Kindes bewusst und erfolgreich in sich wieder auferwecken und pflegen, und die mittels dieser Kunde und Kenntnis sogenannte physiologische und psychologische Grundgesetze erschüttern, die beweisen, dass unsere Wissenschaft vom Menschen auf einem wackligen und viel zu schmalen Fundament aufgebaut ist.

(Aus: Georg Groddeck: Der Mensch als Symbol. Unmaßgebliche Meinungen über Sprache und Kunst (1933), München (Kindler Taschenbuch (Geist und Psyche)), 1976, 90f.)

Kluge Egoisten (Dalai Lama)**

Jeder von uns trägt für die gesamte Menschheit Verantwortung. Es ist an der Zeit, dass wir andere Menschen tatsächlich als Brüder und Schwestern betrachten, dass wir uns um ihr Wohlergehen kümmern, dass wir ihren Kummer, ihre Leiden lindern. Auch wenn Sie nicht vollkommen selbstlos sein können, sollten Sie nicht achtlos über die Interessen anderer Menschen hinweggehen. … Außerdem helfen Sie nicht nur anderen, wenn Sie Ihre eigensüchtigen Motive zähmen, wenn Sie Ihre Wut im Zaum halten und so weiter. Letztlich haben Sie selbst davon sehr viel mehr, als wenn Sie es nicht tun würden. Deswegen sage ich manchmal: Kluge Egoisten haben keine andere Wahl. Sie müssen sich so verhalten. Wer allerdings egoistisch ist und gleichzeitig dumm, wird nur an sich selber denken. Das wird negative Konsequenzen haben. Also: Kluge Egoisten denken an andere, helfen anderen so gut sie können – mit dem Ergebnis, dass sie selbst davon profitieren.

(Aus: Dalai Lama, Achtsamkeit, 18; zit. n.: Worte zum Leben, hg. v. N. Lechleitner, Freiburg (Herder) 1997, 201f.)

Legende von der Entstehung des Buches Taoteking (Bertolt Brecht) auf dem Weg des Laotse in die Emigration

Als er Siebzig war und war gebrechlich,
Drängte es den Lehrer doch nach Ruh,
Denn die Güte war im Lande wieder einmal schwächlich
Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu.
Und er gürtete den Schuh.

Und er packte ein, was er so brauchte:
Wenig. Doch es wurde dies und das.
So die Pfeife, die er abends immer rauchte,
Und das Büchlein, das er immer las.
Weißbrot nach dem Augenmaß.

Freute sich des Tals noch einmal und vergaß es,
Als er ins Gebirg den Weg einschlug.
Und sein Ochse freute sich des frischen Grases
Kauend, während er den Alten trug.
Denn dem ging es schnell genug.

Doch am vierten Tag im Felsgesteine
Hat ein Zöllner ihm den Weg verwehrt:
„Kostbarkeiten zu verzollen?" – „Keine."
Und der Knabe, der den Ochsen führte, sprach: „Er hat gelehrt."
Und so war auch das erklärt.

Doch der Mann in einer heitren Regung
Fragte noch: „Hat er was rausgekriegt?"
Sprach der Knabe: „Dass das weiche Wasser in Bewegung
Mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt.
Du verstehst, das Harte unterliegt."

Dass er nicht das letzte Tageslicht verlöre,
Trieb der Knabe nun den Ochsen an.
Und die drei verschwanden schon um eine schwarze Föhre.
Da kam plötzlich Fahrt in unsern Mann
Und er schrie: „He, du! Halt an!"

„Was ist das mit diesem Wasser, Alter?"
Hielt der Alte: „Interessiert es dich?"
Sprach der Mann: „Ich bin nur Zollverwalter,
Doch wer wen besiegt, das interessiert auch mich.
Wenn du's weißt, dann sprich!

Schreib mir's auf. Diktier es diesem Kinde!
So was nimmt man doch nicht mit sich fort.
Da gibt's doch Papier bei uns und Tinte
Und ein Nachtmahl gibt es auch: ich wohne dort.
Nun, ist das ein Wort?"

Über seine Schulter sah der Alte
Auf den Mann: Flickjoppe. Keine Schuh.
Und die Stirne eine einzige Falte.
Ach, kein Sieger trat da auf ihn zu.
Und er murmelte: „Auch du?"

Eine höfliche Bitte abzuschlagen
War der Alte, wie es schien, zu alt.
Denn er sagte laut: „Die etwas fragen,
Die verdienen Antwort." Sprach der Knabe: „Es wird auch schon kalt."
„Gut, ein kleiner Aufenthalt."

Und von seinem Ochsen stieg der Weise,
Sieben Tage schrieben sie zu zweit.
Und der Zöllner brachte Essen (und er fluchte nur noch leise
Mit den Schmugglern in der ganzen Zeit).
Und dann war's so weit.

Und dem Zöllner händigte der Knabe
Eines Morgens einundachtzig Sprüche[1] ein
Und mit Dank für eine kleine Reisegabe
Bogen sie um jene Föhre ins Gestein.
Sagt jetzt: kann man höflicher sein?

Aber rühmen wir nicht nur den Weisen,
Dessen Name auf dem Büchlein prangt!
Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.
Darum sei der Zöllner auch bedankt:
Er hat sie ihm abverlangt.

(Bertolt Brecht: Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration, in: Das Bertolt Brecht Buch, hg. v. Karsten Diettrich, Frankfurt (Suhrkamp) 1972, 607-609. *© 1972, Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten)*

[1] Bertolt Brecht schrieb das Gedicht 1938 in der Emigration in Dänemark. „Laotse: Tao-Te-King. Das Heilige Buch vom Weg und von der Tugend" hat 81 kurze Kapitel. Laotse ist ein legendärer chinesischer Philosoph, der im 1. Jht. v. Chr. gelebt haben soll. Mit dem Tao-Te-King (Tao heißt: Weg) wurde der Taoismus begründet. Im Folgenden gibt es einzelne Auszüge. (Anm. d. Hg.)

Von Weg und Leben – Aus dem Tao Te King (Laotse)

Die Tüchtigen nicht bevorzugen,
so macht man, dass das Volk nicht streitet.
Kostbarkeiten nicht schätzen,
so macht man, dass das Volk nicht stiehlt.
Nichts Begehrenswertes zeigen,
so macht man, dass des Volkes Herz nicht wirr wird. *(aus Kapitel 3)*

Reich und vornehm und dazu hochmütig sein:
das zieht von selbst das Unglück herbei.
Ist das Werk vollbracht, dann sich zurückziehen:
das ist des Himmels Sinn. *(aus Kapitel 9)*

Erzeugen und nicht besitzen,
wirken und nicht behalten,
mehren und nicht beherrschen:
das ist geheimes Leben. *(aus Kapitel 10)*

Wer andre kennt, ist klug.
Wer sich selber kennt, ist weise.
Wer andere besiegt, hat Kraft.
Wer sich selber besiegt, ist stark.
Wer sich durchsetzt, hat Willen.
Wer sich genügen lässt, ist reich.
Wer seinen Platz nicht verliert, hat Dauer.
Wer auch im Tode nicht untergeht, der lebt. *(Kapitel 33)*

Was du zusammendrücken willst,
das musst du erst richtig sich ausdehnen lassen.
Was du schwächen willst,
das musst du erst richtig stark werden lassen.
Was du vernichten willst,
das musst du erst richtig aufblühen lassen.
Wem du nehmen willst,
dem musst du erst richtig geben. *(aus Kapitel 36)*

Plane das Schwierige da, wo es noch leicht ist!
Tue das Große da, wo es noch klein ist!
Alles Schwere auf Erden beginnt stets als Leichtes.
Alles Große auf Erden beginnt stets als Kleines. *(aus Kapitel 63)*

Des Himmels Sinn streitet nicht
und ist doch gut im Siegen.
Er redet nicht
und findet doch gute Antwort.
Er winkt nicht,
und es kommt doch alles von selbst.
Er ist gelassen
und ist doch gut im Planen. *(aus Kapitel 73)*

Die Harten und Starken sind
Gesellen des Todes,
die Weichen und Schwachen
Gesellen des Lebens.
Darum:
Sind die Waffen stark, so siegen sie nicht.
Sind die Bäume stark, so werden sie gefällt.
Das Starke und Große ist unten.
Das Weiche und Schwache ist oben. *(aus Kapitel 76)*

Auf der ganzen Welt
gibt es nichts Weicheres und Schwächeres als das Wasser.
Und doch in der Art, wie es dem Harten zusetzt,
kommt nichts ihm gleich.
Es kann durch nichts verändert werden.
Dass Schwaches das Starke besiegt
und Weiches das Harte besiegt,
weiß jedermann auf Erden,
aber niemand vermag danach zu handeln. *(aus Kapitel 78)*

(Aus: Laotse: Tao Te King. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben, übersetzt und mit einem Kommentar von Richard Wilhelm, Jena (Eugen Diederichs Verlag) 1911)

Siddartha am Ziel (Hermann Hesse)

Anders sah er jetzt die Menschen an als früher, weniger klug, weniger stolz, dafür wärmer, dafür neugieriger, beteiligter. Wenn er Reisende der gewöhnlichen Art übersetzte, Kindermenschen, Geschäftsleute, Krieger, Weibervolk, so erschienen diese Leute ihm nicht fremd wie einst; er verstand sie, er verstand und teilte ihr nicht von Gedanken und Einsichten, sondern einzig von Trieben und Wünschen geleitetes Leben, er fühlte sich wie sie. Obwohl er nahe der Vollendung war, und an seiner letzten Wunde trug, schien ihm doch, diese Kindermenschen seien seine Brüder, ihre Eitelkeiten, Begehrlichkeiten und Lächerlichkeiten verloren das Lächerliche für ihn, wurden begreiflich, wurden liebenswert, wurden ihm sogar verehrungswürdig. Die blinde Liebe der Mutter zu ihrem Kind, den dummen, blinden Stolz eines eingebildeten Vaters auf sein einziges Söhnlein, das blinde, wilde Streben nach Schmuck und nach bewundernden Männeraugen bei einem jungen, eitlen Weibe, alle diese Triebe, alle diese Kindereien, alle diese einfachen, törichten, abere ungeheuer starken, stark lebenden, stark sich durchsetzenden Triebe und Begehrlichkeiten waren für Siddartha jetzt keine Kindereien mehr, er sah um ihretwillen die Menschen leben, sah sie um ihretwillen Unendliches leisten, Reisen tun, Kriege führen, Unendliches leiden, Unendliches ertragen, und er konnte sie dafür lieben, er sah das Leben, das Lebendige, das Unzerstörbare, das Brahman in jeder ihrer Leidenschaften, jeder ihrer Taten. Liebenswert und bewundernswert waren diese Menschen in ihrer blinden Treue, ihrer blinden Stärke und Zähigkeit. Nichts fehlte ihnen, nichts hatte der Wissende und Denker vor ihnen voraus als eine einzige Kleinigkeit, eine einzige winzige kleine Sache: das Bewusstsein, den bewussten Gedanken der Einheit alles Lebens. Und Siddartha zweifelte sogar zu mancher Stunde, ob dies Wissen, dieser Gedanke so sehr hoch zu werten, ob nicht auch er vielleicht eine Kinderei der Denkmenschen, der Denk-Kindermenschen sein möchte. In allem andern waren die Weltmenschen dem Weisen ebenbürtig, waren ihm oft weit überlegen, wie ja auch Tiere in ihrem zähen, unbeirrten Tun des Notwendigen in manchen Augenblicken den Menschen überlegen scheinen können.

Langsam blühte, langsam reifte in Siddhartha die Erkenntnis, das Wissen darum, was eigentlich Weisheit sei, was seines langen Suchens Ziel sei. Es war nichts als eine Bereitschaft der Seele, eine Fähigkeit, eine geheime Kunst, jeden

Augenblick, mitten im Leben, den Gedanken der Einheit denken, die Einheit fühlen und einatmen zu können. Langsam blühte dies in ihm auf …: Harmonie, Wissen um die ewige Vollkommenheit der Welt, Lächeln, Einheit. …

Siddartha lauschte. Er war nun ganz Lauscher, ganz ins Zuhören vertieft, ganz leer, ganz einsaugend, er fühlte, dass er nun das Lauschen zu Ende gelernt habe. Oft schon hatte er all dies gehört, diese vielen Stimmen am Fluss, heute klang es neu. Schon konnte er die vielen Stimmen nicht mehr unterscheiden, nicht frohe von weinenden, nicht kindliche von männlichen, sie gehörten alle zusammen, Klage der Sehnsucht und Lachen des Wissenden, Schrei des Zorns und Stöhnen der Sterbenden, alles war eins, alles war ineinander verwoben und verknüpft, tausendfach verschlungen. Und alles zusammen, alle Stimmen, alle Ziele, alles Sehnen, alle Leiden, alle Lust, alles Gute und Böse, alles zusammen war die Welt. Alles zusammen war der Fluss des Geschehens, war die Musik des Lebens. Und wenn Siddartha aufmerksam diesem Fluss, diesem tausendstimmigen Liede lauschte, wenn er nicht auf Leid noch auf das Lachen hörte, wenn er seine Seele nicht an irgendeine Stimme band und mit seinem Ich in sie einging, sondern alle hörte, das Ganze, die Einheit vernahm, dann bestand das große Lied der tausend Stimmen aus einem einzigen Worte, das hieß Om: die Vollendung. …

In dieser Stunde hörte Siddartha auf, mit dem Schicksal zu kämpfen, hörte auf zu leiden. Auf seinem Gesicht blühte die Heiterkeit des Wissens, dem kein Wille mehr entgegensteht, das die Vollendung kennt, das einverstanden ist mit dem Fluss des Geschehens, mit dem Strom des Lebens, voll Mitleid, voll Mitlust, dem Strömen hingegeben, der Einheit zugehörig.

(Aus: Hermann Hesse: Siddhartha (1919-1922); in: Hermann Hesse: Weg nach Innen, Frankfurt (Suhrkamp) 1973, 332-333.337.338. *© 1973 Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten)*

„Lass uns menschlich sein“ (Ludwig Wittgenstein)

Die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems. (Ist nicht dies der Grund, warum Menschen, denen der Sinn des Lebens nach langen Zweifeln klar wurde, warum diese dann nicht sagen konnten, worin dieser Sinn bestand.) *Tractatus-logico philosophicus (1921), 6.521*

Niemand kann einen Gedanken für mich denken, wie mir niemand als mich den Hut aufsetzen kann. *(1929) (S. 13)*

Was Du geleistet hast, kann Andern nicht mehr bedeuten als Dir selbst. Soviel als es Dich gekostet hat, soviel werden sie zahlen. *(1931) (S. 32)*

Spiele nicht mit den Tiefen des Andern! *(Circa 1932-1934) (S. 50)*

Lass uns menschlich sein. – *(1937) (S. 64)*

Ich sitze auf dem Leben, wie der schlechte Reiter auf dem Ross. Ich verdanke es nur der Gutmütigkeit des Pferdes, dass ich jetzt gerade nicht abgeworfen werde. *(1939-1940) (S. 74)*

Wie schwer fällt mir zu sehen, *was vor meinen Augen liegt! (1940) (S. 79)*

Die Sprache der Philosophen ist schon eine gleichsam durch zu enge Schuhe deformierte. *(1941) (S. 83)*

Wolken kann man nicht *bauen*. Und darum wird die *erträumte* Zukunft nie wahr. *(1942) (S. 84)*

Wenn die Menschen nicht manchmal Dummheiten machten, geschähe überhaupt nichts Gescheites. *(1946) (S. 99)*

Man könnte Gedanken Preise anheften. Manche kosten viel, manche wenig. Und womit zahlt man für Gedanken? Ich glaube: mit Mut. *(1946) (S. 104)*

Man vergisst immer wieder, auf den Grund zu gehen. Man setzt die Fragezeichen nicht *tief* genug. *(1947) (S. 122)*

(Aus: Ludwig Wittgenstein: Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlass, hg. v. Georg Henrik von Wright unter Mitwirkung von Heikki Nyman, Frankfurt a. M. (Suhrkamp Verlag) 1977)

„Ketzern verzeiht man nicht“ (Rupert Lay)

Ich will das Wort „Ketzer“ in diesem Buch anders gebrauchen. Es bezeichnet Menschen, die, an der Peripherie, weitab vom ideologischen Zentrum stehend, neue Antworten auf alte Fragen geben; neue Fragen stellen, die Antworten einfordern, die unangenehm, beängstigend sind und nicht konform gehen mit der allgemeinen Selbstverständlichkeit. Wer aber Selbstverständlichkeiten in Frage stellt, wirkt bedrohlich, weckt Ängste. Wir wissen heute aus Sozialphilosophie und Wissenschaftstheorie, wie solche Selbstverständlichkeiten zustande kommen und dass sie selten etwas mit Realität, dafür um so mehr mit Vorurteilen zu tun haben. Deshalb werden wir keinesfalls in naivem Vertrauen auf die menschliche Vernunft zu dem Schluss kommen, die Ketzerei müsste eigentlich eine sozial anerkannte, weil doch enorm wichtige Sache sein. Wir vergessen nicht, dass das Bewahren von Sicherheiten zu allen Zeiten für Menschen ein sehr viel stärkerer Motivator war und ist als das Erkennen von Wahrheit. Die Suche nach Wahrheit wird vielmehr fast immer deformiert zu einer Technik, Sicherheiten zu verstärken. Und Ketzer trampeln nun einmal im Porzellanladen der Selbstverständlichkeiten und Sicherheiten herum, in dem Menschen die Antworten auf existentielle Fragen einzukaufen gewohnt sind. Und das ist unverzeihlich. Ketzern verzeiht man nicht. …

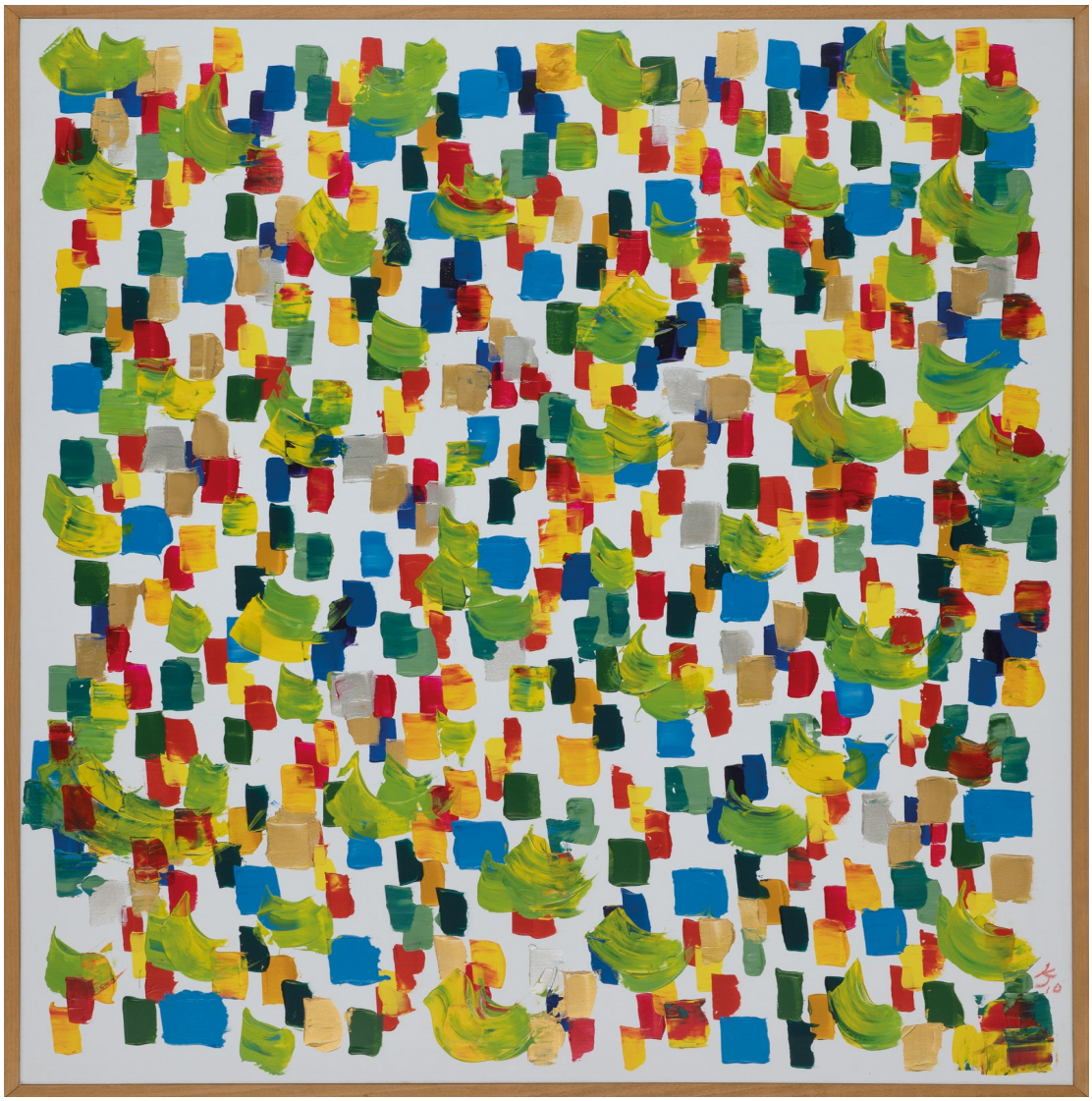
Ketzer sind lebensnotwendig für eine Gesellschaft, die nicht in sich erstarren oder sich ins Getto der Selbstgenügsamkeit zurückziehen will.

(Aus: Rupert Lay: Die Ketzer. Von Roger Bacon bis Teilhard, München/Wien (Albert Langen – Georg Müller Verlag) 1981, 8f. Mit freundlicher Genehmigung der Langen Müller Verlag GmbH, München ©)

Fertigkeiten wieder verlernen (Georg Christoph Lichtenberg)

Die Erfindung der wichtigsten Wahrheiten hängt von einer feinen Abstraktion ab, und unser gemeines Leben ist eine ständige Bestrebung uns zu derselben unfähig zu machen, alle Fertigkeiten, Angewohnheiten, Routine, bei einem mehr als bei dem andern, und die Beschäftigung der Philosophen ist es, diese kleinen blinden Fertigkeiten, die wir durch Beobachtungen von Kindheit an uns erworben haben, wieder zu verlernen.

(Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher, Heft A, 11, zit. n. Schriften und Briefe, Erster Band, München (Carl Hanser Verlag) 1968, 11)



Jolly Kunjappu: Two violins for Bach, Acryl auf Leinwand, 120 x 100 cm, 2010. © Jolly Kunjappu

Eine philosophische Skizze (Rupert Lay)

Selbstverständlichkeiten sind Strukturelemente psychischer und sozialer Systeme, von ihnen beziehen sie ihre Identität, ihre moralischen und rechtlichen Normen. Sie infrage zu stellen wird als Infragestellung des psychischen und/oder sozialen Systems in aller Regel abgewehrt. Am Zutreffen psychischer und sozialer Vorgaben zweifeln einzelne Menschen wie auch die Mehrheit der Menschen eines sozialen Systems nicht mehr sinnvoll (und können oft auch nicht mehr daran zweifeln), um so ihre Identität zu bewahren. Diese Selbstverständlichkeiten sind Strukturelemente der menschlichen Psyche ohne die kollektiven oder kollektivierten, oft unausgesprochenen Vorgaben jedes auf einige Zeitdauer angelegten sozialen Systems. Sie seien „Elemente des Allgemeinen Bewusstseins“ genannt und werden zu eigenen Selbstverständlichkeiten – in dem Maße, wie ein Mensch sich mit den Vorgaben eines sozialen Systems identifiziert (Identifikation mit seinen Strukturen und Funktionen, die als „Werte“ introjiziert werden), dem zuzugehören er sich weitgehend durch Schicksal vorgegeben erfährt.

Der Versuch, eine Antwort zu finden auf die Frage, warum sich Menschen im Kerker ihrer Selbstverständlichkeiten wohlbefinden und sich bedroht fühlen, wenn diese Monade einmal einen Blick zulässt durch ihre Fenster, um ein Anderes zu erspähen, oder wenn gar die Forderung ergeht, sich eine Tür zu suchen, um eine Chance zu sehen, im Draußen neues Land zu entdecken, ist eines der Rätsel des Menschseins. Doch es gibt Ausnahmen von dieser Regel: Menschen wagen nicht nur einen Blick nach draußen, sondern tasten sich jenseits ihrer Mauern durch eine Tür ins Freie. Solche Menschen sind selten, doch sie haben jenseits der Selbstverständlichkeiten ihrer Zeit auch anderen den Blick auf einen neuen Horizont eröffnet, der nicht an den Mauern ihres Käfigs endet. …

Diese (auch zur Diskussion gestellten) Gedanken sind Anfänge einer Philosophie des Sich-Ereignens, nicht des Seins oder des Sollens. Sie beanspruchen nicht etwa „wahre Aussagen“ zu erzeugen, es sei denn, man verstünde Wahrheit als etwas, das geschieht, sich ereignet. Auch soll der Entwurf einer Ethik, der in keiner auf Praxis angelegten Philosophie fehlen darf, nicht ein Sollen (oder gar ein Müssen) vorstellen, sondern ein Geschehen. Wahrheit und Ethik werden also verstanden werden, mit der Chance des Scheiterns, als etwas, das im menschlichen Miteinander geschieht. Eine Philosophie des Sich-Ereignens wird einige Aspekte philosophischen Denkens in die Vorgaben ihres Interesses rücken, die gelegentlich weniger intensiv bedacht wurden:

Dem Anspruch, im Ereigneten zu denken und jedes Wollen und Entscheiden als ein Sich-Ereignen zu verstehen, wird nur[1] eine Philosophie des Konstruktivismus gerecht, denn Konstrukte, die sich Menschen machen, sind handlungsleitende und Handlung geleitende Konstrukte. Sie bestimmen jene Wirklichkeiten, innerhalb derer sich sein Leben von einem Augenblick zum anderen ereignet; so benennen die Menge aller Sachverhalte, die Strukturen und Funktionen des Erkennens und dessen kreative Verarbeitung und Interpretationen des Erkannten *Wirklichkeit*. Und die Welt, welche die Affektionen der Sinne erzeugt und in die hinein alles Entscheiden wirkt, obwohl deren Sachverhalte unabhängig von allem Erkennen und Werten des Erkannten bestehen, benennen sie *Realitä*t.

Diese Unterscheidung fordert, die Sachverhalte des Wirklichen und die des Realen zu unterscheiden, obschon ihnen beiden gemein ist, dass sie sich ereignen. Das Entscheiden eines Menschen spiegelt seine Wirklichkeiten wider, aber es verändert Realität.

Wirklichkeiten müssen deshalb verantwortet werden, insofern und insoweit sie handlungsrelevant sind oder werden können. Wirklichkeiten liegen dem Handeln voraus. Die dem Handeln folgende Realität ist Zukunft des Handelns. Aber in dieser Zukunft allein kann sich Handeln als vor dem absoluten Anspruch des Humanen rechtfertigen. Jedes Sich-Ereignen verweist auf sein Zukünftig und findet allein in ihm sein Recht.

Alles, was ist, ist nur, weil und insofern es sich ereignet. Nur das Sich-Ereignende hat Bedeutung. Es ereignet sich stets in Gegenwart. Etwas, das niemals in Gegenwart geschah, ist ohne Bedeutung. Es deutet auf nichts anders als auf sich selbst.

(Aus: Rupert Lay: Im Kerker des Selbstverständlichen. Ein Befreiungsversuch (2017), hg. v. Wolfgang Baldes, 5. erweiterte Auflage 2025, S. 227-228, © 2023 Rupert Diedrich)

---

[1] Da jede Philosophie das Denken ihres Urhebers widerspiegelt und damit und insofern ein Individualkonstrukt repräsentiert, gibt es auch ebenso viele Konstruktivismen wie es Konstruktivisten gibt. Das hier Vorgestellte beansprucht also keineswegs irgendeine allgemeine Gültigkeit. Es will dem Leser nur Anregungen geben, seine eigene Philosophie zu entdecken, die meist unausgesprochen und in der Regel völlig unbewusst sein Erkennen, sein Denken, sein Entscheiden und Handeln bestimmt. Sie ist Teil seiner Identität – einer Identität, die allein seine Einzigkeit und damit seine Würde begründet.

Die uns lieben, lassen uns unseren eigenen Weg finden (F. Perls)

I do my thing and you do your thing.
I am not in this world to live up to your expectations,
And you are not in this world to live up to mine.
You are you, and I am I,
and if by chance we find each other, it's beautiful.
If not, it can't be helped.

Ich lebe mein Leben, und du lebst dein Leben.
Ich bin nicht auf der Welt, um deine Erwartungen zu erfüllen,
und du bist nicht auf der Welt, um meine Erwartungen zu erfüllen.
Du bist du, und ich bin ich.
Und wenn wir einander begegnen, ist es schön.
Wenn nicht, so kann man es nicht ändern.

(Fritz Perls: „Gestalt Therapy Verbatim“, 1969)

Wenn… (Rudyard Kipling)**

Wenn du den Kopf behältst, wo alle ihn verlieren
und dich dafür beschuldigen;
wenn du dir selbst noch traust, wo alle an dir zweifeln,
den Zweifel ihnen aber auch erlaubst;
wenn du noch warten kannst und dabei nicht ermüdest,
belogen wirst und’s nicht mit Lügen treibst,
gehasst wirst und dem Hass nicht nachgibst,
und nicht zu gut erscheinen magst noch zu schlau sprichst;

wenn du noch träumen kannst
und dabei nicht zum Träumer wirst;
wenn du noch denken kannst –
und die Gedanken nicht erstrebst;

wenn du den Umgang pflegst mit Triumph und Disaster,
und diese beiden Wichtigtuer gleich behandelst;
wenn du ertragen kannst, dass deine ausgesprochne Wahrheit
verdreht von Schurken wird zu Fallen für die Toren,
du sehen musst, wie Dinge,
denen du dein Leben gabst, zerbrechen;
wenn du dich bückst,
um sie mit altem Werkzeug wieder aufzubauen;

wenn du Gewinne anhäufst
und alles auf dieselbe Karte setzt,
verlierst, und wieder neu den Anfang wagst,
und nie ein Wort über den Verlust verschwendest;
Wenn du dein Herz, die Nerven und die Sehnen zwingst,
zu dienen dir, auch wenn sie lang schon kalt sind,
du durchhältst, wenn schon nichts mehr in dir ist,
außer dem Willen, der zu ihnen sagt: 'Halt' durch!';

wenn du mit Menschenmassen reden
und Tugend dir bewahren kannst,
mit Königen wandelst –
und dabei nicht verlierst, was allen dich verbindet;
wenn weder Feind noch liebevoller Freund dir wehtun können,
wenn alle Menschen auf dich zählen, keiner doch zu viel;
wenn du die unversöhnliche Minute füllen kannst
mit einem Wert von sechzig Sekunden Dauer,

dann ist die Erde dein, mein Sohn, und alles auf ihr,
und – was noch mehr ist – du wirst sein: ein Mensch!

„If –“ (Wenn…) ist ein Gedicht des englischen Schriftstellers und Dichters Rudyard Kipling (1865-1936). Er schrieb es 1895; erstmals veröffentlicht wurde es 1910 in der Gedichtsammlung „Rewards and Fairies“. Die Übertragung stammt von Wolfgang Baldes.

Besser oder besser dran (Peter Maurin)**

Der aus Frankreich stammende Journalist Peter Maurin (1877-1949) gründete in den USA zusammen mit Dorothy Day die Sozialbewegung „Catholic Worker". Er schrieb aphorismenartige Gedichte, die zunächst in der gleichnamigen Zeitung und später in seinem Buch mit dem Titel „Easy Essays" veröffentlicht wurden. Hier das Gedicht „Besser oder besser dran" (Better Or Better Off) in der Übersetzung von Wolfgang Baldes.

Die Welt wäre besser dran,
wenn die Menschen versuchten
besser zu werden.

Und die Menschen würden
besser werden,
wenn sie aufhören würden zu versuchen
besser dran zu sein.

Denn wenn jeder versucht
besser dran zu sein,
ist niemand besser dran.

Aber wenn jeder versucht
besser zu werden,
ist jeder besser dran.

Jeder wäre reich,
wenn niemand versuchte,
reicher zu werden.

Und niemand wäre arm,
wenn jeder versuchte
der Ärmste zu sein.

Und jeder wäre,
was er sein sollte,
wenn jeder das zu sein versuchte,
von dem er will,
dass es der andere sein soll.

Warum Sie gegenüber Autoritäten respektlos sein sollten (R.Dobelli)

Das erste Buch der *Bibel* macht deutlich, was passiert, wenn man der großen Autorität nicht mehr gehorcht: Man wird aus dem Paradies vertrieben. Das wollen uns auch die kleinen Autoritäten glauben machen – die Politexperten, Wissenschaftler, Ärzte, CEOs, Ökonomen, Regierungschefs, Sportkommentatoren, Unternehmensberater und Börsengurus.

Autoritäten werfen zwei Probleme auf. Erstens die oft ernüchternde Erfolgsbilanz. Es gibt ca. eine Million ausgebildete Ökonomen auf diesem Planeten. Kein einziger hat das Timing der Finanzkrise exakt vorausgesagt, geschweige denn, wie die Sequenz vom Platzen der Immobilienblase über den Zerfall der Credit Default Swaps bis hin zur ausgewachsenen Wirtschaftskrise ablaufen würde. Nie hat eine Expertengruppe spektakulärer versagt. Ein Beispiel aus der Medizin: Bis ins Jahr 1900 war es nachweislich besser, als Kranker nicht zum Arzt zu gehen, weil der Arzt den Zustand nur verschlimmert hätte (mangelnde Hygiene, Aderlass und andere schiefe Praktiken).

Dass Autoritäten oft nachweislich falschliegen, ist nur das eine Problem. Irren ist menschlich. Gravierender wiegt die Tatsache, dass wir in der Präsenz einer Autorität das selbständige Denken um eine Stufe zurückschalten. Wir sind gegenüber Expertenmeinungen viel unvorsichtiger als gegenüber anderen Meinungen. Und: Wir gehorchen Autoritäten, selbst dort, wo es rational oder moralisch keinen Sinn macht. Das ist der *Authority Bias*.

Am deutlichsten hat dies der junge Psychologe Stanley Milgram 1961 in einem Experiment gezeigt. Dort wurden Versuchspersonen angehalten, einer anderen Person, die jenseits einer Glasscheibe saß, immer stärkere Stromstöße zu verpassen. Angefangen mit 15 Volt, dann 30 Volt, 45 Volt und so weiter – bis hin zu fast tödlichen 450 Volt. Selbst als die malträtierte Person vor Schmerzen schrie und zitterte (es floss kein Strom, es war ein Schauspieler) und die Versuchsperson das Experiment abbrechen wollte, sagte Professor Milgram ruhig: „Machen Sie weiter, das Experiment verlangt es so.“ Und die meisten machten weiter. Über die Hälfte aller Versuchspersonen ging auf die maximale Stromstärke hoch – aus reinem Autoritätsgehorsam.

Dass der *Authority Bias* gefährlich sein kann, haben die Fluggesellschaften in den letzten Jahrzehnten gelernt. Viele Unfälle gehen darauf zurück, dass der

Flugkapitän einen Fehler begeht, der Kopilot dies merkt, aber sich aus lauter Autoritätsgläubigkeit nicht getraut, den Fehler anzusprechen. Seit etwa 15 Jahren werden die Piloten fast aller Fluggesellschaften im sogenannten „Crew Resource Management“ geschult. Dort lernen sie, offen und schnell Ungereimtheiten anzusprechen. In anderen Worten: Sie trainieren sich den *Authority Bias* mühsam weg.

In vielen Firmen hinkt man den Airlines um Jahrzehnte hinterher. Besonders bei einem dominanten CEO ist die Gefahr groß, dass die Mitarbeiter dem *Authority Bias* unterliegen. Sehr zum Schaden der Firmen.

Experten wollen erkannt werden. Darum müssen sie ihren Status irgendwie signalisieren. Ärzte und Forscher durch ihre weißen Kittel, Bankdirektoren durch Anzug und Krawatte. Die Krawatte hat keine Funktion, sie ist nur Signal. Könige tragen Kronen. Im Militär gibt es Rangabzeichen. In der katholischen Kirche sind die Autoritätssignale besonders schön ausgeprägt. Heute zählen noch andere Signale: Einladungen zu Talkshows, Bücher und Publikationen.

In jeder Zeit sind andere Autoritäten „in“. Mal sind es Priester, mal Könige, Krieger, Päpste, Philosophen, Dichter, Rockstars, Fernsehmoderatoren, Dotcom-Firmengründer, Hedge-Fund-Manager, Zentralbankpräsidenten. Es gibt also eine Autoritätsmode, und die Gesellschaft folgt ihr gerne. Vollkommen abstrus wird es, wenn Autoritäten gebietsübergreifend ernst genommen werden wollen. Zum Beispiel wenn ein Tennisprofi Kaffeemaschinen empfiehlt oder eine Schauspielerin Migränetabletten…

Wann immer ich einen Experten treffe, versuche ich, ihn herauszufordern. Tun Sie das auch. Je kritischer Sie Autoritäten gegenüber eingestellt sind, desto freier sind Sie. Und desto mehr dürfen Sie sich selbst zutrauen.

(Aus: Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens. 52 Denkfehler, die Sie besser anderen überlassen, München (Carl Hanser Verlag) 2011, 37-39. © Piper Verlag GmbH, München 2021)

Der Mann, der etwas über die Arbeit hatte wissen wollen, hakte … nach:

„Warum haben einige Menschen mehr Erfolg als andere?“ (Coelho)

Und der Kopte antwortete:

„Erfolg beruht nicht auf der Anerkennung durch andere. Er ist die Frucht dessen, was du mit Liebe gepflanzt hast.

Ist die Zeit gekommen, kannst du dir sagen: ‚Ich habe es geschafft.‘

Du hast erreicht, dass deine Arbeit geachtet wird, weil du sie nicht nur getan hast, um von ihr leben zu können, sondern um den Mitmenschen deine Liebe zu zeigen.

Obwohl du nicht alle Fallen auf dem Weg voraussehen konntest, hast du es geschafft zu beenden, was du angefangen hast. Und wenn nach ersten Schwierigkeiten deine Begeisterung nachließ, dann hat dir deine Disziplin weitergeholfen.

Und wenn die Disziplin wegen deiner Müdigkeit abzunehmen schien, hast du die Ruhezeiten dazu genutzt, dir deine weiteren Schritte zu überlegen.

Du hast dich nicht von Niederlagen lähmen lassen, die es im Leben all derer gibt, die etwas wagen. Wenn sich eine Idee als nicht umsetzbar erwies, hast du keine Gedanken an die Zeit verschwendet, die du verloren hast.

Und in ruhmreichen Augenblicken bist du nicht einfach stehen geblieben. Denn du hattest das Ziel ja noch nicht erreicht.

Und wenn du nicht umhinkamst, um Hilfe zu bitten, hast du dich dadurch nicht gedemütigt gefühlt. Und wenn du erfahren hast, dass jemand Hilfe brauchte, hast du ihm mit all deinem Wissen geholfen, ohne dabei das Gefühl zu haben, Geheimnisse zu verraten oder ausgenutzt zu werden.

Denn wer da anklopft, dem wird aufgetan.

Denn wer da bittet, dem wird gegeben.

Wer da tröstet, weiß, dass ihm Trost zuteil werden wird.

Selbst wenn dies nicht zu dem Zeitpunkt geschieht, an dem man es erwartet, sieht man früher oder später die Früchte dessen, was man großzügig geteilt hat.

Der Erfolg kommt zu jenen, die keine Zeit damit vergeuden, ihr Tun mit dem anderer zu vergleichen. Sondern er kommt ins Haus dessen, der jeden Tag sagen kann: ‚Ich habe mein Bestes gegeben.‘

Menschen, die nur den Erfolg suchen, werden ihn nur selten finden, denn er ist kein Ziel an sich, sondern die Folge von etwas.

Wer wie besessen sein Ziel verfolgt, wird blind für den Weg, den er einschlagen sollte. Und er verliert letztlich jede Lebensfreude.

Nicht jeder, der einen Haufen Gold besitzt, der so hoch ist wie der Hügel, den wir im Süden der Stadt sehen, ist reich. Reich ist derjenige, der in jeder Sekunde seines Lebens mit der Kraft der Liebe in Verbindung steht.

Man darf sein Ziel nicht aus den Augen verlieren, doch wenn man einen Berg erklimmt, sollte man hin und wieder stehen bleiben und die Aussicht genießen. Mit jedem eroberten Meter kann man weiter in die Ferne blicken und Dinge entdecken, die man zuvor nicht wahrgenommen hatte.

In solchen Augenblicken ist es wichtig, sich zu fragen: ‚Stimmen meine Werte noch? Versuche ich nur, es den anderen recht zu machen, und tue ich, was sie von mir erwarten, oder bin ich wirklich davon überzeugt, dass meine Arbeit Ausdruck meiner Seele und meiner Begeisterung ist? Will ich um jeden Preis erfolgreich sein, oder kommt es mir vor allem darauf an, meine Tage mit Liebe zu füllen?‘

Wahrer Erfolg bedeutet, sein Leben zu bereichern, und nicht, seine Schatzkiste zu füllen.

Magst du auch sagen: ‚Ich werde mein Geld nutzen, um zu säen, zu pflanzen und mit meiner Ernte den Speicher zu füllen, damit es mir an nichts mangelt‘, am Ende kommt trotzdem der Todesengel, und deine Mühen werden vergebens gewesen sein.

Versuche nicht, den Weg abzukürzen, sondern gehe ihn so, dass dadurch die Erde fruchtbarer und die Landschaft schöner wird.

Versuche nicht, Herr der Zeit zu sein. Erntest du die Früchte, die du gepflanzt hast, zu früh, sind sie grün und werden niemandem Freude bereiten. Wenn du aus Angst oder Unsicherheit dein Opfer zu spät darbringst, werden die Früchte verfault sein.

Also halte die Zeit zwischen Aussaat und Ernte ein.

Und warte auf das Wunder der Verwandlung.

Solange das Getreide noch nicht gebacken ist, kann es nicht Brot genannt werden.

Solange die Worte in der Kehle festsitzen, können sie nicht Gedichte genannt werden.

Solange die Fäden vom Weber oder von der Weberin nicht verwoben sind, können sie nicht Tuch genannt werden.

Wenn der Augenblick gekommen ist, den anderen deine Liebesgabe zu zeigen, werden alle staunen und einander sagen: ‚Das ist ein erfolgreicher Mann, denn alle wollen die Früchte seiner Arbeit.'

Niemand wird fragen, was es dich gekostet hat, sie zu erringen. Denn wenn etwas mit Liebe gemacht wurde, ist dessen Schönheit so überwältigend, dass die Mühen nicht mehr erkennbar sind. Wie der Akrobat vermeintlich mühelos durch den Raum fliegt, so scheint der Erfolg, wenn er kommt, das Natürlichste der Welt zu sein.

Würde dich aber jemand fragen, wie du es zum Erfolg gebracht hast, wäre die Antwort: Ich habe oft daran gedacht aufzugeben, ich glaubte immer wieder, Gott würde mich nicht mehr erhören, ich habe mehrfach die Richtung wechseln müssen und mich gelegentlich auch verlaufen. Dennoch bin ich auf meinen Weg zurückgekehrt und bin ihn weitergegangen, weil ich davon überzeugt war, dass ich mein Leben anders nicht würde leben können.

Ich habe gelernt, über welche Brücken ich gehen und welche ich für immer zerstören muss.

Ich bin Dichter, Bauer, Künstler, Soldat, Priester, Kaufmann, Lehrer, Politiker, Weiser und auch derjenige, der sich um Haus und Kinder kümmert.

Viele Menschen sind berühmter als ich, und häufig ist ihre Berühmtheit auch verdient. Oft aber ist sie nur ein Ausdruck der Eitelkeit oder des Ehrgeizes und wird nicht lange anhalten.

Was ist Erfolg?

Wenn man jeden Abend beim Einschlafen mit sich im Reinen ist – das ist Erfolg."

(Aus: Paulo Coelho: Die Schriften von Accra. Roman, aus dem brasilianischen Portugiesisch von Maralde Meyer-Minnemann, Zürich (Diogenes) 2013, 123-129. Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013, 2014 Diogenes Verlag AG Zürich)

Das kleine Männlein (aus Wolf's Märchen)*

Es waren einmal drei Schwestern und davon lebten zwei zusammen in einem Häuschen und die Jüngste wohnte in einem anderen Häuschen, denn die zwei älteren sprachen immer, sie wäre zu dumm, um tot zu tun.

Eines Abends nun geschah es, dass ein kleines altes Männchen kam und an dem Hause anklopfte, wo die zwei Schwestern wohnten. Da legte sich die Älteste ins Fenster und fragte: „Was wollt ihr?"— „Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, weil es so kalt ist, dass ich nicht draußen schlafen kann", antwortete das Männchen. „Wir haben keinen Platz im Haus", sprach da die Älteste, „und ließ ich euch herein, dann brummte mir meine Schwester acht Tage lang und das geht nicht, darum sucht euch anderswo ein Unterkommen"; und mit den Worten schlug sie das Fenster zu und hörte das alte Männchen nicht mehr an, wie sehr dasselbe auch bat und flehte.

Als nun alles nichts half, da ging das alte Männchen zu dem Häuschen, wo die Jüngste wohnte, und klopfte da an. Da öffnete die Jüngste das Fenster und fragte: „Was hättet ihr gerne, lieber Freund?" –„Ich hätte gern ein Unterkommen für die Nacht, weil es draußen so sehr friert", sprach das Männchen und alsbald sprang die Jüngste an die Tür und machte ihm auf und führte es in ein warmes Kämmerlein. Sie kochte ihm Brei von Milch und Mehl und brockte das letzte Krümlein Brotes hinein, welches sie in ihrem Schrank fand.

Dann ging sie hin und nahm ihr Stroh und schüttelte es recht auf, damit das Männchen weich darauf liege; sie selbst schlief aber auf der Erde. Am andern Morgen war das Männchen schon früh auf und sprach, es müsse nun weiter ziehen. Das litt das gute Mädchen aber nicht und sie kochte zuvor noch einen Brei zum Frühstück. Als das Männchen den gegessen hatte, bedankte es sich freundlich und sprach: „Es tut mir leid, dass ich euch eure Liebe und Freundlichkeit nicht vergüten kann." — „O, was macht das", sprach das Mädchen, „ich habe an keine Bezahlung gedacht und wenn ihr nicht wisst, wo aus, wo ein, dann kommt nur noch mehr zu mir und macht euch darum keinen Kummer."— „Ich danke euch vielmals von ganzem Herzen", entgegnete das Männchen, „und ich bitte Gott den Herrn, dass er euch immerdar seinen Segen schenke und dass das Erste, was ihr heute beginnen werdet, so wohl gelinge und euch also zu Nutze sei, dass ihr den ganzen Tag nichts anderes tun könnt." Mit den

Worten verbeugte es sich und ging weg und das gute Mädchen sprang ins Haus zurück, um sich an die Arbeit zu begeben; auf den Wunsch des kleinen alten Männchens hatte es gar nicht gehorcht. Es holte schnell ein Stückchen Linnen vom Speicher, wo dasselbe getrocknet hatte, und wollte es falten, und es faltete und faltete immer fort bis zum Mittag und den ganzen Nachmittag und das Linnen nahm gar kein Ende und die ganze Stube wurde davon voll; es hörte auch nicht eher auf, bis es stichdunkel war, da kam das Ende erst.

Die zwei älteren Schwestern waren aber sehr verwundert, dass sie die Jüngste den ganzen Tag nicht sahen, und gingen darum am Abend zu ihr hin. Da machten sie aber Augen und das war ein Verwundern! „Herr Gott im Himmel“, schrie die Älteste, „wo hast du das Linnen her? In meinem ganzen langen Leben hab ich nicht so viel zusammen gesehen.“ Da erzählte die Jüngste, sie hätte es von dem kleinen alten Männchen und die beiden andern wurden so giftig darüber, dass sie spien, wie Schlangen. „Muss dem Dummohr da ein solch Glück zu Teil werden und — ich könnt mich an ihr vergreifen, der Gans“, schrie die Zweite in ihrem Ärger; aber die Älteste sprach: „Ereifere dich nicht, Schwester, und komm, dann wollen wir sehen, ob wir das Männchen noch einholen.“

Da stürmten beide zur Tür heraus, um das Männchen zu suchen, aber sie waren kaum einige Schritte weit gegangen, als sie es schon von ferne heranschleichen sahen. Husch, husch waren sie bei dem Männchen und knieten und neigten sich und die Zweite sprach: „Ach, lieber Herr, ihr wollet es meiner Schwester doch nicht übelnehmen, dass sie euch gestern nicht in unser Haus gelassen und beherbergt hat; ich habe vor lauter Leidwesen darüber die ganze Nacht kein Auge zugetan. Ach, wollt ihr mir doch den einzigen Gefallen tun und diesen Abend bei uns einkehren, ihr macht uns alle beide zu den glücklichsten Menschen auf der Welt.“ Das kleine alte Mannchen war darüber zufrieden und ging mit den beiden Schwestern, welche ihm auf das Köstlichste auftischten und am Ende ihn in ein ganz weiches Bett trugen, worin er schlief wie ein Prinz.

Kaum hatte er sich am andern Morgen aus den Federn gemacht, als die Schwestern ihm schon Kaffee mit Biskuit brachten. Er dankte für Alles recht höflich und fein. Als er sein Frühstück verzehrt hatte, da sprach er: „Es tut mir sehr leid, dass ich eure Freundlichkeit nicht vergüten kann, aber…“ — „Oho“, fiel da die Älteste ein, „meint ihr denn, wir wollten etwas haben für die Bewirtung? Gott bewahre, daran haben wir nicht im Mindesten gedacht, im

Gegenteil, wir wünschten nur, dass ihr uns recht oft die Freude machtet, bei uns einzukehren.“ – „Das wird schwerlich möglich sein“, sprach das Männchen, „aber ich danke euch doch herzlich für euern guten Willen und wünsche nur, dass das Erste, was ihr diesen Morgen tut, den ganzen Tag sich fortsetze und ihr nichts andres tun könnt.“ Damit empfahl das Männchen sich und die beiden Schwestern wünschten ihm eine glückliche Reise.

Kaum hatte das Männchen die Türe gefasst, als die Älteste der Magd zurief: „Geschwind, Mieken, geschwind, hole die Wäsche vom Boden, damit wir nur gleich anfangen können zu falten; wir müssen doppelt so viel haben, als das Dummohr hier neben.“ Die Magd sprang schnell auf den Boden, um die Wäsche zusammenzusuchen; in der Zwischenzeit sprach die Zweite: „Aber, Schwester, wir wollen uns doch erst ein Bisschen stärken, da steht noch ein Krug frischen Bieres, das wollen wir zu einem Butterbrote genießen; mache nur alles bereit, ich gehe inzwischen in den Garten, um zuvor schnell mein Wasser noch zu lassen.“ —„Gut, tu das, Schwester“, sprach die Älteste, „aber eil dich“; und damit fasste sie den Krug und setzte den vor den Mund. Die Magd hatte aber die Wäsche schon lange zusammengesucht und in die Stube gebracht und sie wartete nur auf die Schwestern, aber die kamen nicht und kamen nicht.

Da ging sie in die Küche, um einmal zuzuschauen, was sie machten; doch was kriegte das Mädchen nicht für einen grausamen Schrecken! Denn, denke doch nur, da stand die Älteste und trank und trank und konnte nicht aufhören zu trinken und die andere schrie aus dem Garten, sie könne nicht aufhören, ihr Wasser zu lassen, und das dauerte fort, bis es ganz stichdunkel war, da stand Hof und Haus in Wasser und sie mussten alle die ganze Nacht arbeiten, um nur ein trockenes Plätzchen zu gewinnen, wo sie ihre Füße hinsetzen konnten. Die Jüngste verkaufte aber das Leinen und wurde reich und glücklich für ihr ganzes Leben lang.

(Aus: Johannes Wilhelm Wolf: Deutsche Märchen und Sagen, 1845)

Elija bei der Witwe von Sarepta*

Es erging das Wort des Herrn an Elija: Mach dich auf und geh nach Sarepta, das zu Sidon gehört, und bleib dort! Ich habe dort einer Witwe befohlen, dich zu versorgen. Er machte sich auf und ging nach Sarepta.

Als er an das Stadttor kam, traf er dort eine Witwe, die Holz auflas. Er bat sie: Bring mir in einem Gefäß ein wenig Wasser zum Trinken! Als sie wegging, um es zu holen, rief er ihr nach: Bring mir auch einen Bissen Brot mit! Doch sie sagte: So wahr der Herr, dein Gott, lebt: Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Handvoll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.

Elija entgegnete ihr: Fürchte dich nicht! Geh heim und tu, was du gesagt hast! Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten; denn so spricht der Herr, der Gott Israels: Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der Herr wieder Regen auf den Erdboden sendet.

Sie ging und tat, was Elija gesagt hatte. So hatte sie mit ihm und ihrem Haus viele Tage zu essen. Der Mehltopf wurde nicht leer und der Ölkrug versiegte nicht, wie der Herr durch Elija versprochen hatte.

(1 Könige 17,8-16; Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, © 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten)

Von der Geistlosigkeit des Staates (Gustav Landauer)

Da den Menschen der verbindende Geist, der Gruppengeist und der Gesamtgeist, der Geist der Verständigung in den Dingen der Selbstverständlichkeit und der Geist der Freiheit und des Charakters in den Dingen der Selbstständigkeit abhanden gekommen oder traurig geworden ist, müssen sie in anderer Weise dirigiert, befehligt und in Schranken gehalten werden: Der Geist wurde ersetzt durch die Geistlosigkeit oder den Staat.

Der Staat oder die an Gesetze gebundene und mit den Waffen der Gewalt gerüstete Bürokratie ist die letzte Instanz in all den menschlichen Angelegenheiten, für die er jeweilig Geltung hat, und den Umfang seiner Gewalt bestimmt eine Abwechselung von tollem Interesse und abgespannter Gleichgültigkeit, die man fast Mode nennen möchte. Es gibt kein Gebiet des Individuallebens oder Gruppenlebens, das nicht schon staatlich geregelt worden wäre, und es sind zu verschiedenen Zeiten stets verschiedene Gebiete, die gerade staatsfrei sind. … Ich kann nicht ins Einzelne gehen, will auch die Ruhe bewahren und von den Missetaten nicht weiter reden.

Ich stelle nur ein paar Thesen auf. Erstens: Es ist unzweckmäßig und undurchführbar, die verschiedensten Zwecke durch die Zentralgewalt des Staates zu regeln. Jeder Zweck braucht seinen besonderen Zweckverein; und wo sich die Zwecke berühren, bedarf es der Zweckverbände; und wo sich die Zwecke durchkreuzen, bedarf es der Schiedsämter. Zweitens: Es ist kulturhemmend und kulturbedrohend, dass der Staat die Tendenz hat und haben muss, nicht nur die Zwecke vereinigter Menschen zu erreichen, sondern Selbstzweck zu sein. … Die Menschen verehren im Staat eine unsichtbare und heilige Macht, der sie sich unterwerfen. … Der Staat aber, wenn man ihm die Zwecke nimmt, die Zwecke, die er nicht erreichen kann und die er verpfuscht, ist überdies nichts, ein vollendetes Nichts.

Es stellt sich also heraus, dass der Staat um der Menschen willen da ist, dass er aber den Menschen nicht helfen kann; dass die Menschen um des Staates willen da sind, dass er aber den Menschen nichts bedeuten kann; die Bedeutung des Lebens und der Welt finden wir nicht; Suchende sind wir. Das aber können wir finden, das uns zum Leben helfen und dienen kann: die zweckmäßige Art der Menschenvereinigung um des Nutzens und der Kultur willen. Wer weiß: ob

nicht, wenn wir endlich den Zwecken des Lebens, die eigentlich völlig klar vor uns liegen, stark und charaktervoll nachgehen, ob dann nicht auch das Rätsel des Lebens … in der neuen Menschenkultur wieder aufsteigt? Das mag sein oder nicht sein: Der Staat jedenfalls ist den irdischen Dingen ein Tropf und für himmlische Sehnsucht ein Nichts.

(Aus: Gustav Landauer: Vom Wahn und vom Staat, in: Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes, Berlin und Bern, 2. Jahrgang, 1910; zit.n. Gustav Landauer: Entstaatlichung. Für eine herrschaftslose Gesellschaft, hg. v. Heinz-Jürgen Valeske, Westbevern (Verlag Büchse der Pandora) 1976, 30-31)

Das Glück nicht zerstören (chinesisches Märchen)

Als der Krieg zwischen den beiden benachbarten Völkern unvermeidbar war, schickten die Feldherrn von beiden Seiten Späher aus, um zu erkunden, wo man am leichtesten in das Nachbarland einfallen könnte.

Die Kundschafter kehrten zurück und berichteten auf beiden Seiten dasselbe: Es gebe nur eine Stelle an der Grenze, die sich dafür eigne. „Dort aber“, sagten sie, „wohnt ein braver kleiner Bauer in einem kleinen Haus mit seiner anmutigen Frau. Sie haben einander lieb, und es heißt, sie seien die glücklichsten Menschen auf der Welt. Sie haben ein Kind. Wenn wir nun über sein Grundstück marschieren, dann zerstören wir das Glück. Also kann es keinen Krieg geben.“

Das sahen die Feldherren ein, und der Krieg unterblieb, wie jeder Mensch begreifen wird.

chinesisches Märchen

(Aus: Rupert Lay: Ich halte die Zeit an. Ein Buch, zu sich selbst zu finden, Hildesheim (Bernward Verlag) 1991, 46)

Vom Privateigentum (Thomas Morus)

„Wenn ich freilich ganz offen meine Meinung kundgeben soll, mein lieber Morus, so muss ich sagen: ich bin in der Tat der Ansicht, überall, wo es noch Privateigentum gibt, wo alle an alles das Geld als Maßstab anlegen, wird kaum jemals eine gerechte und glückliche Politik möglich sein, es sei denn, man will dort von Gerechtigkeit sprechen, wo gerade das Beste immer den Schlechtesten zufällt, oder von Glück, wo alles unter ganz wenige verteilt wird und wo es auch diesen nicht in jeder Beziehung gut geht, der Rest aber ein elendes Dasein führt.

So erwäge ich denn oft die so klugen und ehrwürdigen Einrichtungen der Utopier, die so wenig Gesetze und trotzdem eine so ausgezeichnete Verfassung haben, dass das Verdienst belohnt wird und trotz gleichmäßiger Verteilung des Besitzes allen alles reichlich zur Verfügung steht.

Und dann vergleiche ich im Gegensatz dazu mit ihren Gebräuchen die so vieler anderer Nationen, die nicht aufhören zu ordnen, von denen allen aber auch nicht eine jemals so richtig in Ordnung ist. Bei ihnen bezeichnet jeder, was er erwirbt, als sein Privateigentum; aber ihre so zahlreichen Gesetze, die sie tagtäglich erlassen, reichen nicht aus, jemandem den Erwerb dessen, was er sein Privateigentum nennt, oder seine Erhaltung oder seine Unterscheidung von fremdem Besitz zu sichern, was jene zahllosen Prozesse deutlich beweisen, die ebenso ununterbrochen entstehen, wie sie niemals aufhören.

Wenn ich mir das so überlege, werde ich Plato doch besser gerecht und wundere mich weniger darüber, dass er es verschmäht hat, für jene Leute irgendwelche Gesetze zu erlassen, die eine auf Gesetzen beruhende gleichmäßige Verteilung aller Güter unter alle ablehnen. In seiner großen Klugheit erkannte er offensichtlich ohne weiteres, dass es nur einen einzigen Weg zum Wohle des Staates gibt: die Einführung der Gleichheit des Besitzes. Diese ist aber wohl niemals dort möglich, wo die einzelnen ihr Hab und Gut noch als Privateigentum besitzen. Denn, wo jeder auf Grund gewisser Rechtsansprüche an sich bringt, soviel er nur kann, teilen nur einige wenige die gesamte Menge der Güter unter sich, mag sie auch noch so groß sein, und lassen den anderen nur Mangel und Not übrig. …

Ich bin daher der festen Überzeugung, das einzige Mittel, auf irgendeine gleichmäßige und gerechte Weise den Besitz zu verteilen und die Sterblichen glücklich zu machen, ist die gänzliche Aufhebung des Privateigentums. Solange es das noch gibt, wird der weitaus größte und beste Teil der Menschheit die beängstigende

und unvermeidliche Last der Armut und der Kümmernisse dauernd weiterzutragen haben. Sie kann wohl ein wenig erleichtert werden, das gebe ich zu; aber sie völlig zu beseitigen, das ist, so behaupte ich, unmöglich. Man könnte ja für den Besitz des einzelnen an Grund und Boden ein bestimmtes Höchstmaß festsetzen und ebenso eine bestimmte Grenze für das Barvermögen …“

(Aus: Thomas Morus (1478-1535): Utopia <1516>, Erstes Buch, zit. n.: www.projekt-gutenberg.org/morus/utopia/)

Wohnen in Utopia (Thomas Morus)

„Die Straßen sind ebenso zweckmäßig für den Wagenverkehr wie für den Windschutz angelegt. Die Häuser sind keineswegs unansehnlich; man übersieht ihre lange und längs der ganzen Straße ununterbrochene Reihe von der gegenüberliegenden Häuserfront aus. Der Weg zwischen diesen beiden Fronten ist 30 Fuß breit. An der Rückseite der Häuser zieht sich die ganze Straße entlang eine breite Gartenanlage hin, die von der Rückseite anderer Häuserreihen eingezäunt ist.

Jedes Haus hat einen Eingang von der Straße her und eine Hintertür, die in den Garten führt. Die Türen haben zwei Flügel, lassen sich durch einen leisen Druck mit der Hand öffnen und schließen sich dann von selbst wieder, so dass ein jeder ins Haus hineinkann: so wenig ist irgendwo etwas Eigentum eines einzelnen; denn sogar die Häuser wechselt man alle zehn Jahre, und zwar verlost man sie.

Auf die erwähnten Gärten halten die Utopier große Stücke. In ihnen haben sie Wein, Obst, Gemüse und Blumen in solcher Pracht und Pflege, dass es alles übertrifft, was ich irgendwo an Fruchtbarkeit und gutem Geschmack gesehen habe. Ihren Eifer dabei spornt nicht bloß ihr Vergnügen an der Gartenarbeit an, sondern auch der Wettstreit der Straßenzüge in der Pflege der einzelnen Gärten. Und sicherlich wird man nicht leicht in der ganzen Stadt etwas finden, was für die Bürger nützlicher oder unterhaltsamer wäre, und, wie es scheint, hat deshalb auch der Gründer des Reiches auf nichts größere Sorgfalt verwendet als auf derartige Gärten.“

(Aus: Thomas Morus (1478-1535): Utopia <1516>, Die Städte, namentlich Amaurotum, zit. n.: www.projekt-gutenberg.org/morus/utopia/)

Sich selbst verlieren (Karl Marx)

Die Nationalökonomie geht vom Faktum des Privateigentums aus. Sie erklärt uns dasselbe nicht. Sie fasst den materiellen Prozess des Privateigentums, den es in der Wirklichkeit durchmacht, in allgemeine, abstrakte Formeln, die ihr dann als Gesetze gelten. Sie begreift diese Gesetze nicht, d.h., sie zeigt nicht nach, wie sie aus dem Wesen des Privateigentums hervorgehn. Die Nationalökonomie gibt uns keinen Aufschluss über den Grund der Teilung von Arbeit und Kapital, von Kapital und Erde. Wenn sie z.B. das Verhältnis des Arbeitslohns zum Profit des Kapitals bestimmt, so gilt ihr als letzter Grund das Interesse der Kapitalisten; d.h., sie unterstellt, was sie entwickeln soll. Ebenso kommt überall die Konkurrenz hinein. Sie wird aus äußeren Umständen erklärt. Inwiefern diese äußeren, scheinbar zufälligen Umstände nun der Ausdruck einer notwendigen Entwicklung sind, darüber lehrt uns die Nationalökonomie nichts. Wir haben gesehn, wie ihr der Austausch selbst als ein zufälliges Faktum erscheint. Die einzigen Räder, die der Nationalökonom in Bewegung setzt, sind die Habsucht und der Krieg unter den Habsüchtigen, die Konkurrenz.[1]

Eben weil die Nationalökonomie den Zusammenhang der Bewegung nicht begreift, darum konnte sich z.B. die Lehre von der Konkurrenz der Lehre vom Monopol, die Lehre von der Gewerbfreiheit der Lehre von den Korporation, die Lehre von der Teilung des Grundbesitzes der Lehre vom großen Grundeigentum wieder entgegenstellen, denn Konkurrenz, Gewerbfreiheit, Teilung des Grundbesitzes waren nur als zufällige, absichtliche, gewaltsame, nicht als notwendige, unvermeidliche, natürliche Konsequenzen des Monopols, der Korporation und des Feudaleigentums entwickelt und begriffen.

Wir haben also jetzt den wesentlichen Zusammenhang zwischen dem Privateigentum, der Habsucht, der Trennung von Arbeit, Kapital und Grundeigentum, von Austausch und Konkurrenz, von Wert und Entwertung der Menschen, von Monopol und Konkurrenz etc., von dieser ganzen Entfremdung mit dem Geldsystem zu begreifen.

Versetzen wir uns nicht wie der Nationalökonom, wenn er erklären will, in einen nun erdichteten Urzustand. Ein solcher Urzustand erklärt nichts. Er schiebt

---

[1] Nach diesem Absatz in der Handschrift gestrichen: „Wir haben uns jetzt nach dem Wesen der geschilderten materiellen Bewegung des Eigentums umzusehn.“ (redaktionelle Anmerkung)

bloß die Frage in eine graue, nebelhafte Ferne. Er unterstellt in der Form der Tatsache, des Ereignisses, was er deduzieren soll, nämlich das notwendige Verhältnis zwischen zwei Dingen, z.B. zwischen Teilung der Arbeit und Austausch. So erklärt die Theologie den Ursprung des Bösen durch den Sündenfall, d.h., er unterstellt als ein Faktum, in der Form der Geschichte, was er erklären soll.

Wir gehn von einem nationalökonomischen, gegenwärtigen Faktum aus.

Der Arbeiter wird um so ärmer, je mehr Reichtum er produziert, je mehr seine Produktion an Macht und Umfang zunimmt. Der Arbeiter wird eine um so wohlfeilere Ware, je mehr Waren er schafft. Mit der Verwertung der Sachenwelt nimmt die Entwertung der Menschenwelt in direktem Verhältnis zu. Die Arbeit produziert nicht nur Waren; sie produziert sich selbst und den Arbeiter als eine Ware, und zwar in dem Verhältnis, in welchem sie überhaupt Waren produziert.

Dies Faktum drückt weiter nichts aus als: Der Gegenstand, den die Arbeit produziert, ihr Produkt, tritt ihm als ein fremdes Wesen, als eine von dem Produzenten unabhängige Macht gegenüber. Das Produkt der Arbeit ist die Arbeit, die sich in einem Gegenstand fixiert, sachlich gemacht hat, es ist die Vergegenständlichung der Arbeit. Die Verwirklichung der Arbeit ist ihre Vergegenständlichung. Diese Verwirklichung der Arbeit erscheint in dem nationalökonomischen Zustand als Entwirklichung des Arbeiters, die Vergegenständlichung als Verlust und Knechtschaft des Gegenstandes, die Aneignung als Entfremdung, als Entäußerung.

Die Verwirklichung der Arbeit erscheint so sehr als Entwirklichung, dass der Arbeiter bis zum Hungertod entwirklicht wird. Die Vergegenständlichung erscheint so sehr als Verlust des Gegenstandes, dass der Arbeiter der notwendigsten Gegenstände nicht nur des Lebens, sondern auch der Arbeitsgegenstände beraubt ist. Ja, die Arbeit selbst wird zu einem Gegenstand, dessen er nur mit der größten Anstrengung und mit den unregelmäßigsten Unterbrechungen sich bemächtigen kann. Die Aneignung des Gegenstandes erscheint so sehr als Entfremdung, dass, je mehr Gegenstände der Arbeiter produziert, er um so weniger besitzen kann und um so mehr unter die Herrschaft seines Produkts, des Kapitals, gerät.

In der Bestimmung, dass der Arbeiter zum Produkt seiner Arbeit als einem fremden Gegenstand sich verhält, liegen alle diese Konsequenzen. Denn es ist

nach dieser Voraussetzung klar: Je mehr der Arbeiter sich ausarbeitet, um so mächtiger wird die fremde, gegenständliche Welt, die er sich gegenüber schafft, um so ärmer wird er selbst, seine innere Welt, um so weniger gehört ihm zu eigen. Es ist ebenso in der Religion. Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst. Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand; aber nun gehört es nicht mehr ihm, sondern dem Gegenstand. Je größer also diese Tätigkeit, um so gegenstandsloser ist der Arbeiter. Was das Produkt seiner Arbeit ist, ist er nicht. Je größer also dieses Produkt, je weniger ist er selbst. Die Entäußerung des Arbeiters in seinem Produkt hat die Bedeutung, nicht nur, dass seine Arbeit zu einem Gegenstand, zu einer äußern Existenz wird, sondern dass sie außer ihm, unabhängig, fremd von ihm existiert und eine selbständige Macht ihm gegenüber wird, dass das Leben, was er dem Gegenstand verliehn hat, ihm feindlich und fremd gegenübertritt.

(Aus: Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte <1844>, Erstes Manuskript, nach der Handschrift, XXII, aus: Karl Marx und Friedrich Engels: Werke, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 510-512, zit. n. https://www.marxists.org/deutsch/archiv/marx-engels/1844/oek-phil)

Wie man gut wird (Rosa Luxemburg)

Sie fragen, „wie man gut wird“, wie man die „subalternen Teufel“ in seinem Innern zum Schweigen bringt? Sonitschka, ich weiß dagegen kein anderes Mittel, als eben jene Verknüpfung mit der Heiterkeit und Schönheit des Lebens, die stets und überall um uns sind, wenn man nur versteht, Augen und Ohren zu gebrauchen, und die innerliches Gleichgewicht verschaffen, über alles Ärgerliche und Kleine hinwegheben …

Jetzt eben – ich habe eine kleine Pause gemacht, um den Himmel zu beobachten – ist die Sonne schon viel tiefer hinter dem Gebäude versunken und hoch oben schweben – weiß Gott woher – lautlos zusammengeworfene Myriaden kleiner Wölkchen, die am Rande silbrig leuchten, in der Mitte zartgrau und alle ihre zerfetzten Umrisse nach dem Norden steuern. Es liegt so viel Unbekümmertheit und kühles Lächeln in diesem Wolkenflug, dass ich mitlächeln muss, wie ich immer den Rhythmus des umgebenden Lebens mitmachen muss. Wie könnte man solchem Himmel „bös“ oder kleinlich sein? Vergessen Sie bloß nie, um sich zu blicken, dann werden Sie immer „gut“ sein.

(Rosa Luxemburg in einem Brief an Sophie Liebknecht, 2. August 1917; in: Briefe aus dem Gefängnis, Berlin (Dietz Verlag) 1989, 64f.)

„Man muss noch Chaos in sich haben“ (Friedrich Nietzsche)

Und also sprach Zarathustra zum Volke:
Es ist an der Zeit, dass der Mensch sich sein Ziel stecke. Es ist an der Zeit, dass der Mensch den Keim seiner höchsten Hoffnung pflanze.
Noch ist sein Boden dazu reich genug. Aber dieser Boden wird einst arm und zahm sein, und kein hoher Baum wird mehr aus ihm wachsen können.
Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch nicht mehr den Pfeil seiner Sehnsucht über den Menschen hinaus wirft, und die Sehne seines Bogens verlernt hat, zu schwirren!
Ich sage euch: man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Ich sage euch: ihr habt noch Chaos in euch.

Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird. Wehe! Es kommt die Zeit des verächtlichsten Menschen, der sich selber nicht mehr verachten kann.
Seht! Ich zeige euch *den letzten Menschen*.
„Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?“ – so fragt der letzte Mensch und blinzelt.
Die Erde ist dann klein geworden, und auf ihr hüpft der letzte Mensch, der alles klein macht. Sein Geschlecht ist unaustilgbar wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten.
„Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln.
Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme. Man liebt noch den Nachbar und reibt sich an ihm: denn man braucht Wärme.
Krankwerden und Misstrauen-haben gilt ihnen sündhaft: man geht achtsam einher. Ein Thor, der noch über Steine oder Menschen stolpert!
Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.
Man arbeitet noch, denn Arbeit ist eine Unterhaltung. Aber man sorgt, dass die Unterhaltung nicht angreife.
Man wird nicht mehr arm und reich: beides ist zu beschwerlich. Wer will noch regieren? Wer noch gehorchen? Beides ist zu beschwerlich.
Kein Hirt und eine Herde! Jeder will das Gleiche, jeder ist gleich: wer anders fühlt, geht freiwillig ins Irrenhaus.
„Ehemals war alle Welt irre“– sagen die Feinsten und blinzeln.
Man ist klug und weiß alles, was geschehn ist: so hat man kein Ende zu spotten. Man zankt sich noch, aber man versöhnt sich bald – sonst verdirbt es den Magen.
Man hat sein Lüstchen für den Tag und sein Lüstchen für die Nacht: aber man ehrt die Gesundheit.
„Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln –
Und hier endete die erste Rede Zarathustras, welche man auch „die Vorrede“ heißt …

(Aus: Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen (1883-1885), Zarathustras Vorrede, Nr. 5)

Unglück in der Schönen Neuen Welt? (Rupert Lay)

Es gibt einen Liberalismus, der, obschon er sich ganz unutopisch („realpolitisch“, „pragmatisch“, „von der Notwendigkeit der Stunde her entscheidend“) gebährdet, dennoch mit einem guten Schuss Dystopie (vgl. Nietzsches „letzter Mensch“ oder Huxleys „Schöne neue Welt“) legiert ist und von hier ein absurdes Recht herleitet, sich selbst – in Erkrankung utopischen Bewusstseins – progressiv zu nennen. Es ist nicht einfach, diese positive Antiutopie zu verdammen, es sei denn, man appelliert an Emotionen. Der berühmte Dialog zwischen dem Funktionär der neuen schönen Welt, Mustafa Mannesmann, und dem „Wilden“ mag das belegen:

„ ‚Ich brauche keine Bequemlichkeiten. Ich will Gott, ich will Poesie, ich will wirkliche Gefahren und Freiheit und Tugend. Ich will Sünde.‘
‚Kurzum‘, sagte Mustafa Mannesmann, ‚Sie fordern das Recht auf Unglück.‘
‚Gut denn‘, erwiderte der Wilde trotzig, ‚ich fordere das Recht auf Unglück.‘
‚Ganz zu schweigen von dem Recht auf Alter, Hässlichkeit und Impotenz, dem Recht auf Syphilis und Krebs, dem Recht auf Hunger und Läuse, dem Recht auf ständige Furcht vor dem Morgen, dem Recht auf unsägliche Schmerzen jeder Art?‘
Langes Schweigen.
‚All diese Rechte fordere ich‘, stieß der Wilde endlich hervor.
Mustafa Mannesmann zuckte die Achseln und sagte: ‚Wohl bekomm’s!‘“[1]

Die Position des Wilden scheint von Wort zu Wort unhaltbarer. Doch fordert das Recht auf Gott, auf Poesie, auf Freiheit zwingend das Recht auf Unglück (all der von Mustafa genannten Formen) ein. Man wird sich entscheiden müssen, ob man die „Schöne Neue Welt“, in der alle Menschen über dem Fürchten auch das Hoffen verlernten, über dem „Glück“ das „Unglück“, über den unbemerkten Zwang die Freiheit, über der Erfahrung der Abwesenheit Gottes auch den Glauben an Gott …, als Antiutopie abtun möchte. Manche Fortschrittsideologien, vor allem liberalistischer Denkherkunft, werden sich da nicht ganz leicht tun. Doch vor unserem anthropologischen Hintergrund ist das Urteil einfach – vielleicht zu einfach: Die „Schöne Welt“ ist inhuman, weil sie das Hoffen, das Lieben, das Leiden und alles das tötet, was den Menschen zum Menschen macht; sie ist

[1] Aldous Huxley, Schöne neue Welt. Ein Roman der Zukunft, Frankfurt 1953, 202.

inhuman, weil sie Menschen eine versöhnte Welt und Gesellschaft vorgaukelt, die es nur geben kann, wenn Menschen zu medizinisch regulierten Automaten einer von fremden Interessen bestimmten, an einem fremden Ideal orientierten und normierten Gesellschaft geworden sind. Der Mensch, der glücklich sein *muss*, ist kein menschlicher Mensch auf dieser Erde. Der hat das Recht auf Unglück, weil er nur im Unglück Glück erfahren kann, weil er sich als stets mit sich selbst, mit Welt und Gesellschaft Unversöhnter in Spannung, im Auseinander, im Gegensatz, im Widerspruch zu sich selbst, zu Welt und Gesellschaft erfährt und weiß. In diesem Wissen aber liegt der Grund von menschlichem Glück und Unglück.

(Aus: Rupert Lay: Vor uns die Hoffnung, Freiburg/Olten (Walter-Verlag) 1974, 58f., © Rupert Diedrich)

Über Krieg und Tod (Sigmund Freud)

Der Krieg, an den wir nicht glauben wollten, brach nun aus, und er brachte die – Enttäuschung. Er ist nicht nur blutiger und verlustreicher als einer der Kriege vorher, infolge der mächtig vervollkommneten Waffen des Angriffs und der Verteidigung, sondern mindestens ebenso grausam, erbittert, schonungslos wie irgendein früherer. Er setzt sich über alle Einschränkungen hinaus, zu denen man sich in friedlichen Zeiten verpflichtet, die man das Völkerrecht genannt hatte, anerkennt nicht die Vorrechte des Verwundeten und des Arztes, die Unterscheidung des friedlichen und des kämpfenden Teiles der Bevölkerung, die Ansprüche des Privateigentums. Er wirft nieder, was ihm im Wege steht, in blinder Wut, als sollte es keine Zukunft und keinen Frieden unter den Menschen nach ihm geben. Er zerreißt alle Bande der Gemeinschaft unter den miteinander ringenden Völkern und droht eine Erbitterung zu hinterlassen, welche eine Wiederanknüpfung derselben für lange Zeit unmöglich machen wird.

Er brachte auch das kaum begreifliche Phänomen zum Vorschein, dass die Kulturvölker einander so wenig kennen und verstehen, dass sich das eine mit Hass und Abscheu gegen das andere wenden kann. Ja, dass eine der großen Kulturnationen so allgemein missliebig ist, dass der Versuch gewagt werden kann, sie als „barbarisch“ von der Kulturgemeinschaft auszuschließen, obwohl sie ihre Eignung durch die großartigsten Beitragsleistungen längst erwiesen hat. …

Zweierlei in diesem Kriege hat unsere Enttäuschung rege gemacht: die geringe Sittlichkeit der Staaten nach außen, die sich nach innen als die Wächter der sittlichen Normen gebärden, und die Brutalität im Benehmen der Einzelnen, denen man als Teilnehmer an der höchsten menschlichen Natur ähnliches nicht zugetraut hat. …

Das zweite Moment, von dem ich es ableite, dass wir uns so befremdet fühlen in dieser einst so schönen und trauten Welt, ist die Störung des bisher von uns festgehaltenen Verhältnisses zum Tode. …

Unser Unbewusstes ist gegen die Vorstellung des eigenen Todes ebenso unzugänglich, gegen den Fremden ebenso mordlustig, gegen die geliebte Person ebenso zwiespältig (ambivalent) wie der Mensch der Urzeit. Wie weit haben wir uns aber in der konventionell-kulturellen Einstellung gegen den Tod von diesem Urzustande entfernt!

Es ist leicht zu sagen, wie der Krieg in diese Entzweiung eingreift. Er streift uns die späteren Kulturauflagerungen ab und lässt den Urmenschen in uns wieder zum Vorschein kommen. Er zwingt uns wieder, Helden zu sein, die an den eigenen Tod nicht glauben können; er bezeichnet uns die Fremden als Feinde, deren Tod man herbeiführen oder herbeiwünschen soll; er rät uns, uns über den Tod geliebter Personen hinwegzusetzen. Der Krieg ist aber nicht abzuschaffen; solange die Existenzbedingungen der Völker so verschieden und die Abstoßungen unter ihnen so heftig sind, wird es Kriege geben müssen. Da erhebt sich denn die Frage: … Wäre es nicht besser, dem Tode den Platz in der Wirklichkeit und in unseren Gedanken einzuräumen, der ihm gebührt und unsere unbewusste Einstellung zum Tode, die wir bisher so sorgfältig unterdrückt haben, ein wenig mehr hervorzukehren? Es scheint das keine Höherleistung zu sein, eher ein Rückschritt in manchen Stücken, eine Regression, aber es hat den Vorteil, der Wahrhaftigkeit mehr Rechnung zu tragen und uns das Leben wieder erträglicher zu machen. Das Leben zu ertragen bleibt ja doch die erste Pflicht aller Lebenden. Die Illusion wird wertlos, wenn sie uns darin stört.

Wir erinnern uns des alten Spruches: *Si vis pacem, para bellum.* Wenn du den Frieden erhalten willst, so rüste zum Kriege.

Es wäre zeitgemäß, ihn abzuändern: *Si vis vitam, para mortem.* Wenn du das Leben aushalten willst, richte dich auf den Tod ein.

(Aus: Sigmund Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod (1915), zit.n.: Studienausgabe, Bd. IX, Fragen der Gesellschaft. Ursprünge der Religion, Frankfurt (S. Fischer) 1974, 39.40.49.59-60)

Wir können nicht mehr schlafen… (Else Lasker-Schüler)

Ein einziger Mensch ist oft ein ganzes Volk
Doch jeder eine Welt
Mit einem Himmelreich wenn
Er der Eigenschaften uredelste pflegt:
Gott
Gott aufsprießen lässt in sich
Gott will nicht begossen sein
Mit Blut
Wer seinen Nächsten tötet
Tötet im Herzen aufkeimend Gott
Wir können nicht mehr schlafen in den Nächten

Den Müttern (Ernst Toller)

Mütter,
Eure Hoffnung, Eure frohe Bürde
Liegt in aufgewühlter Erde,
Röchelt zwischen Drahtverhauen,
Irret blind durch gelbes Korn.
Die auf Feldern jubelnd stürmten,
Torkeln eingekerkert, wahnsinnsschwärend,
Blinde Tiere durch die Welt.
Mütter,
Eure Söhne taten das einander.

Grabt Euch tiefer in den Schmerz,
Lasst ihn zerren, ätzen, wühlen,
Recket gramverkrampfte Arme,
Seid Vulkane, glutend Meer:
Schmerz gebäre Tat!

Euer Leid, Millionen Mütter,
Dien‘ als Saat durchpflügter Erde.
Lasse keimen
Menschlichkeit.

(Aus: Gedichte gegen den Krieg, hg. v. Kurt Fassmann, München (Kindler) 1961, 111.130)

Frieden, Frieden, Frieden! (Walter Rathenau)

Der heutige Zustand der Welt ist nicht Frieden, sondern ein Zustand, der dem Kriege ähnlich ist, jedenfalls ist es kein vollkommener Friede. Leider ist in den einzelnen Ländern die öffentliche Meinung noch nicht demobilisiert. Die Überreste der Kriegspropaganda zirkulieren noch immer und belasten die Atmosphäre. Jeder, der seine Mittel und seine Arbeit einem Lande anvertraut, hat daher mit der Gefahr zu rechnen, dass dieses Land binnen kurzem durch Verhältnisse höherer Gewalt, die nicht in Naturereignissen, sondern in politischen Ereignissen liegen, gefährdet und verwandelt werden kann. …

Wie sollte auch nach einem Zerstörungswerk sondergleichen die Welt geheilt werden, wenn nicht sämtliche Länder der Erde sich dazu entschließen, gemeinschaftlich Abhilfe zu bringen. Durch ein universelles Opfer der Welt und der leidenden Menschheit kann nur eine leidende Welt geheilt werden. Niemals ist ein Wiederaufbau anders gelungen als durch Aufwendung gewaltsamer neuer Mittel. Solche Mittel werden nicht aufgebracht werden, solange ein jedes Glied der Weltwirtschaft mit wenigen Ausnahmen überschuldet ist. Das erste Opfer wird somit in dem allgemeinen Abbau des Verschuldungskreises zu suchen sein. Das weitere Opfer besteht in der gemeinsamen Aufbringung großer neuer Mittel für den Wiederaufbau, sei es auf dem Wege allgemeiner und wechselseitiger Kredite, sei es auf anderen Wegen, deren Erörterung zu weit führen würde.

Dass die Genueser Konferenz zur Erörterung dieser Fragen geführt hat, ist eine Tatsache, die in der Geschichte Europas unvergessen bleiben wird. Ein weiteres historisches Ergebnis der Konferenz erblickt die deutsche Delegation in der Annäherung des großen, schwerbedrängten russischen Volkes an den Kreis der besten Nationen. Durch manche Aussprachen hat Deutschland sich bemüht, zu einer Annäherung der beiderseitigen Gesichtspunkte beizutragen. Deutschland hofft, durch die Fortsetzung der beiderseitigen Besprechungen das Werk des Friedens zwischen Ost und West zu fördern. Für den Schutz, den Italien diesem Werk des allgemeinen Friedens gewährt hat, schuldet die Welt dieser hochherzigen Nation und ihren Führern den tiefsten Dank. Die Geschichte Italiens ist älter als die der meisten europäischen Nationen. Auf diesem Boden sind mehr als einmal große Weltbewegungen entstanden. Abermals und hoffentlich nicht vergebens haben die Völker der Erde ihre Augen und Herzen zu Italien erhoben in der tiefen Empfindung, der Petrarca den unsterblichen Ausdruck verliehen hat: Io vò gridando Pace, Pace, Pace! (Ich rufe: Frieden, Frieden, Frieden!)

(Aus: Walter Rathenau: Rede vor der Vollversammlung der Genueser Konferenz vom 19.5. 1922)

Gegen die Wehrpflicht und die militärische Ausbildung der Jugend**

Die Regierungen aller Länder haben endlich das Recht der Völker auf Frieden anerkannt und im Kellogg-Plan den Krieg als Mittel nationaler Politik verworfen. Dennoch wird der Krieg weiter vorbereitet. In krassem Gegensatz zu den Friedensbeteuerungen der Regierungen steht vor allem die Aufrechterhaltung, die Erweiterung der militärischen Ausbildung der Jugend.

Zwei Formen dieser militärischen Ausbildung machen sich geltend: in vielen Ländern besteht sie als gesetzliche Wehrpflicht; in anderen ist sie zwar dem Namen nach freiwillig, wird aber der Jugend durch moralischen und wirtschaftlichen Druck aufgenötigt. Außerdem erachten es alle Regierungen als ihr Recht, von den männlichen und weiblichen Staatsbürgern Kriegsdienst zu verlangen.

Wir erklären, dass jeder, der aufrichtig den Frieden will, für die Abschaffung der Militarisierung der Jungend kämpfen und den Regierungen das Recht absprechen muss, den Staatsbürgern die Wehrpflicht aufzuerlegen.

Die Wehrpflicht liefert die Einzelpersönlichkeit dem Militarismus aus. Sie ist eine Form der Knechtschaft. Dass die Völker sie gewohnheitsmäßig dulden, ist nur ein Beweis mehr für ihren abstumpfenden Einfluss.

Militärische Ausbildung ist Schulung von Körper und Geist in der Kunst des Tötens. Militärische Ausbildung ist Erziehung zum Kriege. Sie ist die Verewigung des Kriegsgeistes. Sie verhindert die Entwicklung des Willens zum Frieden. Die ältere Generation begeht ein schweres Verbrechen an der Zukunft, wenn sie die Jugend in Schulen und Universitäten, in den staatlichen und privaten Organisationen, oft unter dem Vorwand körperlicher Ertüchtigung, das Kriegshandwerk lehrt.

Die Friedensverträge haben den besiegten Völkern die Aufhebung der militärischen Ausbildung der Jugend und die Abschaffung der Wehrpflicht auferlegt. Mögen die Völker der ganzen Welt durch eigene Initiative mit ihnen aufräumen.

Wenn die Regierungen die tiefe Empörung und Auflehnung gegen den Krieg nicht erkennen wollen, so müssen sie mit dem Widerstand aller derer rechnen, denen die Hingabe an die Menschheit und an die Stimme ihres Gewissens höchstes Gesetz ist.

Völker der Welt, beschließt: Fort mit der Militarisierung! Fort mit der Wehrpflicht! Erzieht die Jugend zur Menschlichkeit und zum Frieden!

Für dieses Dokument ist verantwortlich der Joint Peace Council. U.a. wurde es unterzeichnet von: Jane Addams, Paul Birukov und Valentin Bulgakov (Mitarbeiter von Leo Tolstoi), John Dewey, Albert Einstein, August Forel, Sigmund Freud, Arvid Jaernefelt, Toyohiko Kagawa, Selma Lagerlöf, Judah Leon Magnes, Thomas Mann, Ludwig Quidde, Emanuel Radl, Leonhard Ragaz, Henriette Roland Holst, Romain Rolland, Bertrand Russell, Upton Sinclair, Rabindranath Tagore, H.G. Wells, Stefan Zweig, 1930

Hat deine Urgroßmutter den 2. Weltkrieg verlängert? (R. Jansche)**

Am 12. März 1938 überschritten deutsche Regimenter die Grenze nach Österreich, und bereits einen Tag später proklamierte der „Führer“ (Adolf Hitler) das „Großdeutsche Reich“.

Bereits sieben Monate später, in den ersten Oktobertagen des Jahres 1938, marschierten dann deutsche Soldaten auch in Richtung Sudetenland.

Ich muss zugeben, dass ich mich an diese Zeit nur sehr vage und verschwommen erinnere, aber die große Erregung deiner Urgroßmutter war meinem Bruder und mir, trotz meiner fünf Jahre, nicht verborgen geblieben. Mein Vater war wie viele Sudetenländer Mitglied im Turnverein Jahn. Die Turnvereine waren ein Sammelbecken der Sudetendeutschen und den Tschechen ein Dorn im Auge. Mehrmals wurde mein Vater nachts von tschechischen Gendarmen abgeholt und blieb dann eine Zeitlang in irgendeinem Gefängnis verschwunden. In diesen bedrückenden Tagen, daran allerdings erinnere ich mich noch deutlich, hat Urgroßmutter Maria viel geweint. Es war wohl die zermürbende Ungewissheit, ob denn mein Vater wiederkommen werde. Menschen bei Nacht und Nebel abholen zu lassen, das solltest du dir einprägen, ist eine bevorzugte Form des Staatsterrors und wurde vor allem bisher in der Sowjetunion und dann in Nazideutschland praktiziert. Millionen von Menschen wurden abgeholt. Keine Nachricht, kein Lebenszeichen drang nach draußen. Viele blieben spurlos verschwunden, weil sie hingerichtet oder elend umgekommen waren. Allein in den Jahren 1937/38 wurden unter Stalin etwa 1,6 Millionen seiner Landsleute abgeholt und verschwanden in den Gefängnissen und Lagern Russlands. Wer nicht durch Menschen oder anderweitig umgebracht wurde, dem standen viele Jahre der Not und des Elends bevor.

Görkau (Jirkov) war nur rund 20 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. In unmittelbarer Nähe, nahe einem Fußweg nach Komotau hatte man zahlreiche Bunker gebaut, deren Schießscharten grimmig nach Norden in Richtung Deutschland starrten. Tarnfarben sollten das Erkennen der Bunker erschweren. Die Tschechen waren sich der Gefahr aus Deutschland seit einiger Zeit wohl bewusst.

In diese aufgeladene und explosive Atmosphäre rückten dann eines Tages unter großem Jubel deutsche Soldaten auch in unsere kleine Stadt ein. Das Sudetenland wurde, wie es damals hieß, heim ins Reich geholt.

Beim Einmarsch in Görkau standen die „Befreier“ vor einem kleinen Problem. Kasernen, wo man die Soldaten hätte unterbringen können, gab es nicht. Das Problem war aber gar kein Problem, denn den „Befreiern“ wurden mit Freuden die Wohnungen der Befreiten weit geöffnet.

Bei uns quartierte sich der deutsche Unteroffizier Puschner aus Glauchau in Sachsen ein.

Urgroßmutter war inzwischen fast 32 Jahre alt und deutsche Staatsbürgerin.

Mein Bruder und ich waren hingerissen von der schneidigen Uniform, dem umfangreichen Marschgepäck, dem eindrucksvollen Gewehr, das vom Herrn Unteroffizier liebevoll als Braut bezeichnet wurde. Der sächsische Dialekt war für unsere Ohren ungewohnt und hatte etwas Belustigendes an sich. „Befreier“ Puschner fühlte sich rundum wohl bei uns. Deine Urgroßmutter legte sich mächtig ins Zeug und produzierte eine Palette bester böhmischer Mehlspeisen. Unteroffizier Puschner saß am Tisch, genoss seine Torte mit Sahne, nickte wohlwollend und meinte anerkennend: „Dofier loss ich gärne ehne Wurschtpemme liechen.“ (Deutsch: Dafür lasse ich gern ein Wurstbrot liegen).

Die Einquartierung währte nicht lang, denn es musste noch weiter befreit werden. Die Verabschiedung war herzlich. Unteroffizier Puschner eilte mit schwerem Gepäck zu seiner Sammelstelle in das kleine Hotel Ross.

Als deine Urgroßmutter das Zimmer unseres Unteroffiziers aufräumte, blieb ihr das fast das Herz stehen, denn hinter der Tür stand einsam und verlassen die „Braut“ unseres Befreiers. Unteroffizier Puschner hatte sein Gewehr vergessen.

Auch mein Vater war zu dieser Zeit längst aus dem Haus. Telefone in privaten Haushalten gab es zu dieser Zeit bei uns so gut wie nicht.

Was tun?

Entschlossen zog sich Urgroßmutter ihren weitesten Mantel an, verbarg das Gewehr darunter und eilte zum Hotel Ross. Der wachhabende Soldat verwehrte ihr den Eintritt und fragte, was sie wollte. „Ich muss unbedingt Herrn Unteroffizier Puschner sprechen“, meinte Urgroßmutter etwas außer Atem. „Einen Moment bitte“, erwiderte der Wachhabende, und kurz darauf erschien

der Herr Unteroffizier und richtete etwas erstaunt, als er meine Mutter sah, die Frage an sie: „Frau Jansche, Sie wünschen?“ Offensichtlich vermisste er das gute Stück bis dahin noch gar nicht. Als ihm meine Mutter ihr schweres Anliegen ins Ohr flüsterte, wich das Erstaunen einem Anflug von Entsetzen. „Sie meinen?“ – „Aber ja doch, könnte ich vielleicht … ?“

Unser Befreier zog Urgroßmutter in eine Ecke. Dort händigte sie ihm seine „Braut“ aus. „Danke“, murmelte er und drückte mit einer Hand seine vergessene „Braut“ an sich und mit der anderen die Hand deiner Urgroßmutter.

Meine Mutter hat diese Geschichte oft erzählt und mein Bruder Gustl, der drei Jahre älter war als ich, verstand es vortrefflich, den Unteroffizier Puschner und sein breites Sächsisch nachzuahmen.

Später, als der Zweite Weltkrieg längst verloren war, meinte ich, dass mit Soldaten vom Kaliber eines Unteroffiziers Puschner der Krieg hätte verkürzt werden können, wenn ihnen nicht beherzte Frauen vom Schlage deiner Urgroßmutter in die Quere gekommen wären.

(Aus: Rudolf Jansche: Geschichten für Philipp. Gott, das Universum, du und ich, Berlin (Frieling) 1999, 89 ff., © Rudolf Jansche)

Sophie’s Welt (Inge Scholl)**

Es war am Vorabend von Sophies einundzwanzigstem Geburtstag.

„Ich kann’s kaum glauben, dass ich morgen mit dem Studium anfangen darf“, hatte sie beim Gutenachtgruß zu der Mutter gesagt, die in der Diele stand und Sophies Blusen bügelte. Auf dem Boden lag ein offener Koffer mit Kleidern und frischer Wäsche und mit all den tausend Kleinigkeiten, die Sophie für den neuen Studentenhaushalt haben musste. Daneben eine Tasche mit einem knusprig-braunen, duftenden Kuchen. Sophie beugte sich hinunter und schnupperte daran. Dabei entdeckte sie die Flasche Wein, die daneben steckte. Lange genug hatte Sophie auf diesen Tag warten müssen.

Eine schwere Geduldsprobe war das schon gewesen. Zuerst Arbeitsdienst, ein halbes Jahr, das kein Ende nehmen wollte. Und dann, als sie eben zum Sprung

in die ersehnte Freiheit ansetzte, eine neue Schranke: noch ein weiteres halbes Jahr Kriegshilfsdienst. Sie wollte gewiss nicht sentimental sein, aber was sie da gelitten hatte… Die Arbeit hatte sie nicht gefürchtet, aber das andere, den Zwang, den Massenbetrieb im Lager, die Schablone. Aber auch dies wäre noch zur Not zu ertragen gewesen, wenn nicht ihre Überzeugung sie in eine tiefe, ununterbrochene Abwehrstellung gezwungen hätte. War es nicht eine unverzeihliche Charakterlosigkeit von ihr, wenn sie auch nur einmal eine Hand für einen Staat rührte, dessen Fundamente doch Lüge, Hass und Unfreiheit waren? „Ich möchte, dass ihr gerad und frei durch's Leben geht", hatte der Vater gesagt. Wie unsäglich schwer das sein konnte. Sophie hatten diesen Konflikt manchmal wie eine übergroße Last empfunden und war damit unter den vielen Mädchen beim Arbeitsdienst einsam geworden. So hielt sie sich ganz im Hintergrund und versuchte den Eindruck zu erwecken, als sei sie nicht da. Mochten die andern Mädchen von ihr denken, was sie wollten. Was Heimweh und Verlassenheit war, das hatte sie damals erfahren. Aber zwei Dinge hatte sie sich bewahrt von daheim, von der anderen Welt, und an denen hielt sie fest. Sie waren wie Pfähle in diesem Meer von Fremdheit und Widersinn. Das eine war das Bedürfnis – vielleicht war es ein Schutz gegen eine unappetitliche Umgebung –, ihren Körper in besonderem Maße zu pflegen. Ihr Geist aber suchte bei den Gedanken des Augustinus Halt. Eigene Bücher zu haben war verboten. Ihren Augustinus-Band hielt sie an einem sicheren Platz verborgen. Es gab in jenen Jahren eine Renaissance der theologischen Literatur, die von den Kirchenvätern bis zu den Scholastikern mit Thomas von Aquin als der zentralen Figur reichte, und weiter zu kühnen Nachfolgern in der modernen französischen Philosophie und Theologie. Sie erfasste auch Kreise, welche außerhalb der offiziellen Gläubigkeit standen. Bei Augustinus fand Sophie diesen Satz, der für sie geschrieben schien, ganz genau für sie, obwohl er schon über tausend Jahre alt war: „Du hast uns geschaffen hin zu Dir, und unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in Dir." Ach, es war ja nicht mehr das Kinderheimweh, es ging viel weiter, und Sophie empfand die Welt manchmal als einen fremden, öden, von Gott verlassenen Raum. Die Menschen hatten die Fähigkeit entwickelt, in Spezialisierung und Zusammenarbeit das feingliedrige Gebäude der Kultur aufzubauen. Und immer wieder fielen sie in den Zustand zurück, sich zu negieren und ihre Werke zu zerstören, schließlich nicht nur ihre Werke, sondern sich selbst.

Sophie hatte in der Nähe des Lagers eine kleine Kapelle entdeckt. Manchmal war sie dorthin gegangen. Schön war es gewesen, an der Orgel zu sitzen und zu spielen – und dazwischen nichts zu tun als nachzudenken und in die Natur hinauszuhorchen, in der sich ihre zerrissene Welt sanft ineinanderfügte und wieder Ordnung und Sinn gewann. Jede freie Stunde hatte sie genützt, um hinauszuschlüpfen in den großen Park um das Lager, der überall in Wald und Wiese überging. Ganz still hatte sie dagelegen, selbst ein kleines Stück Natur. Wie schön war der Umriss einer Tanne, in welcher Gelassenheit lebte solch ein Baum dahin. Wie schön das Moos an seinem Stamm, das so selbstverständlich von seinen Kräften zehrte. Das Leben, wie groß war es und unfasslich. Sophie fühlte, dass ihre Haut fein und porös geworden war, als könne sie es einatmen, das wunderbare, schöne Dasein der Dinge. Doch dann brach der Konflikt wieder in ihrem Herzen auf und zog die ganze Welt hinein in seine Traurigkeit.

Jetzt aber war sie frei. Und morgen wollte sie nach München fahren, ihr Leben selbst formen, an die Universität, zu Hans…

Die Mutter stand immer noch in der Diele und bügelte. Sorgfältig fuhr sie mit dem Eisen über Sophies Bluse. Nun war sie auch so weit, ihr kleiner, eigenwilliger Wisch. Was wohl aus ihr werden würde? Eine Welle von Hoffnung rann durch das Herz der Mutter. Ach, sie würde ihre Sache schaffen, wohin sie auch gestellt würde, ihr glückte doch alles, was sie in die Hände nahm. Die Gedanken der Mutter wanderten weiter, von einem Kind zum andern. Sie blieben am jüngsten haften. Der war in Russland. Was er wohl jetzt im Augenblick tat? Wenn nur der Krieg erst zu Ende wäre und sie alle wieder um den Tisch versammelt wären. Sie kniete am Boden und machte den Koffer zu. „Sie sind in Gottes Hand“, sagte sie und fing an aufzuräumen. Dazu sang sie leise, und plötzlich merkte sie, dass es das alte Lied war, mit dem sie ihre Kinder in den Schlaf gesungen hatte. „Breit aus die Flügel beide…“

(Aus: Inge Scholl: Die Weiße Rose, Frankfurt (Fischer Taschenbuch Verlag) 1977, 35-39.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1982, 1993)

Sophie Scholl, geboren am 9.5.1921, Studentin der Biologie und Philosophie, wurde in München am 22.2.1943 hingerichtet, am selben Tag wie ihr Bruder Hans und ihr gemeinsamer Freund Christoph Probst. Ihre Schwester Inge (1917-1998) schrieb über ihre Geschwister und die Widerstandsgruppe „Die Weiße Rose“.

Sieben Erinnerungen eines Kindes (Hilde Ziegler)

Am Ende des Kindergottesdienstes betet der Pfarrer für die Brüder, die im Feld stehen. Ich sehe vor mir ein Roggen- oder Weizenfeld und denke: warum stehen die Brüder im Feld? Warum gehen sie nicht weiter?

Mein Vater ist aus dem Krieg zurück. Er sagt: ich bi bedient. Und isst die Kartoffeln mit der Schale.

Sie reden über den Krieg und den Frieden. Und wie gut es die Schweizer hätten. Ach hören Sie mir doch auf mit den Schweizern, sagt Frau Plogstet. Die wurden ja auch nie angegriffen, im Gegensatz zu uns Deutschen. Also müssen wir uns wehren. Wo kämen wir denn hin, wenn wir uns nicht wehren würden? – Ich denke: vielleicht kämen wir dann endlich nach Basel. Es ist ja nicht weit. Nur ein Katzensprung.

Herr Reiser ist aus dem Krieg zurückgekommen und hat anstelle des rechten Armes einen eisernen Haken. Dieser Haken ist an einer kurzen Stange befestigt und die Stange am Rest des Armes. Bevor er ins Bett geht, muss ihm die Frau das Gestell abschnallen. Sie sagt: am liebschte det i das Ding furtwärfe, denn sitt dass er dr Arm ab hett, tuet's zäh mol so weh, wenn er mi drmit verschloht. Für ihn isch der Chrieg fertig, un für mi fangt er aa.

Fürchtet den Herrn, ruft der Pfarrer. Eine halbe Stunde später ruft er: liebet den Herrn. Was soll ich jetzt machen? Lieber lieben. Fürchten tu ich den Pfarrer.

Freddi Weber kommt nach sechs Jahren unverletzt aus dem Krieg zurück. Eine Woche später hängt er sich auf. Es heisst, der Friede habe ihm den Rest gegeben.

Wir haben jetzt ein Telefon. Wenn es läutet, erschrickt meine Mutter jedesmal. Bevor sie den Hörer abnimmt, wirft sie einen Blick in den Spiegel und sagt: jesses, wie ich wieder usseh.

(Aus: Hilde Ziegler: Während der Verlobung wirft einer einen Hering an die Decke. 198 Erinnerungen eines Kindes, Basel (Lenos Verlag) 1988, 15, 21, 22, 28f., 33, 46, 49. © Lenos Verlag, Basel)

Hilde Ziegler (1939-1999) war eine deutsche Schauspielerin und Schriftstellerin. Sie wuchs in Weil am Rhein auf und schrieb ihre Kindheitserinnerungen zur Kriegs- und Nachkriegszeit.

Jolly Kunjappu: Thought on fire, Wasserfarben auf Papier, 65 x 50 cm, 1990. © Jolly Kunjappu

Die rufenden Stimmen (Alfred Delp)

Wer bist du? –
Und Johannes sagte:
Ich bin die Stimme eines Rufers in der Wüste.

(aus Joh 1,22-23)

Wohl einer Zeit, die ehrlich von sich selber meinen darf, sie sei keine Wüste. Wehe aber einer Zeit, in der die Stimmen der Rufenden in der Wüste verstummt sind, überschrien vom Tageslärm oder verboten oder untergegangen im Fortschrittstaumel oder gehemmt und leiser geworden aus Furcht und Feigheit. …

Die Johannes-Gestalten dürfen keine Stunde im Bild des Lebens fehlen. … Ihr Herz ist ihnen voraus, und deswegen ist ihr Auge so hellsichtig und ihr Urteil so unbestechlich.

Sie rufen nicht um des Rufes willen oder der Stimme wegen. Oder weil sie den Menschen die schönen Stunden auf der Erde neideten, da sie ja selbst ausgemeindet sind aus den kleinen trauten Kreisen des Vordergrundes. Sie haben den großen Trost, den nur der kennt, der die innersten und äußersten Grenzen des Daseins abgeschritten hat. …

Sie rufen den Menschen vor seine letzte Chance, während sie schon den Boden beben spüren und das Gebälk knistern und Sterne des Himmels sogar in Ungeborgenheit hängend schauen. Sie rufen den Menschen in die Möglichkeit, die wandernde Wüste, die ihn überfallen und verschütten wird, aufzufangen durch die größere Kraft des bekehrten Herzens.

Ach Gott, der Mensch heute weiß es ganz praktisch wieder, was es heißt, Schutt wegräumen und Wege wieder eben machen. Er wird es noch lange Jahre wissen und tun müssen. Dass doch die rufenden Stimmen aufklingen, die die Wüste deuten und die Verwüstung von innen her überholen. Dass die Gestalt des Johannes … in unseren Trümmerwüsten kein Fremdling bleibe. Denn wie sollen wir hören, wenn keiner ruft und das Toben der wildgewordenen Zerstörung und Verblendung wirklich überbietet?

(Aus: Alfred Delp: Im Angesicht des Todes. Alfred Delp (1907-1945), Jesuit und Mitglied des Kreisauer Kreises im Widerstand gegen Hitler, schrieb diese Gedanken über die biblische Gestalt Johannes des Täufers mit gefesselten Händen im Advent 1944 in der Haftanstalt Berlin-Tegel. Am 2. Februar 1945 wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet.)

„Sei ein Mensch!“ (Marcel Reif)

Als sich Anfang der 50er-Jahre in Polen, wo wir lebten, wieder antisemitische Strömungen breitmachten, beschlossen meine Eltern, beschloss vor allem mein Vater: Einmal ist genug! Er hatte den Holocaust überlebt, die meisten aus seiner Familie nicht. Über den letztlich nicht tragfähigen Umweg Israel zog die Familie nach Deutschland, in das Land der Täter. Das Land der Täter!

Aber hier waren Freunde, waren Verwandte, die helfen konnten. Hier fanden wir ein Dach über dem Kopf, hier fand mein Vater Arbeit, um die Familie durchzubringen. Das neue, das andere Deutschland bot ihm jetzt eine zweite Chance auf anständiges, würdevolles Leben. Und hier wuchsen meine Schwester und ich auf - eine fröhliche, sorgenfreie, liebevolle Kindheit und Jugend war das. Fröhlich und sorgenfrei nicht zuletzt – das weiß ich heute –, weil mein Vater schwieg.

Kein Wort über all das, was er erlebt, was er überlebt hatte. Er sprach nicht, und ich fragte nicht. Ich würde gern behaupten: weil es seine Entscheidung war und ich sie respektiert habe. Vielleicht, auch. Aber vor allem war es meine Angst, Angst, Unsagbares hören, Unfassbares erfassen und Unerträgliches ertragen zu müssen: Bilder des Grauens, was man meinem großen, starken Vater angetan hatte. Die Wahrheit war doch eindeutig genug: Ich hatte keine Großeltern, und ich wusste, warum. Ein Onkel, eine Tante, eine Cousine waren geblieben, alle anderen: ermordet.

Jahre nach Vaters Tod war offenbar ein Schweigegelöbnis seiner Frau, unserer Mutter, abgelaufen. Ich wollte jetzt wissen, und sie durfte sprechen.

Vater war ein liebevoller, ein guter Opa. Mindestens einmal in der Woche kam ich mit meinem kleinen Sohn zu Besuch. Es waren wunderbare Stunden. Nur manchmal verfiel er kurz in eine kleine Depression, er wurde für ein paar Minuten unerreichbar. Ich fand das angesichts seines kleinen Enkels unangemessen und war einmal drauf und dran, mich dazu zu versteigen, ihn dafür tadeln zu wollen. Da fuhr meine Mutter dazwischen: Sie machte so eine absolute Handbewegung und sagte: „Du weißt ja gar nichts!“ Zum Glück habe ich reagiert auf dieses Durchparieren und meinen Mund gehalten. Weil ich zwar nicht wusste, aber offenbar sehr wohl ahnte: Da ist etwas, viel zu groß, viel zu furchtbar.

Mutter erzählte, wie eine Gruppe Juden mit meinem Vater auf der Flucht durch die Wälder einen kleinen Jungen – ungefähr so alt wie sein Enkel – bei polnischen Bauern zurückließ, um überhaupt eine Chance zu haben. Nach der Befreiung wollten sie den Jungen wieder abholen. „Es tut uns leid. Die Deutschen kamen, und da mussten wir das Kind die Klippe runterwerfen.“ Und Mutter sagte: „Weißt du: Manchmal, wenn du mit deinem Sohn bei uns warst, hatte er auch diesen Jungen vor Augen.“

Hätte ich ihn fragen sollen, ihn fragen müssen? Wäre es richtiger gewesen, besser, leichter für ihn und für mich? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich gewiss: Ich bin der Letzte, der Allerletzte, dem es zusteht, darüber zu urteilen! Im Nachhinein sowieso.

Viel zu gern hatte ich als Kind und junger Mann diesen warmen, kuscheligen Mantel seines Schweigens angenommen, mich darin eingewickelt mit den Sorgen und Problemen eines Nachkriegs-Wirtschaftswunder-Sprösslings: die Latein-Note, Modell und Farbe des ersten Autos, die Fußballer-Karriere – Gegenwart nur und rosige Zukunft.

Ich glaube, die Vergangenheit habe ich erst 50 Jahre später wirklich angenommen in den Gesprächen mit meiner Mutter. Wobei – Gespräche? Ich brauchte für ein Buch ein paar Erläuterungen von ihr, Präzisierungen, Abgleich von Jahresdaten. Es wurden drei Tage daraus. Sie hat erzählt, und ich habe zugehört. Wir haben viel gelacht und noch mehr geweint. Und sie hat am Ende bestätigt, besiegelt, was mein Vater gewollt und geschafft hatte, nämlich: Es durfte nicht sein, dass auch noch seine Kinder von den furchtbaren Schatten heimgesucht, gequält werden, die seine Kindheit und Jugend verdunkelt, zerstört hatten. Wir sollten, wir durften nicht in jedem Postboten, Bäcker, in jedem Straßenbahnfahrer oder Lehrer einen möglichen Mörder unserer Großeltern vermuten. Eine behütete, unbelastete, unbeschwerte Kindheit sollte es sein, musste es sein.

Und: Er wollte diesen verschlossenen Raum in unserem Lebenshaus auch nicht mal einen Spalt breit öffnen – auch nicht für die „guten Geister“, die darin ja ebenfalls wohnten: So hatte ihn der spätere Krupp-Manager Berthold Beitz aus einem Todeszug Richtung Vernichtungslager geholt und ihm damit das Leben gerettet. Ohne Beitz würde ich heute nicht hier stehen.

Oder: Vor ein paar Jahren sprach mich ein Mann hier in Berlin auf der Straße an, ob ich ein paar Minuten Zeit hätte für einen Kaffee, er wolle mir etwas über

meinen Vater erzählen: Auf der Flucht durch die Wälder hatte Vater ihn, den Vierjährigen, auf den Schultern getragen und ihm so das Leben gerettet. – Das alles weiß ich heute.

Und noch etwas habe ich endlich – viel zu spät! – erkannt, begriffen, und das ist, was zählt: Ich erinnere mich nicht an den Anlass und nicht an den Zeitpunkt, aber mir wurde irgendwann beinahe schlagartig klar, dass mein Vater ja doch gesprochen hatte und mir all das gesagt und mitgegeben hatte, was ihm wichtig war; was er gerettet hatte, als Essenz destilliert aus all dem Unmenschlichen der Häscher und Mörder, aus dem Übermenschlichen eines so mutigen Berthold Beitz, aus dem, was er selbst geleistet hatte mit dem kleinen Jungen, der seine eigene Menschlichkeit abgefragt hatte. Das alles hat er in einen kleinen Satz gepackt. Und ich erinnere mich täglich mehr daran, wie oft er mir diesen Satz geschenkt hat – mal als Mahnung, mal als Warnung, als Ratschlag oder auch als Tadel. Drei Worte nur in dem warmen Jiddisch, das ich so vermisse: „Sej a Mensch!“ – „Sei ein Mensch!“

Dein Schweigen, deine Lebensfreude trotz allem, deine ungebrochene Fähigkeit, uns so viel Liebe und Fürsorge zu geben – und dieser Satz: „Sei ein Mensch!“ –, dafür danke, Papa! Und ich bin stolz, dass ich meinen Söhnen und Enkeln, die da oben sitzen[1], dieses Vermächtnis ihres Groß- und Urgroßvaters habe offensichtlich weitergeben können.

(Aus der Rede von Marcel Reif bei der Gedenkstunde des Deutschen Bundestags für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2024 (Transskript). © 2024 Deutscher Bundestag)

[1] Auf der Besuchertribüne des Deutschen Bundestags. (Anm. d. Hg.)

Wie einfach sind die wesentlichen Ereignisse! (A. de Saint-Exupéry)

Wie baut das Leben jene Kraftfelder auf, von denen wir leben? … Wie wenig Lärm machen die wirklichen Wunder! Wie einfach sind die wesentlichen Ereignisse …

Es war eines Tages vor dem Krieg an den Ufern der Saone, in der Gegend von Tournus. Wir hatten zum Mittagessen ein Restaurant gewählt, dessen Holzveranda über den Fluss hing … Und da ein paar Schritte von uns zwei Matrosen einen Kahn löschten, haben wir sie eingeladen. Wir haben sie von unserem Balkon herab angerufen. Und sie sind gekommen. Wir hatten es so natürlich gefunden, Kumpane einzuladen, vielleicht wegen dieses unsichtbaren Festes in uns … Die Sonne tat gut. Die Pappeln des anderen Ufers, die Ebene bis zum Horizont, sie badeten in ihrem linden Honiglicht. Wir wurden immer fröhlicher und wussten keineswegs, warum. Auf alles war Verlass: auf die Sonne, dass sie schien; den Fluss, dass er dahinfloss; die Matrosen, dass sie auf unseren Zuruf gekommen waren; das Mädchen, das uns mit einer Art glücklichen Freundlichkeit bediente, als gäbe sie ein unvergängliches Fest…

Wir genossen eine Art vollkommenen Zustandes, alle Wünsche waren erfüllt, wir hatten uns nichts mehr anzuvertrauen. Wir fühlten uns rein, aufrichtig, klar und milde. Wir hätten nicht zu sagen gewusst, welche Wahrheit es war, deren Evidenz uns entzückte. Aber das Gefühl, das uns beherrschte, war das der Gewissheit.

(Aus: Antoine de Saint-Exupéry: Brief eines Ausgelieferten, zit.n.: Worte zum Leben, hg. v. Norbert Lechleitner, Freiburg (Herder) 1997, 58f.)

Betthupferl für meine Enkel und Enkelinnen (Roland Dürre)*

Liebe Enkelin, lieber Enkel!

Heute erzähle ich Euch die Geschichte unserer Familie. Ich beginne mit mir. Mein Leben auf der Erde ging – wie bei allen Menschen – mit meiner Geburt los. Es war ein Sommertag im Juni des Jahre 1950. Da hat mich meine Mutter Erna – die heute Deine Urgroßmutter wäre – geboren. Meine Mutter war bei meiner Geburt 26 Jahre alt. Sie lebte in Ehe mit ihrem Mann Alfred – meinem Vater und Deinem Urgroßvater. Er war damals 31 Jahre alt. Das ist ein gutes Alter, um Eltern zu werden.

Ich war damals null Jahre alt. Mein Leben begann in einer für mich völlig neuen Welt. Wie das immer bei Babies so ist. Ich musste alles neu lernen. Wie das auch bei allen Kindern so ist. Fünf Jahre später bekam ich noch eine Schwester. Als großer Bruder habe ich von diesem kleinen Baby viel gelernt

Meine Eltern hatten damals schwere Jahre hinter sich. 1950 war der Weltkrieg zwar vorbei. Er hatte 1945 geendet. Aber es gab immer noch viele Ruinen. Die Narben des großen Krieges waren noch überall zu sehen. Beim Heranwachsen erlebte ich viele Menschen immer noch als von den Erlebnissen des Krieges stark traumatisiert. Heute hätte man gesagt, sie hätten eine psychotherapeutische Behandlung gebraucht (aber diese damals nicht bekommen).

Das war auch kein Wunder, denn alle Menschen – auch mein Vater und meine Mutter – hatten schlimme Sachen erlebt.

Mein Vater Alfred:

Mein Vater war ein typischer Berliner Junge. Er wuchs in einer Weltstadt auf, die damals einen Ruf hatte wie heute vielleicht New York. Berlin war getrieben von der Lust am Leben. Bekannt war Berlin für seine Attraktionen und Ablenkungen. Es war die Stadt der Kabaretts und des Glückspiels. Die Stadt der Pferde- und Fahrradrennen. Die Stadt der Boxkämpfe.

Die Stadt amüsierte sich nach Kräften, viel Geld floss in Unterhaltung und Wettbüros. In Berlin herrschte Ende der 30er Jahre zwar auch viel Not, aber es herrschte eine Aufbruchstimmung. Berlin war eine Großstadt, in der das Leben pulsierte. Dekadenz traf sich mit Zukunftsglauben. Die Straßen waren voller hübscher Frauen und tatendurstiger, übermütiger junger Männer. Nichts schien

unmöglich in dieser Stadt. Das Lied von der „Berliner Luft“ beschrieb die Einzigartigkeit.

Mode, Musik und Unterhaltung erlebten Höhepunkte. Viele Menschen hatten große Träume, aus denen aber nichts werden sollte. Denn der große Krieg war schon geplant. Man musste nach der Katastrophe des verlorenen 1. Weltkriegs wieder „kriegstüchtig“ werden, denn die Berliner Machthaber wollten die Welt erobern. Um endlich der gedemütigten deutschen Nation den Platz zu verschaffen, der dem großen Vaterland zustand!?

Die Gymnasien bekamen so eine Art G8 verordnet. D.h. die Zeit am Gymnasium wurde von neun Jahren auf acht reduziert, weil man die jungen Männer als Soldaten für den Krieg brauchte.

Mein Vater wollte Häuser bauen. Sein Ziel war, Architekt zu werden. Als Sohn einer alleinerziehenden Mutter war das Studium schwierig. Er schaffte den Start – vor allem dank seiner Mutter. Nach dem G8 besuchte er für ein Semester die Technische Universität Berlin.

Ich war später sehr beeindruckt von der schönen Schrift und der hohen Qualität seiner Mitschriften aus den Vorlesungen.

Nach einem Semester war das Studium zu Ende und er musste Soldat werden. Als Soldat bereiste er viele Länder und erlebte Dinge, die nicht gut waren für einen jungen Mann. Wahrscheinlich tat er in seiner Rolle als Soldat auch viel Böses.

Über sechs Jahre war er in vielen Ländern der Welt als kämpfender Soldat unterwegs. Er hat eigentlich nie darüber gesprochen. Nach dem Krieg kam er zurück in ein total kaputtes Land. Man fing bei Null an, die Zivilisation lag am Boden. Es ging nur darum, zu überleben. An eine Wiederaufnahme seines Studiums war nicht zu denken.

Meine Mutter Erna:

Ganz im Gegensatz zu meinem Vater wuchs meine Mutter Erna in einem kleinen und sehr ländlichen Ort im Sudetenland auf. Sie war fünf Jahre jünger als ihr späterer Ehemann Alfred aus Berlin. Mit ihrer Familie lebte sie in einem kleinen Dorf. Heute würde man sagen eine knappe Autostunde von Troppau (heißt heute Opava) entfernt. Als kleines Mädchen war sie Bürgerin des königlich und kaiserlichen Österreich-Ungarn.

Noch in jungen Jahren musste sie dann ihre Staatbürgerschaft mehrfach wechseln. Ohne ihr Zutun wurde sie Österreicherin, war dann eine zeitlang tschechische Staatsbürgerin und wurde schließlich Bürgerin des deutschen Reiches. Mir hat sie erzählt, wie Adolf Hitler zur Machtübernahme persönlich im Sudetenland vorbeigeschaut habe und bejubelt empfangen wurde.

Mein Großvater Rudolph (ihr Vater und mein Großvater) hatte drei Töchter. Er war wohl ein angesehener Bürger, hatte eine kleine Landwirtschaft inklusive einer Gastwirtschaft und einen eigenen Mühlbetriebes besessen und betrieben. Er war wohlhabend und überzeugter Sozialdemokrat, hatte Ehrenämter inne und war als solcher auch bei der lokalen Polizei tätig. Im 3. Reich wurde er kriminalisiert und eine Zeitlang inhaftiert.

Zwei seiner Töchter (meine Tanten) sollten den Betrieb übernehmen. Meine Mutter sollte dafür ein Studium finanziert bekommen, um ihre Zukunft zu sichern. So wurde sie in jungen Jahren in ein Internat nach Troppau gebracht, um dann dort für das Lehrfach zu studieren.

Sie war sehr unglücklich, weil sie ihr Zuhause verlassen und alleine in der Großstadt „Troppau“ im Internat leben musste. Besonders den Abschied von den Tieren auf „ihrem“ Hof beklagte sie noch bis ins hohe Alter. Leider konnte sie ihr Studium als Lehrerin, dass für sie zu einem großen Vorteil werden sollte, nie wertschätzen.

Einmal in ihrer Jugend war sie wohl auf einer Art Studienfahrt in Berlin. Die Hauptstadt des deutschen Reiches mochte sie gar nicht, sie träumte immer von den goldenen Städten Wien und Budapest.

Das Schicksal:

Meine Familie mütterlicherseits wurde vom Schicksal hart getroffen. Als endlich der große Krieg vorbei war und alles in Trümmern lag, wollte mein Opa das Land, auf dem er lebte und das er liebte, wieder aufbauen. Er war dann sehr überrascht, dass er sofort nach Kriegsende von der neuen Administration komplett enteignet und dann mit Frau und drei Töchtern auf eine mehrtägige Zugreise in einem Güterwagen gemeinsam mit vielen anderen ins deutsche Bayern verfrachtet wurde.

Ihm und der ganzen Familie war es ein Leben lang wichtig, dass sie keine Flüchtlinge, sondern (Heimat-)Vertriebene waren (Flüchtlinge galten als

Verräter). Jahre später musste ich meine Großeltern und Eltern auf Veranstaltungen von Sudetendeutschen begleiten und habe die Rivalitäten zwischen „Heimat-Vertriebenen“ und „Flüchtlingen“ selber erlebt.

Angekommen in Bayern fanden meine Tanten einen Job als Hilfsarbeiterinnen bei der Wurstfabrik Zimmermann in Thannhausen. Meine Mutter hatte es besser, denn sie wurde in Bayern als Lehrerin angestellt.

Glücklich war sie aber nicht.

Denn die Schule war zirka 30 Kilometer von ihrem Wohnort in Thannhausen entfernt und in den ersten Jahren nach dem Krieg gab es noch keine öffentliche Verbindungen, von individuellen Verkehrsmitteln ganz zu schweigen. Das heißt sie musste täglich einen Schulweg von insgesamt 60 Kilometer zu Fuß zurück zu legen.

Außerdem bemerkten die Schüler schnell, dass sie keine Bayerin war. Sondern eine „Zugereiste“ und „Einquartierte“. So fühlte sie sich als Lehrerin ausgegrenzt und – wie man heute sagen würde – „gemobbt“.

Meine Eltern:

Meine Eltern haben sich in Bayern kennengelernt. Das ging so:

Mein Vater hatte es im letzten Kriegsjahr mit den Resten seiner Einheit nach Italien verschlagen. Ihm ist es wohl gelungen in den Wirren der Kapitulation mit einem Freund gemeinsam ein Fahrzeug der sich auflösenden deutschen Wehrmacht zu übernehmen und es mit diesem über die Alpen nach Bayern zu schaffen. Dieses Fahrzeug gab er dann bei der neuen Militär-Administration kurz nach Kriegsende ab und bekam als Gegenleistung einen Job als Busfahrer (so wurde er auch zum Eisenbahner, als den ich ihn erlebt habe).

Meine Mutter hatte ja schon einen Job als Lehrerin in Bayern. Mit dem langsamen Wiederaufbau der Zivilisation entfiel für sie der tägliche Fußmarsch zur Schule, weil wieder erste Busverbindungen in Bayern fuhren, darunter auch eine Bahn-Buslinie, die meine Mutter für den Weg zur Schule nutzen konnte.

Die Geschichte ging weiter. Der Busfahrer des Linienbusses verliebte sich in die junge hübsche Lehrerin, die diesen Bus täglich auf der Fahrt zur Schule und zurück nutzte. Und der jungen Lehrerin gefiel der Berliner Busfahrer, den es nach Bayern verschlagen hatte, auch ganz gut.

Aus Verliebtheit wurde eine Ehe. Und ich erblickte fünf Jahre nach dem Kriegsende an einem hoffentlich schönen Tag im Juni in Augsburg die Welt. Meine Mutter gab ihr (ziemlich verhasstes) Lehramt auf und kümmerte sich nur noch um mich – ihr kleines Baby.

Mein Leben

Jetzt bin ich in der Geschichte dran. Denn was ich erleben durfte, kann ich nur als einmaliges und großes Glück bezeichnen.

Denn seit meiner Geburt im Jahre 1950 durfte ich 75 Jahre im Frieden leben. Wohlstand kann sich nur dort entwickeln, wo Frieden herrscht. Und wie einzigartig schön es ist, ein Leben fast ganz im Frieden verbringen zu dürfen, kann ich nur erzählen. Das war die größte Gnade, die mir zu Teil wurde. Deswegen sage ich Euch: Wir dürfen niemals den Frieden gefährden. Und auf dumme Gedanken kommen wie „Frieden schaffen mit Waffen“. Das funktioniert nicht.

Aber der Reihe nach. Die ersten fünf Jahre lebten wir – sehr eng – in einem kleinen Haus in der St.-Afra-Siedlung in der Nähe von Kissing und Mering, ganz nahe an der Eisenbahnstrecke Augsburg-München. Mein Vater arbeitete fleißig an seinem beruflichen Aufstieg bei der Eisenbahn. Die Ansprüche waren gering, war man doch froh, überlebt zu haben. Deshalb meine ich, dass die ersten fünf Jahre trotz der Traumatisierung meiner Eltern für mich sehr schön waren.

Nach fünf Jahren ging es weiter „aufwärts“. Wir bekamen eine „moderne“ Eisenbahner-Wohnung in der Rosenaustraße 18 in Augsburg. Da wurde nach unserem Einzug sogar eine Zentralheizung eingebaut. Wir haben nicht mehr gefroren und gehungert. Und langsam erreichte das Wirtschaftswunder auch uns.

Die Jahre ab 1956 mochte ich nicht. In der Rosenaustraße gab es keine Ruhe mehr. Wenn der Autoverkehr nachts auf der Straße vor dem Haus ein wenig ruhiger wurde, ging der Lärm auf dem Rangierbahnhof hinter dem Haus erst so richtig los. In der Früh – wenn ich endlich eingeschlafen war – musste ich raus und in die Volkschule. In dieser war es langweilig (ich konnte dank den Bemühungen meiner Mutter schon weit vor der Schule Lesen und Schreiben). Trotzdem hasste ich die Schule und ihre Lehrer wegen der damals üblichen Erziehungsmethoden, die in der Volksschule wesentlich aus Schlägen bestanden.

Ich war ein missratenes Kind, das nicht in die Schule wollte. Ich galt als faul und sehr nervös. Meine Mutter schaffte es aber trotzdem, mich 1960 in ein

Gymnasium zu bringen. Da ging es mir besser. Ich lernte interessante neue Dinge, die Lehrer am Gymnasium waren jung (und keine alten Nazis mehr), und geschlagen wurde auch nicht mehr.

Die Jahre bis zum Abitur haben wir im Rausch verbracht. Wir tranken gerne ein paar Bier zu viel und tanzten in den „schwarzen Musikkneipen“ der GI's (der Besatzer) die Nächte durch. Zu James Brown und Otis Reading. Dann war die Party zu Ende. Wir mussten unseren Wehrdienst bei der Bundeswehr ableisten. Tranken dann noch mehr Bier und stellten uns sehr ernsthaft die Sinnfrage.

Nach dem Wehrdienst musste ich wieder zurück. In die Wohnung meiner Eltern zurück nach Augsburg. Ich nahm mein Studium – sehr lustlos – als Fahrschüler in München wieder auf und vergammelte mein Leben. Meine Zukunft sah ziemlich düster aus.

Aber ich hatte Glück!

Mit 21 Jahren lernte ich eine Frau kennen, bei der ich mir wundersamer Weise sicher war, dass sie die richtige war. Sie hieß Barbara, ich habe sie als (18-jährige) junge Frau kennengelernt und bin bis heute noch froh darüber. Sie nahm mein Leben in die Hand und rettete mich.

Das war 1972. Nach einer kurzen Phase des Kennenlernens zogen wir in eine kleine Ein-Zimmer-Wohnung nach München (Pasing, Landsberger Straße am Knie). Irgendwie gelang es der Barbara, mein Leben zu ordnen. Sie hat mir sehr geholfen, weil ich nach meiner Bundeswehrzeit wohl ziemlich kaputt war.

Wir lebten hautnah zusammen.

Kinder wollten wir keine. Wir verstanden damals schon, dass unsere (die Zukunft der Menschen) trotz Frieden und Wohlstand sehr fragil war. Der Club of Rome war nur eine Instanz, die uns lehrte, wie wir Menschen verantwortungslos mit der Welt umgingen – und dies auf vielen Ebenen.

Deswegen folgten wir dem damals häufig ausgesprochenem Satz, dass man in diese Welt, die durch Wachstumsglauben und Konsumwahn ihre Lebensgrundlagen selbst zerstörte, keine Kinder setzen dürfe!

Wir hatten Glück, weil es in den 70er Jahren das erste Mal in der Geschichte der Menschheit möglich war, Schwangerschaften einfach zu vermeiden. Denn wenn man als Mann und Frau zusammenlebt und die Gemeinsamkeit intensiv genießt, dann entstehen normalerweise Kinder.

So haben wir sieben tolle Jahr gehabt. Wir konnten eng zusammenleben, viel Freude haben und das alles ohne Kinder. Eine völlig neue und paradiesische Wunderwelt, die manche Beschädigung heilte.

Die 70er Jahre gingen zu Ende. Bei mir kamen Zweifel auf. Was war der Sinn einer geschlechtlichen Partnerschaft, außer dass sie Spaß machte? War es die gelebte „Leichtigkeit des Seins“? Oder war diese ein wenig zu belanglos?

Kurz gesagt: Ich kam – nach langem Nachdenken – auf die Idee, in unserer Gemeinschaft zu zweit einen entscheidenden Schritt weiter zu gehen! Sollten wir vielleicht doch eine Familie werden? Die notwendige Voraussetzung für Familie war in unserer bürgerlichen Welt der Abschluss einer Ehe. Also schlug ich der Barbara vor, zu heiraten und dann über die Gründung einer Familie nachzudenken.

Barbara willigte ein.

Die nächsten sieben Jahre waren für mich ein ganz anderer Rausch. Sie vergingen schnell. Plötzlich waren wir nicht mehr zu zweit, sondern zu siebt. Wir hatten fünf Kinder.

Jedes Kind haben wir als großes Wunder empfunden. Beim ersten schien das Wunder am sensationellsten. Bei den folgenden Kindern wurde es immer intensiver.

Und bis auf die normalen Schwierigkeiten wie die Notwendigkeit, mehr Wohnraum zu organisieren, und ab und zu der Kampf gegen feindliche Systeme wie die Schule war es ein schöner Traum.

Aber jeder Traum hat ein Ende. Uns wurde klar, dass wir ja relativ jung waren. Ich war erst 37 Jahre alt und die Barbara drei Jahre jünger. Wo würde das enden, wenn wir wie in den letzten sieben Jahren weitermachten?

Weil es uns gut ging und wir auch ein neues großes Haus gefunden hatten, sind es dann noch zwei Kinder geworden.

Es war immer großartig, wenn wir ein neues Baby aus der „Entbindungsanstalt“ unserer Tragetasche heimbringen durften. Und wieder ein neuer kleiner Mensch mit uns lebte, bald damit beginnen sollte, auf dem Boden herumzukrabbeln. Und das erste Mal lachen, die ersten Schritte machen oder die ersten Worte sagen sollte.

Dies siebenmal erleben zu dürfen war schön. Auch wenn die Nächte kurz waren und wir beide oft nachts raus mussten. Aber wir hatten Glück, es ging uns gut. Wir hatten auch immer Unterstützung, am Anfang durch Kinderfrauen und die Großeltern, dann vor allem durch Au-pair-Mädchen. Das machte alles viel einfacher.

Heute sind alle Kinder erwachsen. Wir sind froh, dass alle gesund und gut gelungen sind.

Und jetzt komme ich zu Euch:

Ihr seid jetzt 14 Enkel – 8 Buben und 6 Mädchen. Auch alle gesund und, wie es scheint, gut gelungen.

Wir sind da sehr dankbar! Ich hoffe, es wird Euch auch mal so gehen wie uns. Die wichtigste Voraussetzung wird sein, dass wir gemeinsam für Euch alle eine Welt des Friedens schaffen können! Und dass wir die durch das Anthropozän (und dazu gehören auch Kriege) gefährdete Welt retten können!

Daran arbeite ich heute noch! Alles andere – außer FRIEDEN und Biophilie – ist QUATSCH!

„Frei“ (Lea Ypi)

Was verstehen Sie unter Freiheit?

Ein verantwortungsbewusstes Leben in einer freien Welt.

Nun bedeutet Freiheit für viele ja: Schnitzel essen, mit dem SUV über die Autobahn brettern, mehrmals im Jahr in den Urlaub fliegen. Also genau das Gegenteil von dem, was verantwortungsbewusst scheint.

Es gibt diese wunderbare Zeile bei Platon, in der er sagt, dass der Tyrann, von dem wir denken, er sei der freieste Mensch von allen, in Wirklichkeit der am meisten gefangene ist, weil er von seinen dringlichen Bedürfnissen abhängig ist. Jemand, der sagt, ich will unbedingt Schnitzel essen oder was auch immer, ganz egal, welche Konsequenzen das hat, ist ebenso wenig frei.

Immerhin kann die Person sagen, dass sie das möchte.

Freiheit hat verschiedene Aspekte. Ich bin insofern frei, als dass mir niemand vorschreibt, was ich zu tun, zu tragen oder zu sagen habe. Das ist die Freiheit von Zwängen. Die positive Freiheit ermöglicht Menschen, sich nach ihren Vorstellungen zu entwickeln. Mein Verständnis von Freiheit ist die Grundlage von beidem: die innere Freiheit, frei zu denken und zu kritisieren. Das ist eine moralische Fähigkeit, die jeder hat, unabhängig davon, ob er reich oder arm ist, unter Zwängen lebt oder nicht. Sie funktioniert aber nur im Zusammenspiel mit der Freiheit aller anderen. Es geht also nicht nur darum, was man selbst tut.

Diese Vorstellung geht auf Immanuel Kant zurück, der ja so etwas wie Ihr Bruder im Geiste ist. Warum gerade er?

Seine Philosophie bildet die ideelle Grundlage für eine funktionierende Demokratie. Das persönliche Individuum kann seine moralischen Ziele nicht verwirklichen, ohne seine Ziele in eine Beziehung zu den Zielen anderer Menschen zu setzen. Das ist ein systematischer Gedanke. Dabei geht es nicht nur um die Freiheit einer Familie, einer Gruppe, eines Staates oder eines Landes, sondern um die gesamte soziale Beziehung. Das System ist global. Das heißt: Eine Welt, die nicht für alle frei ist, ist für niemanden frei. Damit ermöglicht uns Kant, eine entscheidende Frage zu stellen: Unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen kann Freiheit, verstanden als moralisches Handeln, gedeihen? …

Wenn wir die Marktwirtschaft weiter als selbstverständlich hinnehmen, untergraben wir uns unsere gesellschaftlichen Ideale von Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie selbst. Das ist falsch. Wir sollten genau umgekehrt vorgehen und unsere politischen Erzählungen auf der Idee einer freien und gerechten Gesellschaft aufbauen. Anstatt mit dem Kapitalismus sollten wir mit einer wirklichen Alternative beginnen. Dann können wir versuchen herauszufinden, wie viel Markt wir brauchen, um diese Vision attraktiv und glaubwürdig zu machen.

Sie schlagen als Alternative einen „moralischen Sozialismus“ vor. Ist der Begriff nicht verbrannt?

Wir können es auch radikale Demokratie oder Egalitarismus nennen. Das Problem ist nicht das Etikett. Die Menschen fühlen sich nicht von Etiketten angezogen. Sie wollen wissen, was wir über die von ihnen wahrgenommenen Probleme zu sagen haben. Wenn Menschen Migration für ein Problem halten, dann

müssen wir sie überzeugen, dass nicht jemand, der ihren Job bekommt, das Problem ist, sondern dass unser gesellschaftliches System nicht zulässt, dass sie und die anderen gleichzeitig gut leben können. Und dass es deshalb einen Systemwandel braucht. …

Was kommt für die Menschen dabei rum, Freiheit anders zu verstehen und um sie zu kämpfen?

In einem sehr schönen Interview wird der britische Philosoph Bertrand Russell über Atomwaffen und nukleare Katastrophen befragt. Irgendwann sagt er: „Wissen Sie, nukleare Katastrophen können die Menschheit vernichten. Und ich denke, das wäre wirklich schlecht. Glauben Sie nicht?“ Uns droht mit dem Kapitalismus die gleiche Gefahr. Wenn der Gedanke, dass das menschliche Leben an sich auf dem Spiel steht, die Leute nicht motiviert, dann weiß ich nicht, was sie stattdessen motivieren kann.

(Aus: „Vielen geht es gar nicht gut“. Interview von Tobias Bachmann mit Lea Ypi, in: taz-online, 15.7.2024, https://taz.de/Philosophin-ueber-radikale-Systemkritik/!6021416/ (Mai 2025).© 2024 taz Verlags und Vertriebs GmbH, Berlin. Alle Rechte vorbehalten)

Lea Ypi wurde 1979 in Tirana, Albanien, geboren. Die Philosophin und Politikwissenschaftlerin ist Professorin für politische Theorie an der London School of Economics. 2022 erschien bei Suhrkamp ihr Buch „Frei. Erwachsenwerden am Ende der Geschichte“.

Kindergeschichte (Hanns Dieter Hüsch)

Das ist die Geschichte von den Kindern
Die ausziehen und um Frieden bitten
Um Frieden auf ihre Art
Denn sie freuen sich worüber wir uns nicht mehr freuen
Die Kinder ziehen aus mit Zweigen und Schildern
Und Bilderbüchern und sie singen ihre Welt
In unsere Welt
Und sie singen und sie winken
Dass kein Mensch sie übersieht überhört unterschätzt
Ihre Welt ist nicht unsere Welt
Und ihr Geld ist nicht unser Geld
Ihr Spiel ein Kinderspiel

Ihr Mund ein Kindermund
Ihr Herz ein Kinderherz
Ihr Land ein Kinderland
Ihr Schmerz ein großer Schmerz
Ihr Sand ein großes Reich
Ihr Ohr ein großes Tor

Das ist meine Geschichte

Die Kinder ziehen aus damit wir sie besser im
Auge behalten wenn sie lachen wenn sie weinen
Auf dieser bösen weiten Welt
Kinder aus Nagasaki gelb wie Nikotin
Kinder aus Liverpool deren Eltern aus Wien
Kinder aus Winterthur groß nur wie drei Käse
Kinder aus Istanbul und danach ein Chinese
Kinder aus Sao Paulo auf Plantagen geboren
Kinder aus Leningrad Köpfchen kahlgeschoren
Kinder aus Albuquerque indianisches Blut
Kinder aus Halberstadt deutsches Gedankengut
Kinder mit nackten Füßen und einer Handvoll Brot
Singen winken und grüßen Kinder in schwarz und in rot
Eskimos kommen mit Schnee
Stapfen verspielt herum wie ein Bild von Paul Klee
Kinder aus Hilversum
Neben mir spricht man mongolisch
Kinder aus Nazareth Augen sehr melancholisch
Haben kein Dach und kein Bett
Haben nur Kindergeld
Bitten dass man sie hört
Dass man ihr Bild von der Welt nicht zerstört
Denn ich höre die Kinder vor dem Einschlafen sagen
Die Wolken sind der Fußboden des lieben Gottes.

Das ist meine Geschichte.

(Hanns Dieter Hüsch: Kindergeschichte, aus: Hanns Dieter Hüsch / Uwe Seidel: Ich stehe unter Gottes Schutz, S. 144f., 2020/18, © tvd-Verlag Düsseldorf 1996)

Der andächtige Widerständler (Heribert Prantl)

Alle reden, alle schreiben vom neuen Papst. Der Amerikaner Robert Francis Prevost, geboren 1955 in Chicago, hat mit seiner Wahl zum Papst am 8. Mai 2025 den Namen Leo angenommen – nach einer abwechslungsreichen internationalen kirchlichen Karriere: Er war Generalprior des Augustinerordens; er wurde Bischof in Peru, dann Erzbischof, dann Präsident der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika, dann Kardinal und schließlich, im vierten Wahlgang des Konklaves im Vatikan, zum Nachfolger von Papst Franziskus gewählt. Indes: Um diesen Leo XIV. geht es in diesem Newsletter nicht. Der Leo, um den es in diesem Newsletter geht, hat keine so steile Karriere gemacht; er hat gar keine Karriere gemacht. Und er hieß auch schon von Geburt und Taufe an Leo.

Dieser Leo Feichtmeier wurde als Sohn einfacher Leute in Freihung im oberpfälzischen Landkreis Amberg-Sulzbach geboren, studierte Theologie und Philosophie, wurde katholischer Priester wie seine zwei Brüder. Er wurde ein hochgebildeter und sehr belesener Kaplan in Windischeschenbach und Roding in der Oberpfalz, dann katholischer Religionslehrer am Regental-Gymnasium in Nittenau, an der Schule, an der ich damals mein Abitur gemacht habe. Dort arbeitete er bis zu seiner Pensionierung als Oberstudienrat. Mehr ist er nicht geworden, nicht einmal Studiendirektor, trotz seiner vielen Dienstjahre. Der Grund: Er war zu aufmüpfig. Er war den kirchlichen und den staatlichen Autoritäten zu kritisch, er war der „Anti-WAA-Pfarrer“, er war das geistliche Gesicht des Widerstands gegen den Bau der atomaren Wiederaufarbeitungsanlage im oberpfälzischen Wackersdorf, Landkreis Schwandorf. Er war der katholische Geistliche, der am Franziskus-Marterl in der Nähe des Bauzauns Andachten hielt, er war einer, der (nicht nur dort) klug und donnernd predigte wie ein katholischer Martin Luther. Der Widerstandspfarrer Leo Feichtmeier glich den Bildern, die man vom Reformator kennt, auch von seiner Statur und seiner Physiognomie.

Als sich seine Kirchenoberen ausdrücklich gegen seine am Bauzaun stattfindenden „wirtschaftsfeindlichen Veranstaltungen“ ausgesprochen hatten, als ihn der Generalvikar seiner Diözese Regensburg dringlich ermahnte, die Proteste zu lassen, als Franz-Josef Strauß von der kleinen Franziskus-Kapelle, die Kernkraftgegner gebaut hatten, als einem „Werk des Teufels“ sprach – Leo Feichtmeier ließ sich davon nicht beeindrucken. Er machte weiter. Er hielt dort Andachten, er

betete mit den Kernkraftgegnern, er predigte seinen oberpfälzischen Landsleuten und den aus ganz Deutschland angereisten Protestierern über die Schöpfung und über die Gefahren, die ihr drohen. Auch von einem Disziplinarverfahren wegen angeblicher Agitation ließ er sich nicht einschüchtern. Er blieb, was er war: ein kritischer Geist. Seine Predigten in den Sonntagsgottesdiensten waren auch nach seiner Pensionierung gepfeffert und bischofskritisch; er warb für tiefgreifende kirchliche Reformen.

Leo Feichtmeier ist jetzt im Alter von 91 Jahren in Nittenau gestorben. Am vergangenen Freitag wurde er dort beerdigt. In der Bergpredigt stehen acht Seligpreisungen. Man darf für den Anti-WAA-Pfarrer Leo Feichtmeier eine neunte Lobpreisung hinzufügen: Selig sind die Unruhegeister und Widerständler, denn sie erhalten uns die Heimat.

(Aus: Heribert Prantl: Der andächtige Widerständler, in: Prantls Blick. Die politische Wochenschau, Newsletter, 1. Juni 2025, © Heribert Prantl. Siehe auch: https://heribert-prantl.de/prantls-blick/leo-der-zornige/)

Ronny Großkopf (Barbara Stöckl)

Roland Düringer, der Kabarettist, besaß früher einen Motocross Rennstall und einer seiner Fahrer hieß Ronny Großkopf. Ronny war durch und durch Rennfahrer, so ein richtig wilder Hund, mit Tattoos und allem was so dazugehört. Seine Karriere als Rennfahrer nahm dann aber leider ein abruptes Ende, Ronny hatte bei einem seiner Rennen einen schweren Unfall und ist seitdem querschnittgelähmt.

Roland Düringer fühlte sich natürlich gewissermaßen verantwortlich und wollte seinem Schützling helfen, seine Wohnung behindertengerecht umzubauen, damit er mit seinem Rollstuhl zurechtkommt. Roland kam mit diesem Anliegen zu mir in die Sendung „Help TV“ und wir haben eine kleine Geschichte darüber gemacht.

Zum Zeitpunkt des Interviews mit Roland Düringer war Ronny gerade im Rehabilitationszentrum im Weißen Hof. Im Zuge des Gespräches in der Sendung „Help TV“ sprachen wir über den Zustand von Ronny, wobei Roland Düringer erwähnte, dass Ronny schon wieder Schmähs machen konnte und bereits auf dem Weg der Besserung war. Vor der Sendung hatte mir Roland unter anderem auch noch erzählt, dass die Rehabilitation gut voranginge, Ronny unter anderem Seidenmalerei als Therapie betreibe und bereits ein Seidentuch gemalt hätte.

Von Seidenmalerei als Therapiemethode am Weißen Hof hatte ich bereits gehört und ich empfand das als etwas durch und durch Positives. Für mich war klar, er kann seine Arme wieder bewegen und mit den Händen wieder kreativ arbeiten. Seidenmalerei war für mich mit einer erfreulichen Entwicklung verbunden, sprich, der Patient hatte schon Fortschritte gemacht.

Im Laufe der Sendung erwähnte ich dann, dass Ronny ein Seidentuch gemalt habe. Roland Düringer war auf diese Meldung hin total perplex und teilte mir nach der Sendung mit, dass es wohl das Schlimmste war, was ich hätte sagen können. „Der Ronny Großkopf ist ein harter Bursch und du hast jetzt im Fernsehen davon berichtet, dass er Seidentücher malt! Das ist für ihn vermutlich das Peinlichste, was es gibt auf der Welt.“

Ich rief dann den Ronny Großkopf an und versuchte ihm zu erklären, dass ich mit der Erwähnung der Seidenmalerei keineswegs seine Männlichkeit in Frage stellen wollte, sondern damit lediglich auf Therapiefortschritte hatte aufmerksam machen wollen. Die Geschichte hat sich dann so weiterentwickelt, dass mir Ronny Großkopf das Seidentuch zugeschickt und geschenkt hat. Es hängt jetzt bei mir im Büro und ich sehe es quasi als Mahnmal für den Umgang mit behinderten Menschen an. Ich hatte es gut gemeint, aber in diesem Fall zu gut. Der Schuss war nach hinten losgegangen.

(Barbara Stöckl: Ronny Großkopf, in: Marianne Hengl und Georg Schärmer (Hg.): Berührende Begegnungen, Innsbruck (Studienverlag) 2004, 59-60, © Barbara Stöckl)

Barbara Stöckl, Jahrgang 1963, ist eine österreichische TV- und Radio-Moderatorin. Im ZDF moderierte sie das Jugendmagazin „Doppelpunkt“ von 1988 bis 1993, im ORF u.a. „Help tv“ von 1995 bis 2007. Im ORF moderiert sie die Talksendung „STÖCKL.“.

„Das Leben ist so kostbar“ (Henry David Thoreau)

Ich zog in die Wälder, weil ich den Wunsch hatte mit Überlegung zu leben, „alle Wirkenskraft und Samen“ zu schau'n, zu ergründen, ob ich nicht lernen konnte, was ich lehren sollte, um beim Sterben vor der Entdeckung bewahrt zu bleiben, dass ich nicht gelebt habe. Ich wollte nicht das leben, was kein Leben war; das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, höchstens im Notfall. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so herzhaft und spartanisch leben, dass alles, was nicht Leben war, aufs Haupt geschlagen würde. Ich wollte mit großen Zügen knapp am Boden mähen, das Leben in die Enge treiben und es auf die einfachste Formel bringen. Und sollte es sich gemein erweisen, nun dann wollte ich seine ganze, unverfälschte Gemeinheit auskosten, um sie der Welt zu künden. War es jedoch rein, so wollte ich dies aus eigner Anschauung erkennen und imstande sein, bei meinem nächsten Ausflug ehrlich Rechenschaft darüber abzulegen. Die meisten Menschen sind nämlich, meines Erachtens, darüber mit sich im Unklaren, ob das Leben vom Teufel oder von Gott stammt, und so haben sie, „halbwegs übereilt“ geschlossen, dass der Hauptzweck des Menschen auf Erden sei „Gottes Lob und Preis zu singen in alle Ewigkeit.“ …

Lasst uns danach streben, bisweilen einen Tag unseres Lebens mit derselben Überlegung zu verbringen wie die Natur, und nicht durch jede Nussschale oder durch einen Mückenflügel, der auf unserm Pfade liegt, aus dem Geleise gebracht zu werden. Wir wollen früh aufstehen und fasten, oder frühstücken, ruhig und ohne Störung. Besucher mögen kommen, Besucher mögen gehen, die Glocken mögen läuten und die Kinder schreien – wir wollen gern auf solche Weise den Tag verleben. Warum sollen wir die Waffen strecken und mit dem Strome schwimmen? Lasst uns nicht untergehen und ertrinken in jenem schrecklichen Strudel, in jener Untiefe zur Mittagszeit, die man „*diner*“ nennt! Entreiße Dich dieser Gefahr und Du bist gerettet, denn der übrige Weg geht hernach bergab! Mit Nerven von Stahl und mit der Kraft der Jugend fahre an dieser Klippe vorbei, sieh nach der anderen Seite, an den Mast gebunden wie Odysseus. Wenn die Lokomotive pfeift, lass sie pfeifen, bis sie heiser wird. Wenn die Glocke tönt, warum sollen wir laufen? Wir wollen lieber darüber nachdenken, was das eigentlich für eine Musik ist. Wir wollen mit uns selber ins Reine kommen, uns mutig einen Weg bahnen durch den Dreck und Kot der

Meinungen, der Vorurteile und der Tradition, der Täuschung und des Scheins, durch jene Schlammschicht, die den Erdball bedeckt, durch Paris und London, New York, Boston und Concord, durch Kirche und Staat, durch Poesie, Philosophie und Religion, bis wir auf hartem, felsigen Grund an einen Ort gelangen, den wir „*Wirklichkeit*“ nennen und von dem wir sagen können: „Das ist, und ein Irrtum ist ausgeschlossen“. Und erst dann, wenn wir einen „*point d'appui*“ unter Wasser, Eis und Feuer gefunden haben, einen Ort, wo wir eine Mauer von Stein oder einen Staat errichten, ein Leuchtfeuer anbringen oder einen Pegel verankern können – kein Kilometer, sondern ein Realometer, damit künftige Zeiten erkennen, wie hoch die Wellen des Betruges und Scheines gingen – erst dann wollen wir unser Werk beginnen. Wenn Du eine Tatsache mit nacktem Auge scharf betrachtest, so wirst Du erkennen, dass die Sonne an ihren beiden Oberflächen leuchtet, wie ein Türkenschwert. Du fühlst wie die holde Schneide Dir durch Mark und Herz dringt und glücklich wirst Du Dein Leben beschließen. Sei es Leben oder Tod – wir hungern nach Wahrheit. Wenn es wirklich zum Sterben geht, so lasst uns das Röcheln in unsrer Kehle hören, lasst uns die Kälte in unseren Gliedern fühlen. Wenn wir aber leben, so wollen wir unsre Pflicht tun.

Die Zeit ist nur ein Strom, in dem ich fische. Ich trinke aus ihm, doch während ich trinke, sehe ich den sandigen Grund und entdecke, wie flach der Strom ist. Seine schwachen Wellen fließen dahin, doch die Ewigkeit bleibt. Ich will einen tiefen Trunk tun. Ich will im Himmel fischen, dort liegen Sterne als Kiesel am Grund. Ich kann nicht bis Eins zählen. Ich kenne nicht den ersten Buchstaben des Alphabets. Immer hat es mich betrübt, dass ich nicht so weise war wie der Tag, der mich gebar. Der Geist ist ein Beil. Mit schneidender Schärfe bahnt er sich den Weg in das Geheimnis der Dinge. Meine Hände sollen nicht mehr arbeiten als unbedingt notwendig ist. Mein Kopf ist Hand und Fuß zugleich. Ich fühle es: Dort ruhen meine reichsten Kräfte. Mein Instinkt sagt mir, dass mein Kopf, wie bei manchem Tier Schnauze oder Vorderpfoten, ein Organ zum Bohren ist. Mit ihm möchte ich meinen Weg durch diese Hügel bohren und graben. Ich bin überzeugt, die reichste Ader ist irgendwo hier in der Nähe! …

(Aus: Henry D. Thoreau: Walden. Oder: Leben in den Wäldern (1854), übers. v. Wilhelm Nobbe, Jena (Eugen Diederichs), 1922)

Biophile Gedankensplitter

Der absolute Staat mag noch so viele Vorzüge haben, er ist für ein freifühlendes Herz doch eine Unerträglichkeit; er hat die Annahme zur Voraussetzung, dass Wissen, Macht, Herrscherbefähigung in Schichten steckt, während sie doch einfach in Individuen lebt.

(Aus: Theodor Fontane: Brief an seine Frau, zit. n.: Worte zum Leben, hg. v. Norbert Lechleitner, Freiburg (Herder) 1997, 170)

Die Umstände hindern die Menschen oft, etwas zu tun, sie sind Gefangene in ich weiß nicht was für einem schrecklichen, schrecklichen, sehr schrecklichen Käfig. Es gibt auch – ich weiß – die Freilassung. Ein zu Recht oder zu Unrecht ruinierter Ruf, Armut, unvermeidliche Umstände, Widrigkeiten – das ist es, was Menschen zu Gefangenen macht.
Weißt du, was einen aus dieser Gefangenschaft befreit? Das ist jede tiefe, ernste Zuneigung. Freund sein, Bruder sein, lieben, das öffnet das Gefängnis durch eine höhere Macht, durch eine magische Kraft. Ohne diese bleibt man im Gefängnis. Wo Sympathie erneuert wird, wird das Leben neu.

(Aus: Vincent Van Gogh, (131), Cuesmes, Borinage, 5. August 1875, zit. n.: Worte zum Leben, hg. v. Norbert Lechleitner, Freiburg (Herder) 1997, 170f.)

Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben erkennt keine relative Ethik an. Als gut lässt sie nur Erhaltung und Förderung von Leben gelten. Alles Vernichten und Schädigen von Leben, unter welchen Umständen es auch erfolgen mag, bezeichnet sie als böse. Gebrauchsfertig zu beziehende Ausgleiche von Ethik und Notwendigkeit hält sie nicht mehr auf Lager.

(Aus: Albert Schweitzer, KE, 139, zit. n.: Worte zum Leben, hg. v. Norbert Lechleitner, Freiburg (Herder) 1997, 211)

„Liebe ist Ekstase“ (Benedikt XVI.)

Wie muss Liebe gelebt werden, damit sich ihre menschliche und göttliche Verheißung erfüllt? Einen ersten wichtigen Hinweis können wir im *Hohenlied* finden, einem der Bücher des Alten Testamentes, das den Mystikern wohlbekannt ist. Nach der gegenwärtig überwiegenden Auffassung sind die Gedichte, aus denen dieses Buch besteht, ursprünglich Liebeslieder, die vielleicht konkret einer israelitischen Hochzeitsfeier zugedacht waren, bei der sie die eheliche Liebe verherrlichen sollten. Dabei ist sehr lehrreich, dass im Aufbau des Buches zwei verschiedene Wörter für ,,Liebe'' stehen. Da ist zunächst das Wort ,,*dodim*'' — ein Plural, der die noch unsichere, unbestimmt suchende Liebe meint. Dieses Wort wird dann durch ,,*ahaba*'' abgelöst, das in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments mit dem ähnlich klingenden Wort *Agape* übersetzt ist und … zum eigentlichen Kennwort für das biblische Verständnis von Liebe wurde. Im Gegensatz zu der noch suchenden und unbestimmten Liebe ist darin die Erfahrung von Liebe ausgedrückt, die nun wirklich Entdeckung des anderen ist und so den egoistischen Zug überwindet, der vorher noch deutlich waltete. Liebe wird nun Sorge um den anderen und für den anderen. Sie will nicht mehr sich selbst — das Versinken in der Trunkenheit des Glücks –, sie will das Gute für den Geliebten: Sie wird Verzicht, sie wird bereit zum Opfer, ja sie will es.

Zu den Aufstiegen der Liebe und ihren inneren Reinigungen gehört es, dass Liebe nun Endgültigkeit will, und zwar in doppeltem Sinn: im Sinn der Ausschließlichkeit — ,,nur dieser eine Mensch'' — und im Sinn des ,,für immer''. Sie umfasst das Ganze der Existenz in allen ihren Dimensionen, auch in derjenigen der Zeit. Das kann nicht anders sein, weil ihre Verheißung auf das Endgültige zielt: Liebe zielt auf Ewigkeit. Ja, Liebe ist ,,Ekstase'', aber Ekstase nicht im Sinn des rauschhaften Augenblicks, sondern Ekstase als ständiger Weg aus dem in sich verschlossenen Ich zur Freigabe des Ich, zur Hingabe und so gerade zur Selbstfindung, ja, zur Findung Gottes: ,,Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es dagegen verliert, wird es gewinnen'' (*Lk* 17, 33), sagt Jesus — ein Wort, das in mehreren Varianten bei ihm in den Evangelien wiederkehrt (vgl. *Mt* 10, 39; 16, 25; *Mk* 8, 35; *Lk* 9, 24; *Joh* 12, 25).

(Benedikt XVI., Enzyklika „Deus Caritas est“ (2005), Nr. 6, © 2005 Libreria Editrice Vaticana)

Der Teufel und sein Freund (Anthony de Mello)

Eines Tages machte der Teufel mit einem Freund einen Spaziergang. Sie sahen, wie sich vor ihnen ein Mann bückte und etwas aufhob.

„Was hat dieser Mann gefunden?“ fragte der Freund.

„Ein Stück Wahrheit“, sagte der Teufel.

„Beunruhigt dich das nicht?“ fragte der Freund.

„Nein, durchaus nicht“, sagte der Teufel, „ich werde ihm gestatten, ein religiöses Glaubensbekenntnis daraus zu machen.“

Ein religiöses Bekenntnis ist ein Wegweiser, der den Weg zur Wahrheit zeigt. Menschen, die sich krampfhaft an den Wegweiser halten, werden daran gehindert, auf die Wahrheit zuzugehen, weil sie irrtümlicherweise glauben, sie schon zu besitzen.

(Aus: Anthony de Mello: Warum der Vogel singt. Geschichten für das richtige Leben (1984), Freiburg (Herder) 1987, 35-36. Mit freundlicher Genehmigung der Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Breisgau ©)

„Bedeuten“ und „Sein“ (Georg Christoph Lichtenberg)

Der Streit über *bedeuten* und *sein*, der in der Religion so viel Unheil angestiftet hat, wäre vielleicht heilsamer gewesen, wenn man ihn über andere Materien geführt hätte, denn es ist eine allgemeine Quelle unsers Unglücks, dass wir glauben, die Dinge seien das wirklich, was sie doch nur bedeuten.

(Aus: Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher, Heft A, 114, zit. n. Schriften und Briefe, Erster Band, München (Carl Hanser Verlag) 1968, 33)

Am Anfang tanzten wir alle (Gabrielle Roth)

Unsere religiösen Ursprünge reichen mindestens 75.000 Jahre bis zu schamanischen Traditionen zurück, die auf den Rhythmen der Natur basierten: dem Phänomen von der Nacht, die zum Tag wird, der atemberaubenden Kraft von Donner und Blitz, den Wunder von Geburt und Tod. Diese Wechsel waren unsere Lehrer und die Quelle unserer Inspiration, indem sie uns die eigene Natur

widerspiegelten. Die Wissenschaft mag ihre Theorien haben und die Kirche ihre Dogmen, doch in Wahrheit wissen wir noch immer nicht, wie und warum das Universum seinen Tanz begann.

Unsere Vorfahren tanzten, bis sie im Tanz verschwanden, bis sie die ganze Kraft des Geistes erfuhren, der ihre Seelen entfesselte. Das war ihre Religion; sie war ekstatisch, sie war individuell und stammesbezogen, und sie bewegte sich durch die Zeit wie eine Schlange. Bis sie sich im falschen Garten wieder fand.

Zunächst verhielten die Kirchenväter sich noch gönnerhaft. Sie integrierten die ekstatische Tradition – „Lasst sie doch ruhig in die Wälder gehen und ein bisschen tanzen! Kein Problem. Was macht das schon, wenn sie dabei nur den Heiligen Geist erwecken?“ Das Problem dabei war nur, dass die Leute, wenn der Heilige Geist tatsächlich in ihnen erwachte, die Erfahrung einer direkten Verbindung zum göttlichen Mysterium machten. Darauf waren die Patriarchen nicht erpicht; es konnte sie ihren Job kosten. … Spontane spirituelle Ekstasen wurden als umstürzlerisch gebrandmarkt, denn die ganze dadurch entfesselte Kraft kehrte sich gegen die Autorität der Kirche. Die Kirchenväter versuchten zwar, diese Kraft der Ekstase zu zähmen und zu kontrollieren, aber Lebenskraft lässt sich nicht kontrollieren.

Die Tradition ekstatischer Tänze mag auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden sein, doch ihr Geist erhebt sich daraus wie Phönix aus der Asche. Wir wurden zur rechten Zeit und am rechten Ort geboren, um beim Beten wieder richtig ins Schwitzen zu kommen. Richard Tarnas erwähnt in „Idee und Leidenschaft – Die Wege des westlichen Denkens“ einen italienischen Mystiker namens Joachim von Fiore, der im 13. Jahrhundert lebte. Der schaute tief in seinen Verstand, der einer Kristallkugel glich, und sah darin „drei Zeitalter wachsender Spiritualität – das Reich des Vaters (das Alte Testament), das Reich des Sohnes (das Neue Testament und die Kirche) und das künftige Zeitalter des Heiligen Geistes, in dem die ganze Welt vom Göttlichen durchströmt sein wird und die Kirche als Institution nicht länger notwendig ist.“ Könnte es sein, dass wir uns auf der Schwelle zu dieser Zeit befinden, die er so klar geschaut hat? In meiner Vision werden wir diese Schwelle tanzend überschreiten.

(Aus: Gabrielle Roth: Leben ist Bewegung. Tanz als Weg der Selbstbefreiung (engl: Sweat Your Prayers, 1997), Berlin (Ullstein Taschenbuch Verlag) 2007, 40-41)

„Das Maß ist die Liebe“ (aus der Feldrede Jeshuas nach Lukas[1])

Euch aber, die ihr zuhört, sage ich: Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen! Und wie ihr wollt, dass euch die Menschen tun sollen, das tut auch ihr ihnen! Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Dank erwartet ihr dafür?

Seid barmherzig, wie auch euer Vater (im Himmel) barmherzig ist.

Richtet nicht, dann werdet auch ihr nicht gerichtet werden!

Verurteilt nicht, dann werdet auch ihr nicht verurteilt werden!

Erlasst einander die Schuld, dann wird auch euch die Schuld erlassen werden!

Gebt, dann wird auch euch gegeben werden! Ein gutes, volles, gehäuftes, überfließendes Maß wird man euch in den Schoß legen; denn nach dem Maß, mit dem ihr messt, wird auch euch zugemessen werden.

(Lukas-Evangelium 6,27.31-33a.36-38, aus: Die Bibel. Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, © 2016 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten)

Biophilie als Wahrheitskriterium von Religionen (Rupert Lay)

Als die Menschen entdeckten, dass sie in einer Welt lebten, die nicht nur Heimat, sondern auch Gefahr bedeutete, werden sie nach der Ursache der Gefährdung nachgedacht haben. Es galt dem blinden Fatum ein Gesicht zu geben. Und so erschufen sie sich eine Macht, die größer war als sie selber. Sie entdeckten Gott oder, da die Menge des Unbeherrschten riesig war, eine Mehrzahl von Gottheiten. Man mag darüber streiten, ob schon der „Neanderthaler“ (Homo sapiens neanderthalensis), die Ursache des Unerklärlichen in einem „Jenseits allen Erkennens“ suchte. Sicher aber scheint, dass „Homo sapiens sapiens“ sehr bald Mächte konstruierte, um das Unerklärliche zu erklären - so gebaren sie die Idee vom Göttlichen. Sicherlich stellten sie bald die Frage, ob und in welchem Umfang sie auf die Willkür des Göttlichen Einfluss nehmen konnten. Sicherlich versuchten sie über Opfer, nicht selten gar Menschenopfer ihr ansonsten

[1] Das Lukas-Evangelium wurde in den Jahren 80-90 verfasst. Ob es in Kleinasien, Griechenland oder Rom entstanden ist, lässt sich nicht sicher bestimmen. (Anm. d. Hg.)

„blindes“ Geschick (das „Schicksal“) ins Erklärliche zu bringen und so, wenigstens gelegentlich, zu ihren Gunsten umzustimmen. Da nun menschliche Erklärungen die Eigenschaft haben, sich zu kollektivieren, entstanden Kollektivkonstrukte, die unter dem Namen „Religion“ firmierten. Hier stellt sich die Frage nach der Realitätsdichte dieser Religionen. Im konstruktivistischen Denken lässt sich solche Dichte zur Realität relativ einfach ergründen: Wahr ist ein religiöses Konstrukt, wenn es denen, die es internalisieren, dazu hilft, Biophilie zu leben. Biophilie ist also das Wahrheitskriterium alles Religiösen und aller Religionen. Stellt sich heraus, dass dieses Kriterium in dem Kollektiv von Menschen, die einer Religion folgen, eher nekrophil endet, so ist eine solche Religion als „nekrophile Ideologie“ abzulehnen – und, wenn sich die reale Chance bietet, mit Mitteln zu bekämpfen, die nicht nekrophile Folgen haben. Jeshua lehrte einst seine Jünger: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“.[1] Ein redlicher Mensch, der sich auch im Religiösen der Ethik verpflichtet weiß, wird also, ehe er sich der Religion seiner Kindheit prüfend entledigt und die „Früchte“ einer Religionsgemeinschaft zuordnet, diese Worte als Wahrheitskriterium akzeptieren.

(Aus: Rupert Lay: Über Religion. Essay aus dem Nachlass (2018), hg. v. Wolfgang Baldes, © 2025 Rupert Diedrich)

Religion als Ereignis (Rupert Lay)

„Religion“ benennt ein sorgsames Bedenken, also ein Sich-Ereignen, das niemals zu seinem Ende kommt. In „Religionen“ wird zumeist und in aller Regel dieses Bedenken in „spanische Stiefel“ eingeengt. Es kommt jedoch einer Philosophie des Sich-Ereignens darauf an, solches Denken zu befreien. Als normatives Beispiel solchen Bemühens sei hier vorgestellt das Mühen der jüdischen Priesterschaft in Babylon[2], die sich eine schier unlösbare Aufgabe stellte: Das Göttliche aus seiner Begrifflichkeit zu befreien und ihm damit die Chance zu geben, sich von Götterbildern zu emanzipieren und zu einem Bildlosen zu finden,

---

[1] Mt 7,16a.

[2] 587 v. Chr. wurde Jerusalem von den Babyloniern erobert. Es kam zu Deportationen nach Babylon, von denen auch die Priesterschaft betroffen war. Nach dem Sieg der Perser über die Babylonier wurde das sogenannte „Babylonische Exil“ 538 v. Chr. durch ein Edikt des Perserkönigs Kyros II. aufgehoben. (Anm. d. Hg.)

das, obschon Urgrund alles Anderen, sich so von allem Anderen in ein Anderes befreit. Die jüdischen Geistlichen nannten es „JHWH“ (Jahwe) und verboten, diesem JHWH einen Namen zu geben. Namen führen leicht in das Zuhandene – JHWH jedoch ist niemals und unter keinen Umständen, erst recht nicht dem Denken zuhanden.

In der Fremde in Babylon schufen sie Worte, die es erlaubten, das Undenkbare dem Denken zu nähern unter der Formel, die sich allem Verbalisieren und damit Begreifenden entzieht, um nicht in diesen zu Götzen zu entarten: „JHWH“… Es gehört zu den Merkwürdigkeiten des religiösen Denkens, das sich wie alles Denken zuletzt im Bildhaften wiederfindet, JHWH trotz allen Verbotes einen Namen zu geben, um es dem bildlosen Denken zu öffnen, einem Denken, das keineswegs leicht ist (man denke etwa an die Bildlosigkeit des mathematischen Denkens). Da man von JHWH nur Eines sagen kann: „ICH BIN DA!“, gibt es nur ein Jenseits dieser Worte: Das „Schweigen“. Es gibt vermutlich nur einen Atheismus: Es ist nicht der, der „die Existenz Gottes“ leugnet, sondern vielmehr der, der vermeint, ihn im menschlichen Sprechen zur Sprache bringen zu können. … Am Anfang wird wohl für alle Menschen, seien sie durch Erziehung oder Denken zum Theismus, Atheismus, Agnostizismus … gelangt, eine Pause des Schweigens stehen; denn man wird, wenn die Zeichen JHWH nicht eine leere Menge benennen, zunächst einmal vor der Möglichkeit, sie sei nicht leer, schweigen. Das Schweigen wird wohl am Anfang jedes verantworteten Glaubens stehen. Wie sich Liebe, Freude, Leid, Tod nicht im Wort zum Wissen bringen lassen, so auch nicht das von JHWH zum Symbol Gebrachte. Am Anfang jeder wie auch immer gearteten Begegnung mit JHWH wird das Schweigen stehen – aber nicht das passive, sondern ein recht aktives, das es erlaubt und/oder gar einfordert, dass sich im Schweigen eine Begegnung ereignet, die größer ist als alles Schweigen. In solchem Schweigen kann sich, wenn überhaupt wahrnehmbar, JHWH ereignen.

Der „Kinderglaube“ liefert hier die Vorgabe, im sich ereignenden Schweigen JHWH wahrzunehmen (das heißt: als wahr zu nehmen). Wer nie die Chance hatte, wie ein Kind zu glauben, wird selten in diesem Schweigen das entdecken, das die jüdischen Geistlichen in Babylon einst „JHWH“ nannten, ohne ihm damit einen Namen zu geben. Er blieb und bleibt das sich namenlos Ereignende, das alles andere, was Menschen leben und erleben können, transzendiert.

Als Jeshua zu Nazareth vor etwa 2030 Jahren als Sohn seiner Mutter Mirjam, geboren in Nazareth, einer Stadt in Galiläa, und als (Adoptiv-)Sohn eines Handwerkers geboren wurde, herrschten die Römer in Galiläa. Als er etwa 30 Jahre war, verließ er seine Heimat und wurde zum Wanderprediger. Der Grundgedanke seiner Lehre: JHWH, den er seinen Vater nannte, sei „Liebe".
Und so schreibt der Verfasser des „1. Briefes des Johannes"[1]: „Wer liebt, hat JHWH schon erkannt, denn JHWH ist Liebe!". Anders und Anderes gibt es nicht zu erkennen. Wer ein Erkennen im Jenseits des Schweigens oder im Anders der Liebe sucht, wird unvermeidlich im Atheismus enden. Es ist eines der Rätsel des Menschseins: Seit es etwas zu schreiben gibt, meinen Viele, man könne über Alles schreiben – auch über das, was sich dem Sprechen entzieht.

(Aus: Rupert Lay: Über Religion. Essay aus dem Nachlass (2018), hg. v. Wolfgang Baldes, © 2025 Rupert Diedrich)

„Ich will die Hölle löschen…" (Wolfgang Baldes)

Religionen sind sehr störanfällige Gebilde. Über Bilder wollen sie sich dem Unvorstellbaren nähern. Das Judentum entwickelte einen Gottesnamen, der nicht in Sprachbilder gefasst werden konnte: „YHWH" (Jahwe) kann allenfalls mit „Ich bin, der ich für euch da bin" wiedergegeben werden. Ansonsten folgte das Judentum wie später auch der Islam einem Bilderverbot. Heute wissen wir, dass religiöse Bilder und Metaphern moralisch missbraucht werden können. Ein Grund mehr, sie einer Kritik zu unterziehen.

Auch der Sufismus, eine islamische mystische Bewegung, wandte sich gegen religiöse Bilder. Denn sie sind oft nicht hilfreich und können vom Ziel trennen, das Einssein mit Gott, zwischen Liebendem und Geliebten zu erreichen. Im 8. Jahrhundert war Rabia al-Adawiyya im heutigen Irak eine bedeutende weibliche Sufi. Eine Überlieferung sagt, sie ging mit einem Eimer Wasser in der einen und einer Fackel in der anderen Hand durch Basra. „Fragte jemand, was es mit dem Eimer und der Fackel auf sich habe, antwortete sie: ‚Ich will die Hölle löschen und das Paradies verbrennen, damit Gott nur noch seiner ewigen Schönheit wegen geliebt wird.'"[2]

---

[1] Der 1. Johannesbrief dürfte gegen Ende des 1. Jahrhunderts verfasst worden sein. (Anm. d. Hg.)
[2] Navid Kermani: Große Liebe. Roman, Hamburg (Rowohlt Taschenbuch Verlag) 2016, 33.

Vorurteilsfrei lieben (Ringparabel von Gotthold E. Lessing)

Nathan:
Vor grauen Jahren lebt‘ ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Dass ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, dass dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei; und stets der liebste,
Ohn‘ Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. –
Versteh mich, Sultan.
Saladin: Ich versteh dich. Weiter.
Nathan:
So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen;
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihn bald der, bald dieser, bald
Der dritte, - sowie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten, würdige
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, solang es ging. Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei

Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. Was zu tun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen,
Und seinen Ring, und stirbt. Du hörst doch, Sultan?
Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt):
Ich hör, ich höre! Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. Wird's?
Nathan: Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst.
Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich;
(nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)
fast so unerweislich, als
Uns jetzt – der rechte Glaube.
Saladin: Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? ...
Nathan: Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
Saladin:
Die Ringe! Spiele nicht mit mir! Ich dächte,
Dass die Religionen, die ich dir

Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!
Nathan:
Und nur von seiten ihrer Gründe nicht.
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! Und
Geschichte muss doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? Nicht?
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, dass du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nämliche gilt von den Christen. Nicht?
Saladin:
(Bei dem Lebendigen! Der Mann hat recht.
Ich muss verstummen.)
Nathan: Lass auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. Wie auch wahr! Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. Wie nicht minder wahr! Der Vater,
Beteurt' jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels

Bezeihen; und er wolle die Verräter
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.
Saladin:
Und nun, der Richter? Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!
Nathan:
Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis‘ ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, dass ich Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis dass der rechte Ring den Mund eröffne?
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muss
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! Nun; wen lieben zwei
Von Euch am meisten? Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? Oh, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.
Saladin: Herrlich! herrlich!
Nathan:
Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! Mein Rat ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. Möglich; dass der Vater nun
Die Tyrannei des *einen* Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! Und gewiss;
Dass er euch alle drei geliebt, und gleich

Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen
Als ich; und sprechen. Geht! So sagte der
Bescheidne Richter.
Saladin: Gott! Gott!
Nathan: Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein: ...
Saladin (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren lässt):
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!
Nathan: Was ist dir, Sultan?
Saladin: Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. Geh! Geh! Aber sei mein Freund.
Nathan:
Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?
Saladin: Nichts.
Nathan: Nichts?
Saladin: Gar nichts. – Und warum?

(Aus: Gotthold Ephraim Lessing: Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen (1779), 3. Aufzug, 7. Auftritt. Hervorhebung durch die Hg.)

Stern der Lebensorientierung - Eine Befragung (Eilika Emmerlich)

2.16. Die Rolle des Biophilie-Postulats für die Adressaten

Es zeigte sich, dass alle Befragten den Wortlaut des Biophilie-Postulats zitieren können. Das setzt mindestens voraus, dass sie sich damit auseinandergesetzt haben. Doch damit nicht genug: Aus den Antworten wird deutlich, dass Lay die Gruppe nachhaltig beeinflusst und ihr Ethos geprägt hat. Vergegenwärtigt man sich zudem, dass es sich bei den Befragten um Erwachsene handelt, kommt dieses Bekenntnis zum Biophiliepostulat einer Konversion gleich. Die Sinn und Orientierung suchenden Führungskräfte haben eine Maxime gefunden und internalisiert, die für sie handlungsleitend geworden ist. Die Fragestellung[1] in Form einer Satzergänzung soll die persönliche Relevanz des Postulats aufzeigen.

„Das Biophilie-Postulat ist für mich…

… mein höchster handlungsleitender Wert, aber ich kann ihn nicht immer einhalten“; „… ein zentrales handlungsleitendes Prinzip“; „… oberster handlungs- und entscheidungsleitender Wert“; „… eine Richtschnur. Ist meine Handlungsmaxime“; „… wichtig, prägend, etwas, was ich praktisch zu machen versuche“; „… eine überaus hilfreiche Orientierung in meinem Leben“; „… der oberste handlungsleitende Wert. Den verdanke ich Rupert Lay“; „… ein ethischer Grundsatz, der ein verantwortet gebildetes Gewissen voraussetzt und eine persönliche Freiheitsstufe schafft gegen Manipulation und falsches Miteinander. Es nimmt immer das Gegenüber mit und schafft eine kommunikative Einheit. Das führt zur Lebensbefriedung“;

„… ist der ‚Stern‘ meines Lebens. Mein Lebenssinn liegt darin, die ‚Welt‘ ein bisschen besser zu hinterlassen. Ich habe eine Verantwortung für meine Nächsten und mich selbst“; „… unbedingt ein Leitsatz für mein Leben. Ich habe es internalisiert, prüfe aber nicht bei jeder Entscheidung“; „… Fluchtpunkt meines Lebens“; „… mit eine Instanz, um mein Gewissen daran auszurichten. Ist mein höchstes handlungsleitendes Kriterium“;

„… trifft den Kern dessen, was ich fühle. Es ist im Gefühl angelegt. Wir wissen immer, wenn wir jemanden geschädigt haben. Ich habe es internalisiert“; „… ist

[1] Vgl. Anhang 4, Frage 43: Ergänzen Sie bitte den Satz: „Das Biophilie-Prinzip ist für mich…“

ein innerer Merkzettel geworden, nach dem ich mein Handeln ausrichte und abends darüber nachdenke“;

„… die Liebe zum Leben des anderen, die stets die Liebe und das Leben mehren soll“; „… eine soziale und personale Handlungsorientierung“; „… Leben erhalten, Lebendiges Totem gegenüber zu setzen. Entscheidungen zu fällen, die Lust auf Leben machen“;

„… eine richtige und leicht zu messende Leitlinie beim Handeln. Ein Leitfaden, wichtigster Ausgangspunkt für mein Leben“; „… ist die Basis meiner täglichen human-relevanten Entscheidungen“; „… jedem Menschen empathisch gegenüber zu treten, ihn zu akzeptieren und gemeinsam eine win-win-Situation zu suchen“;

„… 1) eine Maxime des Handelns und 2) die Möglichkeit zur Reflektion im Nachhinein“.

Einige der Befragten verbinden mit dem Biophiliepostulat nicht nur interaktionelle, sondern auch religiöse Vorstellungen, wenn auch nicht immer christliche:

„Das Biophilie-Postulat ist für mich…“

„… Grundlage meines Gewissens und Grundlage des Christentums: Alles Leben zu entwickeln und zu entfalten“; „… ein Leitstern meines Lebens, an dem ich mich zu orientieren versuche. Ähnlich, wie an der Bergpredigt“;

„… eine gute Umschreibung einer religiösen Einstellung: Das Urchristliche, Vor-Konstantinische, das ich auch im sunnitischen Islam sehen würde“; „… Glücklichsein mit mir und der Welt. Gucken, dass man bei allem, was man tut, sich eins fühlt mit der Welt. Welt ist für mich ‚alles, was es gibt‘, eher buddhistisch“.

2.17. Biophilie im Praxistest

Befragt nach ihrer Erfahrung mit der Umsetzung des Biophiliepostulats in sozialen Systemen betonen die Adressaten, dass der Spielraum zur Gestaltung der Beziehung in dem sozialen System den Ausschlag für den Erfolg gibt.[1]

„Als Angestellter schwieriger als als Unternehmer. Man kann es dort leben, wo man Einfluss nehmen, gestalten kann"; „Wo ich einen Gestaltungsspielraum habe"; „Wo ich am meisten Gestaltungsspielraum habe, in der Ehe und der Familie. Ich habe mit meiner Frau gesprochen, wir haben dann gemeinsam ein Seminar besucht. Ich finde, beide sollten sich weiter entwickeln. Ich setze es auch in meinem Unternehmensbereich mit 450 Leuten um";

„Je institutioneller das System wird, desto schwieriger wird es"; „Schwierig wird es bei öffentlichen Institutionen"; „Am ehesten in der Familie. Sie ist der intimste, überschaubarste Bereich, daher ist es dort am einfachsten. Im Unternehmen ist es wahrscheinlich nicht durchzuführen – das Allgemeine Bewusstsein orientiert sich am niedrigsten Standard";

„Am wenigsten in der Partei. Im privaten und beruflichen Leben wäge ich ab und entscheide mich nach dem Biophilie-Prinzip"; „Überall, man muss sich bemühen. Man darf nicht nur die eigenen Interessen verfolgen, sondern muss auf den anderen achten"; „Mit einiger Anstrengung auch im Unternehmen".

Die Antworten zum Biophiliepostulat zeigen, dass die Adressaten die Maxime für universalisierbar halten: Sie kann für alle Menschen gelten, in allen sozialen Systemen verwirklicht werden und sie ist vereinbar mit verschiedenen Religionen, ohne auf einer Religion zu beruhen. Die Theorie Lays wird hier von den Praktikern bestätigt. Als *Anlage 5* habe ich Rudolf Jansches Festrede zu Lays 70. Geburtstag angefügt, die den Titel „Biophilie im Unternehmen" trägt und über die erfolgreiche Konversion einer Aktiengesellschaft berichtet.[2]

…

---

[1] Vgl. Anhang 4, Frage 44: In welchem sozialen System ist es ihrer Erfahrung nach am ehesten zu verwirklichen? (Partnerschaft, Ehe, Familie, Unternehmen, Partei…)

[2] S. 56-61 in diesem Lesebuch. (Anm. d. Hg.)

3.1 Orientierung für ein „gutes Leben“

Die Vorstellung von einem „guten Leben“ ist Teil einer kritischen Theorie, also sollten auch die Adressaten ein solches Ziel vor Augen haben. Ich habe deshalb gefragt, ob die Probanden in Lays Lehre Ansätze für ein sinnvolles, gelingendes Leben gefunden haben.[1]

Die Zustimmung liegt bei 95 Prozent.

„Lay steckt den Rahmen ab. Er macht einem deutlich, was für einen das gute Leben sein kann. Doch finden muss man es selbst“, sagt einer.

„Die Aufbauseminare betrafen den Lebensinhalt. Doch es kommt auf dich selber an – du musst selber weitermachen“. „Er erklärt, wie man mit dem Leben und einem Lebensplan umgehen soll. Wie man für ein ‚projet de vie‘ die Prioritäten setzt“. „Er hilft Menschen, herauszufinden, was gut für sie ist“.

Worin liegt der Sinn, wann kann man ein Leben als gelungen bezeichnen? Ein „gutes Leben“ bedeutet, Orientierung zu haben, „einem Stern zu folgen“ und dieser Stern ist für die meisten das **Biophilie-Postulat**.

„Ich habe den Fluchtpunkt der Menschenliebe angenommen. Die Öffnung für griechische Philosophie und Logik hat meine Lebensführung erleichtert“. „Biophilie hat mir Orientierung gegeben, ich richte mein Leben danach aus“. „Eine ganz fundamentale Erkenntnis wie das Biophilie-Konzept hat mich persönlich stark berührt. Ich habe versucht, es zu integrieren. Er (Lay) hat mir Orientierung gegeben“. „Biophilie, bewusstes Verhalten nach Biophilie. Praktiken wie Meditation und Diskursstil, Dialektik des Ausgleichs bewirken positive Veränderungen fürs Leben“. „Ruperts Biophilie: ‚Geh mit den Menschen sorgsam um‘ und ‚ich will Spaß an der Arbeit haben‘. Das kannte ich nicht ohne Rupert“.

Die zweite Erkenntnis für ein gelingendes Leben ist die **Alterozentrierung**, denn aus dem verstehenden Umgang miteinander erwächst Glück:

„Er hat mich und meine Frau durch die Seminare ‚geschult‘ zu gegenseitiger Akzeptanz und gleichzeitig die eigne Autonomie zu stärken. Autonomie und Du-Zentrierung bewirken das Glück“. „Ich habe von ihm gelernt, was ‚Glück‘ bedeuten kann. Bis dahin war ‚glückliches Leben‘ für mich eine unerreichbare Fiktion. Im Laufe der Jahre mit Rupert ist ‚geglücktes Leben’ in eine für mich

---

[1] Vgl. Anhang 4, Frage 7: Haben Sie in seinen Lehren Angebote für ein sinnvolles, gelungenes Leben gefunden?

erreichbare Dimension gerückt und verwirklichbar“. „Leben bejahen und fördern, andere mit einbeziehen“. „Der Grundsatz ‚Koordination statt Subordination‘“.

Eine dritte Möglichkeit liegt in der **Selbstfindung**, zu der Lay offensichtlich angeleitet hat:

„Man lernt bei Rupert, sich für sich selber Zeit zu nehmen. Lernt, wo man Irrtümern unterlegen ist, lernt zu hinterfragen. Man kann Themen in den Dialog aufnehmen, die vorher tabu waren. Er hilft den Menschen, zu sich selbst zu finden“. „Ein gelungenes Leben ist nur möglich, wenn die Menschen sich selbst klären. Die Meditation bringt was“. „Ich habe meine eigenen ‚10 Gebote‘ aufgeschrieben, mein eigenes Credo: Für was stehe ich?“ „Weil ich gelernt habe zu definieren, was ich kann, was ich tue und was ich will, also Authentizität“. „Eigene Verantwortung für sich selbst zu übernehmen. Akzeptanz, dass man letztendlich allein ist – eventuell mit seinem Glauben. Das ist versöhnlich, weil die ‚Ent-Täuschung‘ wegfällt“.

Es ist einleuchtend, dass diese drei Wege zu einem gelingenden Leben sich nicht ausschließen. Es hängt wohl von den an sich selbst erkannten Defiziten ab, wo die Probanden die Hauptrichtung ihres Weges sehen und dann die beiden anderen Möglichkeiten als Wegbegleiter wählen. Aber es ist aufschlussreich, dass Lay keinen Weg „empfiehlt“, wie es Geuss von einer Kritischen Theorie erwartet, sondern wie der Wittgensteinsche Wegweiser nur die Richtung zeigt: Sie zu bejahen und einzuschlagen obliegt dem Einzelnen.

(Aus: Eilika Emmerlich: Rupert Lay und die Manager. Eine Kritische Theorie und ihre Praxis (Eine Kritische Theorie und ihre Praxis – untersucht an Werk und Wirken von Rupert Lay (Inauguraldissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie im Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaften der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt am Main, eingereicht im Jahr 2009)), Großkrotzenburg (Ronneburger Texte) 2009, 384-387.400-402. © Eilika Emmerlich)

Statt eines Nachwortes …

Im Universum treffen sich zwei Planeten auf ihrer Umlaufbahn. Der eine ist gut drauf, dem anderen geht es sichtbar schlecht.

Sagt der eine gut gelaunt:
Lange Zeit nicht gesehen! Wie geht es Dir?

Antwortet der andere voller Missmut:
Schlecht!

Fragt der eine den anderen mitfühlend:
Wieso? Was ist los?

Der informiert ihn:
Es ist entsetzlich – ich habe den Homo sapiens!

Da tröstet der eine den anderen mit den Worten:
Mach Dir keine Sorgen! Das geht auch vorbei!

Irgendwann wird es mit dem Homo sapiens vorbei sein, früher oder später. Man kann das bedauern, erleben will man es nicht. Bei der Biophilie geht es nicht um Optimismus oder Pessimismus, wohl aber um einen liebenden Blick auf die Welt, um die Wertschätzung der Gesamtheit des Lebens und um den Respekt und die Achtung besonders von (personalem) individuellem Leben. Wir haben gelesen, dass das Leben auf der Erde – nach aktuellem wissenschaftlichem Stand – vor etwa 3,5 bis 4 Milliarden Jahren entstand. Wir können natürlich nicht wissen, ob das stimmt. Aber wir meinen, dass sich daraus eine Art biophiler Verantwortung ableiten lässt.

Die Herausgeber

PS: Wem das Lesebuch gefallen hat, der kann uns hier über PayPal symbolisch einen Cappuccino oder ein Bier ausgeben:
https://www.paypal.com/pool/9dC61pCUED?sr=ancr
Damit können wir Nutzungsrechte für weitere Texte erwerben.